

Der Tod der Dilettanten



Emanuel Mayer

Emanuel Mayer

Der Tod der
Dilettanten

Impressum Buch und Cover:

Emanuel Mayer
Bismarckstraße 40
10627 Berlin

E-Mail: Emanuel@Emanuel-schreibt.de

Meine Website: <http://www.Emanuel-schreibt.de>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

Siehe <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>

Vorabinformation:

Es handelt sich bei diesem Buch um eine Rohfassung. Das bedeutet: Rechtschreibfehler sind, wenn sie nicht aufgespürt und vernichtet wurden, noch immer im Text vorhanden. Grammatikfehler auch. Plot-Punkte sind aber da. Glaub ich jedenfalls.

Das Buch sollte ein offizieller Nachfolger meines Anthologie-Projektes »Der Club der Dilettanten« sein, blieb aber ein Experiment in Meta-Fiktion, die ich zur Zeit meines Schreibens geradezu verschlang.

Deshalb veröffentliche ich das Buch kostenlos unter Creative Commons. Link ist im Impressum, eine Seite zurück.

Viel Spaß und Danke fürs Lesen. Ich schreibe für euch, weil ihr cool seid und weil ihr lest. Yeah, Lesen!

Siebender Stock, Balkon, eine Person. Johannes flucht. Wieso müssen die Idioten immer genau an Silvester versuchen, sich umzubringen. Können die nicht an einem anderen Tag, der genauso unwichtig für sie ist, ihren Pakt mit dem Selbstmordgott abschließen? Hinter ihm hechelt Bernd, hält sich am Geländer fest, als würde er sonst runterfallen. Eine Art indirekter Selbstmord. Scheiß Ernährung. Johannes schüttelt den Kopf. »Noch 2 Etagen, du schaffst das!« Er hört seine eigene Stimme im Treppenhaus herumdröhnen, wird von Donnern im Hintergrund aufgeweicht, verschluckt und ausgekotzt. Lichter rasen über die Fensterscheiben im Hintergrund, verwandeln das Treppenhaus in eine Disko. Donnernder Applaus prallt an den Wänden ab, dröhnt sich einen Weg in Johannes Unterbewusstsein. Irgendwo muss eine Party sein. Er hört Leute skandieren »10, 9,8« und mit einem Mal wird das Datum klar. Er hatte irgendwas vor, aber was? Die Zahl »0« wird hochgejubelt. »Fuck, Silvester« hechelt er. Bernd hustet im Hintergrund. »Scheiße, wieder so ein Wahnsinniger zu Silvester.« Johannes weiss, was Bernd meint. Jedes Jahr derselbe Mist. Irgendein Idiot versucht sich umzubringen. Noch ein Stockwerk. »Die Tür, offen?« fragt Bernd. Johannes grinst freudlos. »Wenn nicht, dann bald.« Eine dunkelgrüne Tür, von einer billigen Energiesparlampe, zu oft an- und wieder abgeschaltet, beleuchtet, taucht vor ihm auf. Er klopft. Keiner reagiert. »Sind wir auch richtig?« »Der Notruf kam von einem Typen namens Srange aus Wohnung gegenüber. Ein Mann auf dem Balkonabsatz. Das war vor ner Viertelstunde und wir beide haben seinen Schatten gesehn, nich war?« Bernd hechelt immer noch. Weniger Pizza und Alk, dann passt auch so ein Treppenaufgang wieder. Augenringe wie ein Drogi. Fuck. Johannes hätte heute lieber Dienst mit Markus oder Frank gehabt, sogar mit Malte, aber Bernd, Fuck. »Kriegst du hin, hier endlich auch mal aufzutreten wie ein ...« vergiss es. Bernd hört nur seine Schnappatmung. Johannes klopft erneut. »Herr Mattes? Sind Sie da?« Fuck. Keine Reaktion. »Bernd, schau aus dem Fenster, ob unsere Freunde schon da sind.« Blaues Licht flackert über den Flur. »Okay, lass es. Sie sind da.«

Ich stehe über der Stadt, starre in die Weite, versuche, das Feuerwerk zu bewundern, was mir schwerfällt, denn ich stehe nicht aus Spaß hier. Es ist bitterer, tödlicher Ernst. Meine Hände haben sich hinter meinem Rücken verkeilt, ineinandergefasst wie Klammern aus Stahl. Meine Schultern schmerzen und ich richte mich auf. Aus den Fenstern gegenüber brennen sich mir Lichter in den Kopf, Lampen, die herumschwanken wie die Menschen in den Wohnungen, besoffen von Sekt und Hoffnung, dass 2012 ein besseres Jahr wird als das letzte. Es soll wohl für ein paar Typen das letzte Jahr werden, das sie erleben, wenn man den Prognosen der Esoteriker, Untergangspropheten und Sektenführern glaubt. Ich glaube das nicht. Ich bin zu materialistisch, zu anti-deterministisch, alles kann sich immer ändern, alles zum Schlechteren. Immer und immer wieder versuche ich durch die Fensterscheiben vor mir zu schauen, Menschen zu erkennen, doch die Schatten sind zu schnell vorbei und ich traue mich nicht, mich weiter nach vorn zu beugen, denn ich könnte runterfallen. Runterfallen, den Luftzug zu spüren, bis ich auf den Boden knalle. 7. Stockwerk, knapp 40 Meter zwischen mir und dem Beton. Man sagt, dass die meisten Leute versuchen, sich umzubringen, wenn sie allein sind, wenn sie es nicht sein wollen, wenn sie merken, dass all die Jahre, die sie damit verbracht haben, unabhängig zu sein und es endlich irgendwie geschafft haben, weil alle anderen, die sie gemocht haben, tot sind oder so weit fortgezogen, dass nichtmal das Internet sie ins eigene Leben zurückzerrt ... und das ist sonst Heiligabend oder Silvester. Wieder ein Jahr vor sich, ein Jahr voller Qualen, voller winziger erzwungener Freuden wie »sieht die Blume nicht schön aus? Sieh sie an und erkenne, dass sie dir viel mehr Freude machen muss als ein Lottogewinn oder Sex oder ein Sportwagen«, solche kleinen Pseudo-Freuden, dass es schmerzt, sich dazu zwingen zu müssen, da wäre ein konsequentes Ende... nun ja, konsequent. »Hey, Sie?« eine Stimme von hinten. Ich nicke in das Nichts vor mir, betrachte das blaue Blinken unter mir und Hände zerren mich von der Mauer, ich knalle mit dem Kopf auf den Boden, sehe Sterne, Gesichter auftauchen. »Verdammt, das war knapp.« sagt einer der Typen, während sich jemand bemüht, mein gespieltes Kreischen zu unterdrücken, in dem er mir eine Spritze in den Arm rammt, gnadenlos wie ein Henker, so kalt, so kalt, dass ich mich daran erinnere, wann ich das letzte Mal ...

»Belanglosigkeit ist ein Mittel, um die Massen in einem Bann zu halten. Belanglosigkeiten, gefüttert von Fernsehstationen, von Zeitschriften, von Musik, von all dem neumodischen Kram, der uns umgibt. Alles was wir tun, ist belanglos, denn wir kennen es nicht mehr anders. Mag sein, dass vor tausend Jahren genau dieselben Menschen genau dieselben Dinge gedacht haben wie wir selbst, aber ... sie haben die Belanglosigkeit nicht zu ihrem Gott gemacht.«

Ich nicke ihm zu, meinem Verleger und wundere mich, dass er mich nicht anschaut, während er mit mir redet. Seine Augen starren auf die Papiere vor ihm, als wären sie ein Magnet aus Wortfetzen, die seine Hirnströme in seine Richtung lenken. Er schweigt nun. Im Hintergrund, vorbei an der Gardine, die versucht, die Welt jenseits des Fensters auszuschließen, hängt ein Teppich aus Smog und Gestank, aus Lärm und Licht. Es ist ein Donnerstag, es ist kurz nach zwei Uhr und ich hasse es. Donnerstage sind furchtbar. Die schlimmen Dinge geschehen immer an einem Donnerstag. Ich hätte es wissen müssen, nein, ich wusste, dass mich heute kein freudestrahlender Mensch erwartet, der mir auf die Schulter klopft und mir sagt, dass alles, was ich tue, gut und richtig ist. Donnerstage sind ein Garant dafür, zu erfahren, was man falsch gemacht hat. In diesem Sinne sitze ich auf diesem Stuhl, der perfekt, also klein, knochig und billig, mitten im Raum steht, den Rücken zur Tür, während mein Verleger, der sich bereiterklärt hat, mich zu demütigen, auf seinem Sessel klebt wie ein Schluck Schweißwasser, der nicht bereit ist, zu verdunsten. Ich könnte die Augen schließen und würde dennoch alles sehen, was mich umgibt. Das Schweigen bekommt eine Art meditatives Symbol, wird zu einem Charakter, der den Raum in Besitz nimmt, genau wie das Regal mit den Bestsellern des Verlags eine Grenze zur belanglosen Realität bildet, die draußen auf uns lauert. Ich wäre jetzt gerne da draußen, in dieser belanglosen Realität, würde vielleicht daheim sitzen, einen Kaffee trinken und in das Rauschen des Fernsehers starren, der mir zumindest manchmal einen Hauch notwendiger Inspiration beschert. Anfangs noch erleichtert von der Angewohnheit des Mannes mir gegenüber, zu schweigen, wenn er nichts zu sagen hat, macht mir die Sache langsam Sorgen und die Stille wird zur Beeinträchtigung meiner aktuellen Lebensqualität. Ich fühle, wie mein Mund trocken wird, mir die Spucke verdunstet und sich hinter meiner Stirn wieder verflüssigt, merke, dass meine Schweißtropfen sich unterhalten, wer und wann zuerst seinen durchsichtigen Kopf nach draußen reckt.

Stefan starrt an mir vorbei an die Wand. Ich glaube, dass er versucht, sich einzubilden, wie ich verschwinden könnte, mit genug Aufsehen, um meine Existenz in seinem Verlag zu rechtfertigen. Stefan Treu, so untreu wie sein Name es nicht suggeriert, ist ein Schweinehund vor dem Herrn, ein knallharter Geschäftsmann, der seinem Namen ähnlich nur dem nachfolgt, der ihm langfristig eine Menge Profit einfährt und ich, nun ich, bin auf einem absteigenden Ast. Dass ich an einem Donnerstag in seinem Büro sitze, schwitze, ist mehr als ein Hinweis darauf, dass ich am Arsch bin, es ist ein Schlag mit einem Zaunpfahl, in dem der Nagel noch steckt, der extra stumpf gefeilt wurde, winzige Ecken hineingefräst und mit Hundescheiße beschmiert worden ist: Ein langsames und qualvolles Todesurteil.

Was denkt der kleine Mann sich, der vor ihm hockt, die Augen gesenkt, der sich umschaute, als wäre er gefangen? Stefan grübele schon länger, genießt die Stille um ihn herum nicht. Er ist ein Mann der Tat, ein Geschenk der Götter an die puritanische Menschenwelt, denn Arbeit erzeugt Macht und Erfolg, zwangsläufig. Er setzt sich aufrecht hin und starrt Roy an. Roy sollte eigentlich seine Faust heben, den Blick, der auf ihn lastete, mit einer zornigen Kopfbewegung abschütteln und seinem Verleger mitteilen, dass er bereit wäre, die Welt in ihren Festen zu erschüttern.

Doch das geschieht nicht. Stefan fühlt sich auf gewisse Art und Weise enttäuscht wie Eltern, deren Kind trotz Lernens noch immer eine 3, ein »zufrieden« produziert mit Tendenz zum »genügend«. Sein letztes Buch hat dem Verlag Absätze in mittleren Zahlen eingebracht, mehr nicht aber auch nicht weniger. Es lag an der offensichtlichen Struktur der Sache, dem man sich aussetzte, aber was konnte man schon erwarten von einem Beamten, der nebenbei versuchte, die Welt im Sturm zu nehmen mit Worten statt Taten, guten, erwachsenen, starken Worten, geschrieben mit stolzer Hand auf gnadenloses Papier. Vor 100 Jahren hätte Roy noch Erfolg gehabt in seiner alten Art und Weise, wie er Worte verknüpfte zu einem verkopften Text, emotionslos wie eine Tankstelle an der Autobahn.

Stefan schüttelt den Kopf. »Also, was sagst du dazu, Roy?« Der Angesprochene zwinkert, sichtlich überrascht davon, angesprochen zu werden. »Wie meinst du das?« Stefan reagiert gereizt. »Dein jetziges Projekt vielleicht? Ist es lesefreundlicher als dein Erstling? Du weißt, die Leute wollen einfache Sachen lesen. Die Mindfuck-Gehirnschmelz-Fans sind selten und sie sind geizig mit ihrem Geld. Man siehts an den Zahlen.«

Roy's Hände krümmen sich um das billige Polster, auf dem er sitzt. Stefan vermutet, dass der Schriftsteller kleiner werden, sich den Anklagen seines Gegenübers entziehen will. So ein Feigling!

»Also?« fragt er. Roy zuckt apathisch mit den Schultern. »Ich bin derzeit in einem neuen Projekt. Es wird Zeit benötigen, zu wissen, was daraus wird. Es ist ein Symbol für die Schatten, die unter unserem Haus lauern, sich hinaus ...«

»Wieder so ne Symbolkiste? Mensch, Roy! Wie gut wird man es verstehen können? Wieviele Wörterbücher braucht man dazu? Gibt es dazu ein Heft mit Erklärungen?« Stefan fühlt, wie seine Energie aus seinem Körper tröpfelt, wenn immer er mit Roy spricht. Diese Passivität kotzt ihn an.

Roy versucht zu lächeln, es gelingt ihm nicht. »Es wird ein leichteres Buch werden müssen, stimmt's?« Stefan versucht, nicht auszurasen. Was denkt sich der kleine Mann nur? Er bekommt Kopfschmerzen, wenn er zu lang mit Roy spricht. In der Nacht schwebt ein Geist mit Roy's Gesicht in seinem Fenster und lacht ihn aus. »Ja, ein ... lesenswerteres, sachlicheres, auch wenn du auf Poesie stehst, zu viel Poesie ist nicht lesbar. Ich habe dir doch von der Belanglosigkeit erzählt. Hast du zugehört? Du bist zu komplex für die Köpfe der Leute da draußen und wir bedienen die Leute da draußen. Hörst du sie? Sie tuscheln, wenn sie dich sehen. »Ist das nicht Roy Matters? Der hat doch dieses Buch geschrieben über diese Sache? Nein, ich habs nicht gelesen, es ist einfach zu dick und die Schrift ist zu klein und ein Bekannter hat gesagt, dass es blöd ist, weil niemand darin Sex hat.« Hörst du sie kichern? Das muss nicht sein.«

»Aber wie soll ich das tun?« fragt Roy und Stefan seufzt. »Du musst in die Herzen der Menschen, nicht in ihren Verstand. Was habe ich dir nochmal gesagt? Die Belanglosigkeit ist das A und O in dieser Sache. Schreibe über Dinge, die du kennst, nicht über Dinge, die du dir erdenkst. Was arbeitest du nochmal?«

Stefan starrt auf Roy, der auf ihn starrt, dann die Augen senkt und in emotionalen Zusammenbruch übergeht. »Hör zu.« Er beugt sich über den Tisch, die Hände in die Tischplatte gepresst, ein Wunderwerk aus Stahl und Glas, so teuer wie 3 Monatslöhne der Tippse, die vor der Glastür ihm gegenüber darauf wartet, dass er einen Wunsch äußert. Hätte ihn seine Frau nicht gezwungen, eine Freundin von ihr einzustellen für genau diesen einen Job, hätte er sicher andere Wünsche »Harr Harr.« Stefan schüttelt den Kopf und blickt hinunter auf Roy. »Glaub an den Erfolg, Roy. Du bist auf einem so guten Weg. Ich meine, unsere Firma würde sich doch nicht mit Erfolglosen abgeben, nicht wahr?« Er grinst innerlich, als er Roys Reaktion sieht: Panik. Manchmal muss man gleichzeitig »guter Cop« und »böser Cop« sein, und die Leute in die richtige Stimmung zu versetzen, etwas zu tun, was sie eigentlich wollen und dann wieder nicht.

»Geh hinaus in die Welt und erlebe was. Oder lass dich forttreiben, aber bleib nicht auf dieser Stelle stehn, das ist krank und klein und du willst doch nicht klein oder krank sein, nicht wahr?« Roy hebt die Augen. »Suggestivfrage.« Stefan schüttelt den Kopf. »Na, immerhin sprichst du noch mit mir, lebst wieder in dieser Welt.« Er grinst. »Hör zu. Wir brauchen Ergebnisse, wir brauchen Fakten, wir brauchen Vorschläge und wir brauchen endlich mal« er schlägt auf den Tisch und die Stifte in seinem Kristallglas, das er sich vor Jahren in einem böhmischen Glasbläsermuseum, sagen wir so, erschlichen hat, klirren gefährlich. »Zeit uns was, Roy. Ich weiss, du kannst es!«

Roy nickt, auf gewisse Art wirkt erleichtert und dennoch, als er wisse er nicht, was er tun soll, bis Stefan ihn mit dem Finger auf die Tür hinweist. »Wir hören voneinander, Champ! Solltest du Fragen haben, ruf an, schreib nen Brief, ne Email, irgendwas. Lass uns nicht hängen. Wir lassen dich auch nicht hängen.« Stefan setzt sich wieder hin, atmet schwer und holt sich einen Whiskey aus der Schublade unter seinen noch nicht abgelehnten Manuskripteinsendungen, die ihm Lektorin gestern gebracht hat, nach kurzer Durchsichtigung »die guten in das Töpfchen« gelegt hat, auf seinen Schreibtisch.

Hier war vor Zeiten auch Roys Werk gelandet, voller Hoffnung, potenziell erfolgreich, hatte aber schlappgemacht in der dritten Runde der Veröffentlichung, denn anstatt das eigene Buch zu bewerben, hatte er sich zurückgezogen, als wölte er gar nicht, dass man von ihm spricht. Er ließ sich auf keine Diskussion ein, schwieg nur, wenn man deswegen, vielleicht auf der Straße, in Kneipen, sogar in einer Radiosendung, ansprach, um zu versuchen, seinen Gründen, ein Projekt von tausend Seiten erschaffen zu haben, habhaft zu werden. Roy hatte geschwiegen und Stefan war anfangs auch seiner Meinung, denn er erinnerte sich durchaus an andere Autoren, die sich nach einigen Werken so sehr zurückgezogen hatten, dass nur ein vergilbtes Bild ihre Existenz beweisen sollte. Diese Künstler jedoch waren Genies, Halbgötter, die in der Ursuppe aus Buchstaben rühren und ganze Zivilisationen in einem Satz unterbringen konnten, aber nicht Roy. Roy war zu belanglos für die Wahnsinnigen und zu komplex für die Leute, die sich an den Kiosken an neuen Abenteuerheftchen erfreuten, sprich: Er hatte niemanden für sich, aber versuchte auch nicht, seine Feinde ins eigene Boot zu holen. Die Rezensionen im Internet waren Mangelware, vermutlich hatten die Fernsehbuchbesprecher bereits nach der ersten Seite dem Drang nachgegeben, statt dieses Werks irgendeinen Klassiker aus der verstaubten Schublade zu ziehen.

Apropos Schublade: Stefan stellt die Flasche wieder zurück und schnaubt. »Ich wünsche dir viel Erfolg.« Er setzt sich auf seinen Sessel und dreht diesen zum Fenster, sodass Roy nur noch auf die Lehne starren kann »Du kannst gehen.« sagt dieses Bild. Roy lächelt in den Raum, erhält verständlicherweise keine Reaktion, steht auf, traut sich nicht, sich zu recken, obwohl sein Rücken ihn

darauf hinweist, dass es Zeit dazu wäre und schlurft hinaus in den Vorraum. »Hat er Ihnen die Leviten gelesen, Herr Matters? Sie wissen doch«, der Zerberus von Sekretärin erhebt sich, zerrt einen Ordner aus dem Regal und lässt ihn so geräuschvoll, wie nur sie es kann, auf den Schreibtisch fallen, »wir alle sind hier nur, weil wir etwas Besonderes können.« Sie wühlt sich durch die Seiten des aufgeschlagenen Ordners und schweigt ihn an, auch das ein Signal, zu verschwinden. Roy seufzt und folgte dem Befehl.

Ich kann nicht anders und muss seufzen. Vermutlich habe ich eine Art Seufze-Melancholie-Krankheit, die immer im selben Augenblick zuschlägt, nämlich dann, wenn ich es gerade nicht brauche. Daheim wäre es kein Problem, zu seufzen, aber in der Öffentlichkeit, da bekommt man einen gewissen Ruf. Der lautet: »Roy, du bist zu schwach für diese Welt.« Jaja, sollen sie reden. Ich weiss, dass ich mehr ertragen kann als sie alle zusammen. Sie leben in ihren kleinen Welten, aber kaum kommen sie mal raus, müssen die Grenze zur Wahrheit überspringen oder die Mauer durchbrechen, dann werden sie kindisch und kleinlaut.

Die Tür fällt geräuschvoll hinter mir zu und ich gehe die Treppen hinunter, fühle mit der rechten Hand die Wand, von der der Putz rieselt. Dieses Gebäude hat schonmal bessere Zeiten gesehen. Es kann nicht sein, dass ein Verlagshaus in einem solchen Haus sitzt und nichts tut, um ... ich schweife wieder ab. Irgendwann knalle ich mit dem Kopf gegen ein Fenster, wenn ich meinen inneren Dialog nicht wenigstens ein paar Augenblicke abschalte, wenn es notwendig ist. Aus dem Fenster vor mir strahlt die Sonne in mein Gesicht, ein Tanz von Staubflocken und dreckigem Glas im Flur, während ich weiter nach unten schlurfe. Solche Treffen ermüden mich, lassen nicht zu, dass ich meine eigene Sicht auf die Sachen kläre, die mir wichtig sind. Ich meine, wieso tut man sich freiwillig dieses Gelaber an? Ich könnte jederzeit zu einem anderen Verlag gehen, es ist nicht so, dass man sich geopfert hätte, um mein Buch zu verlegen. Ich meine, dass es ihnen Geld gebracht hat, sie ein paar Euro Werbekosten hatte und ja, ich meine, dass sie mehr aus mir rausgeholt haben, als in mich zu investieren. Verdammt, ich bin doch kein Schoßhund, der bei »Sitz« fragt: »wohin denn, oh mein Meister?«

Schritte kommen mir entgegen. Ich senke meinen Blick die Treppe hinunter und starre in die schattige Finsternis, denn die Leute hier im Gebäude sind zu geizig, Lampen mit Bewegungsdetektoren anzubringen. Die Schritte stoppen. Schweigen breitet sich im Treppenhaus aus, eine Decke aus Stille, aus bewegungsloser Möglichkeit, dass etwas Schlimmes passiert.

In der Finsternis bewegt sich nichts. Nichts. Sie bleibt starr, ein wartendes Ding, dass ich meinen Kopf hineinversenke und dann, als wäre es nichts, mich in sich hineinzerre, förmlich verdaut und meine Überreste ... eine Bewegung. Es schnarrt, als es sich bewegt. Der dünne Streifen aus Licht, der wohl der Übergang in die Freiheit, ins draußen markiert, verschwindet, als der Schatten sich über ihn schiebt. Ich fühle, wie mein Körper erstarrt, förmlich einfriert, dass mein Blick nur nach vorn gerichtet scheint, ich fokussiere das Nichts, das da lauert. Ein Rascheln, ein dumpfer Schritt. Tck, Tck, Stille. Wieder ein Tck, Tck. Mein Rücken beugt sich in das Licht des Fensters hinter mir, fühlt die Wärme des untergehenden Tages, was die Kälte vor mir umso schlimmer macht. Tck. Ich weiche zurück. Tck. Meine Hand umfasst das Geländer, prüft es, fühlt, wie es wäre, einfach drüberzuspringen, hinunter. Es müssten nur 3 oder 4 Meter sein, genug, um mich zu verletzen, aber wenigstens wäre das Ding Tck, Tck. Ich ziehe mich zurück, lasse meinen Kopf in das Fensterlicht eintauchen, sehe nichts mehr um mich herum. Tck. Ich bin aus dem Licht heraus, wieder einen Schritt nach oben, warte auf... eine Hand greift nach dem Geländer, zerrt einen Körper mit sich, eine Nase erscheint, ein Mund, geschlossen, nach unten gezogen, alt, als hätte es nie gelacht, Augen, die wütend und doch ...

»Roy, altes Haus, was machst du hier?«

Richards Stimme verhallt im Treppenaufgang. Er lehnt sich vor und grinst durch das Licht in das erschrockene Gesicht seines Gegenübers. Roy Matters. Was für ein Name »Nothing ... Matters, nichtmal Roy«, ein beliebter Spruch in den Treffen seiner Freunde, ernsthafte Autoren, nicht sowas wie Roy. Eine Art »Gruppe 99«, wobei die 99 für »Prozent« steht, »99 % aller Bücher hier werden von uns geschrieben, in der Hoffnung, dass sich Wunsch und Realität irgendwo treffen.« »Hallo Roy, noch unter uns?« Der kleine Mann steht erstarrt in einer Ecke und blickt fassungslos hinunter in die Finsternis des ersten Stocks, aus dem Richard sich aus der Finsternis schält. Roy ist so schreckhaft. Richard tritt näher, fühlt das Zittern seines Opfers in der Luft und beginnt, zu grinsen. »Buh«. Hat Roy gezuckt? Hoffentlich nicht oder vielleicht doch. »Ich bins. Richard. Noch unter den Lebenden?« Roy schüttelt den Kopf. »Ich war ... nur ... äh ... überrascht, dich hier zu sehen.« Richard tritt nun durch das Licht. »Ich habe heute Termin, bisschen Verhandlung mit dem Alten, muss mal sein. Ist ja Winter, das Geld für den Ofen ist knapp und ich brauch mehr Kohle. Ich meine, andersrum.« Ja, das war gut, den Satz merkt man sich. »Wie gehts dir?« Eine dumme Frage, eigentlich, denn Roys Gesicht ist, wenn es aus Stefans Büro in die Wirklichkeit tritt, betroffen. »Wie sind die Zahlen?« »Mies« ist Roys Antwort und Reaktion. »Furchtbar. Schlecht. Grandioses Versagen. Episches Vergeigen. Wenn man mit dem Papier, das bedruckt worden ist, ein Haus baut, sind die Mieteinnahmen größer als... nun... das, was es mir gebracht hat.« Richard lächelt verständnisvoll. Hatte er es nicht gesagt? Stefans Reaktion, damals, war genauso beschissen gewesen wie der nichtvorhandene Erfolg seines kurzzeitigen Favoriten. Sehr kurzzeitigen Favoriten. »Frisch und hip, mehr braucht man nicht. Er wird der neue Star. Ernsthaft. Lass dein Gemecker, Richard. Der Kleine muss nicht mehr viel lernen, um alle zu übertrumpfen.« Sicher. Der Kleine hat nicht genug Schneid, keine Nerven, keine ... hm ... keine wie war das Wort nochmal? Ein Feigling, der lieber daheim rumjaulte, statt Werbung zu machen. Es gab wenige Autoren, die sich das leisten können, Richard glaubte, nur ein paar, aber die hatten Dinge erzeugt, die jenseits von dem waren, was ein normaler Mensch überhaupt lesen und verstehen würde!

»Und nun bist du an deinem nächsten Meisterwerk?« Roy schüttelt den Kopf. »Nicht soweit, dass man es Werk nennen könnte. Shit. Wem mach ich was vor, das Ding wird scheiße, wie der Erstling. Ich bin kein verdammter Journalist, ich habe andere Dinge in meinem Leben, vorher, meine ich. Es kann doch nicht sei, dass jeder Idiot ein Buch rausbringt, aber genau meins versagt.« Richard fühlt, wie sich Wut ihren Weg bahnt. Kann man diesem kleinen Deppen nicht einfach paar aufs Maul geben, ihn anbrüllen: »Heul nicht, tu was, du Trottel?« Aber der ist vermutlich zu empfindlich. Bullshit. Das ist keine Sanftmut, das ist Feigheit.

»Ich muss weiter« ist seine Reaktion und er tritt durch das Licht hindurch, die Treppe hinauf. »Kannst du nichtmal mit dem Club sprechen, ob ich vielleicht ... äh... doch« Im Hintergrund schiebt sich ein Licht durch die nicht vorhandene Nacht des Treppenhauses. »Richard, altes Haus. Was machst du denn hier?« »Stefan, wir hatten einen Termin.« »Ups, öh, ich geh jetzt gerade ins Kaffee, komm ich lad dich ein.« »Klar, wieso nicht.« »Oh, guten Tag Herr Matters. Sind Sie noch immer auf dem Heimweg?« Er lacht laut auf, schiebt sich am betroffenen schauenden Angesprochenen vorbei und verschwindet mit Richard in der lichtgewobenen Außenwelt.

Ich hasse das. Kaum habe ich meinen Fuß in irgendeiner Art von Tür, da ist sie schon wieder zugefallen, nein, zugeschmissen worden und ich reibe mir dann, natürlich, den Fuß. Die Sätze in meinem Kopf sind genauso schlimm wie die in meinem Buch und ich schäme mich wieder dafür. Oder, falls das zutreffen könnte, meine Art zu schreiben ist so sehr von anderen Büchern geprägt, dass man sie zwar nicht als Kopie gewertet werden kann, eher als »schwer beeinflusst« und das ist zwar in Ordnung, wenn das, was ich erschaffe, in irgendeiner Art und Weise dem Konzept von lesenswerter

Kunst folgen würde. Genauer gesagt: Ich schreibe Bullshit zusammen.

Die Tür schlägt vor mir zu und meine Augen atmen noch immer die Erinnerung des Donnerstagnachmittags ein und aus, versuchen, das grelle Rechteck zu verdrängen, damit ich wieder die Sicht auf das Hier und Jetzt hinbekomme. Natürlich funktioniert das nicht. Es wird Zeit, dass ich hart und brutal handle und den beiden folge, zumindest nach draußen. Ich wappne mich, denn die kurze Erinnerung an Stefan und Richard, deren Schatten vergangen sind, hat noch etwas an sich, das mir mehr Sorgen bereitet, nämlich der Lärm der Welt. Hier ist er dumpf, wie ein Gemurmel, doch ich fühle, dass mich, gerade an einem Donnerstagnachmittag, der Krach da draußen nicht nur nerven, sondern körperlich treffen wird. Ich mag die Stille, aber ich muss dennoch irgendwie nach Haus, muss dort irgendwas machen, damit ich mich nicht so unnützlich fühle, wie ich es immer tue, wenn ich bei einem Gespräch mit einem Verleger wieder zu Brei gestampft und hinterher von einem weiter erfolgreichen Mitbewerber ignoriert worden bin.

Die Leute starren auf einen, wenn man aus einem Verlagsgebäude tritt, in einer Mischung aus Bewunderung – wie sonst käme man auf die Idee, aus einem Gebäude zu treten, das nur aus Träumen und Sehnsüchten zu bestehen scheint, in Anerkennung von Kreativität und Massengeschmack -, Neid und noch eher, Mitleid. Mitleid, weil mein Gesichtsausdruck nach solchen Besuchen immer dem eines Mannes entspricht, der gerade feststellen musste, dass das letzte Eis auf dem Tisch geschmolzen ist, weil man zu lange mit dem Kellner diskutiert hat. Die Leute draußen sind herzlos. Die Leute drin sind Idioten. So oder so ist man am Arsch.

Das Blöde an einem Donnerstagnachmittag ist, dass die Leute denken, es wäre bereits Freitag und um dies vorzubereiten, nämlich, Samstag und Wochenende zu haben, sind sie schon bestrebt, ihre Dinge gleich heute zu kaufen. Freitagmorgen, wie ich es sonst tue, gehen auch nur Rentner. Samstag ist Familientag, da gehe ich nur einkaufen, wenn ich wirklich muss, was ich tun würde, wenn ich könnte. Aber ich verbringe die Samstage lieber damit, auf leeres Papier zu starren und so zu tun, als wäre ich kreativ. Das alles denke ich nur, um mich abzulenken von dem Gedanken, dass mein Kühlschrank leer ist und ich heute einkaufen gehen müsste. Shit.

Die Türen zum Supermarkt öffnen sich vor mir und heraus tritt eine alte Frau oder ein alter Mann, je nachdem, aus welchem Blickwinkel man die Sache betrachten will. Er oder sie starren mich an, als würde ich ihm oder ihr im Weg stehen und bewegt sich grummelnd in die falscheste Richtung von allen, in die, die genau auf meiner schnellstmöglichen Start-Ziel-Geraden liegt. Die Person, ja, so nenne ich sie, schafft es gerade so, ihr Handtasche nicht runterzuschmeißen. »Lassen Sie mich vorbei!« Sie holt mit ihrer Tasche aus und versucht, mich damit zu erwischen, doch sie ist zu unkoordiniert und trifft ein junges Ehepaar, das einen Kinderwagen, vermutlich seinen Kinderwagen aus der Tür schiebt. »Jetzt werde ich auch noch verfolgt!« geifert die Handtaschenperson, starrt nach links und rechts, mit Augen, die schon alles gesehen haben müssen, denn sonst starrt man nicht so, selbst wenn man einen Horrorfilm bis zum 1. Finale aushält, und hampelt davon. Ich höre sie noch fluchen, dann ist sie unter den verwirrten Blicken der Menschenmenge, die sich hinter dem Ehepaar gebildet hat, verschwunden. »Kennt die jemand?« fragt eine Stimme. Ich zuckte mit den Schultern. »Die will gar keiner kennen.«

Im Supermarkt ist genau soviel los, wie ich befürchtet habe. Die Kunden sind laut, störend, ihre Wagen hängen wie Trauben in den Gängen, während sie selbst in den Weiten der Räumlichkeit verschollen sind. Mütter und Töchter, die sich um Backwerk kümmern, während irgendwo in der Ferne ein Mann brüllt. »Wo ist der Käse? Wo ist der verdammte Käse?« Die Mutter schaut auf und schüttelt den Kopf. »Was hat er schon wieder?«, brüllt zurück. »Im Wagen!« und schaut wieder auf das rezeptuelle Zubehör einer erfolgreichen Kuchenbackkampagne. »Karamell!« zischt die Tochter, Mama schüttelt den Kopf. »Das kriegt man ganz leicht hin, da muss man halt man am Herd stehenbleiben, statt eine SMS zu schicken, oder was ihr auch immer macht, während ihr die Küche abfackelt. Und nochwas: Das Gute,

wenn man einen Topf mit Karamellresten abwäscht, ist, dass die Küche dann nach Karamell riecht. Aber du wäschst ja nicht gerne auf.« Die Tochter zieht ein Gesicht, erinnert an einen Käse, der zu lange in der Mikrowelle war und hebt die Hände. »Du bist nicht meine Mutter!«

Da habe ich mich wohl geirrt. Zum Glück haben sie nicht bemerkt, dass ich sie belauscht habe. Ich muss Kaffee kaufen, also schiebe ich mich vorbei und stampfe durch die Menschenmenge, die sich um die Schokoladenkrem versammelt hat, sie weichen zurück. Ein bisschen Erfolg muss ich auch haben. »Sind Sie nicht, dieser ...« fragt eine Frau, während ich an ihr vorbeilange, um zu schauen, ob die Erdnussbutter mit oder ohne Fruchtstückchen ist. Es ist eine Dose mit eben jenen. »Wie meinen?« frage ich, entrückt von meiner plötzlichen Berühmtheit und entsetzt, dass es so lang gedauert hat. »Sie sind doch dieser Autor, dieser Richard Lassok, den wir im Radio gehört haben. Wann gehen Sie denn auf Tour mit ihrem neuen Buch ›Die Bekenntnisse der heiligen Gisela?« Ich glaub, ich hör nicht richtig. Zum Glück ist die Dose Erdnussbutter aus Plastik, sodass ich nicht in die Versuchung kommt, sie auf den Boden zu schmeißen und in die Splitter zu treten. »Ich muss Sie leider enttäuschen, junge Frau. Ich bin nicht Herr Lassok. Mein Name ist Roy Matters. Vermutlich haben Sie mich gesehen, als...« jetzt stockt meine Stimme. Eigentlich hat noch niemand mich und Richard zusammen auf einem Bild gesehen. Man trennt den Spreu vom Weizen, auch in der Medienwelt, besonders in der Medienwelt.

»Matters. Hmm, nie gehört. Sind Sie auch Schriftsteller?« fragt die Frau wieder.

»Ich weiss nicht. Mein Verleger sagt, ich wäre einer. Mein Konto, eher nicht.« versuche ich es auf die witzige Art. Sie kommt nicht an.

»Dann müssen sie so schreiben wie Herr Lassok. Der schreibt toll.« erinnert mich die Frau daran, schnellstens abzuhauen. Ich nicke ihr zu und drehe mich um, bevor sie richtig loslegen kann.

Ich denke wieder an diese Gruppe 99, von der ich gelesen habe und wünsche mir, auch dazuzugehören. Ja, es ist nervig, seine Sachen mit anderen indirekt teilen zu müssen, ja, nervig, sich den anderen auszusetzen in einer Art und Weise, dass die eigene Arbeit nicht mehr wirklich existiert, aber verdammt nochmal, man ist irgendwie erfolgreicher. Ich habe schon länger darüber gegrübelt, aber ohne gewisse Grundvoraussetzungen kommt man da nicht rein. Elitäres Geseier kommt mir in den Sinn, ritualisiertes verbales Gekloppe, weinende Männer, die kreischend aus dem Eingang der unterirdisch liegenden »Versammlungsraums«, ach, alles Gerede. Aber Gerede, das von sich Reden macht. Kein noch so dummer Zufall oder erfundener Zustand bringt die Leute dazu, nicht daran zu glauben, Mysterien zu erhoffen und entsprechend beeinflusste Bücher zu kaufen. Verdammt, ich muss in diese Gruppe.

»Dieser kleine Mistkäfer will in die Gruppe« hatte ihm Richard gesagt. Steffen denkt immer wieder an diesen Ausspruch. Als wäre es genug, einen Bonobo in eine Gruppe Orang Utans zu setzen und dabei zuzusehen, wie ihm von einer unbekanntem Macht, Magie, das Recht zuteil wird, einer von eben diesen zu werden. Schwachsinn. Aber Roy hatte diese Gedanken bisher nicht freigegeben. Richard hatte allerdings Recht. Roy war zu klein, zu feige, um es ohne eine Gruppe im Hintergrund zu schaffen.

»Woran denkst du?« fragt Richard.

Steffen schüttelt den Kopf. »Ich komm nicht drüber weg, was Roy will.«

Richard grinst. »Wunder dich das?«

»Roy könnte besser sein, klar. Er hat nur keinen Mut, ist total lahm, langweilig, feige ... jammervoll. Ja,

alte Worte sind schon in Ordnung, Richard. Jammervoll. Ein Versager erster Kajüte, jemand, dem man nur auf Anweisung hin dazu bringen könnte, Spass zu haben. Das merk ich doch immer, wenn er vor mir sitzt.« Steffen hebt seinen Kaffee und leert noch einen Beutel Zuckerstaub. »Kein Risiko, kein Freigeist. Aber nun zu dir....« Sein Blick verschwindet in der Menschenmenge und betrachtet eine Frau mittleren Alters, die gerade die letzten Krümel eines Zimthörnchens zerkaut, bevor sie den braunen Zucker, der dessen Oberfläche für Augenblicke nur verschönert hat, zusammenschiebt und ihn mit ihrem angespuckten Finger aufsammelt und zwischen ihren Zähnen verteilt. Steffen seufzt. Er vermisst das Gefühl, ein staubiges Etwas in sein Zahnfleisch zu pressen, hineinzuprügeln, durch die dünne Haut über dem Fleisch ins Innere seines Körpers zu zerren, hinauf ins Gehirn, hinein in den Denkapparat. Wie man das wohl in einem Buch verarbeiten könnte? Er lässt noch einen Augenblick dahinstreichen. »Dein Buch ist noch immer auf Platz 14 der deutschen Buch-Charts. Wie machst du das?« fragt er. Richard lächelt benommen glücklich. »Es ist nicht Platz 1, aber danke für die Info. Ich schaue regelmäßig im Internet nach Bewertungen.« Steffen nickt. »Platz 1 bis 10 sind Plätze für kurzfristige Erfolge. Die wechseln ständig, gegebenenfalls innerhalb von Tagen untereinander. Platz 10 bis 20 sind Plätze, denen man vertrauen kann.« Er versucht zu lächeln. Verdammt, mal so einen richtig geilen Erfolgsautoren unter Vertrag haben, das wäre was. Er fühlt, dass er schon wieder wegdriftet. »Du hast Recht, dennoch hätte ich mal gerne so einen richtig guten Platz in den Charts.« Hat da jemand was gesagt. Steffen zwinkert einmal, zweimal, drückt die Fassungslosigkeit aus seinem Verstand in den Hintergrund. »Ja, Richard, das wirst du. Ich weiss, du wirst Erfolg haben. Wie gehts dem Buch, an dem du derzeit schreibst?« Der beginnt zu lächeln. »Das ist was ganz nettes, nee, Großes.«

Eigentlich könnte ich ein Buch schreiben, einfach nur, in dem ich aus dem Fenster schaue und die Leben der Leute im Wohnviertel um mich herum betrachte. Die Lichter in der Nacht, vor denen die Schatten der Menschen tanzen, in der Nacht, wenn ich gedankenverloren an meinem PC sitze und hinausstarre, unfähig, ein oder zwei Sätze zu schreiben, lassen mich von anderen Existenzen träumen. Was denken sie? Was fühlen sie gerade? Was haben sie hinter sich gebracht, welche Träume haben sie noch? Doch die Schatten schweigen mich an, bewegen sich unsicher vor meinen Augen, als wären sie selbst nicht wichtig genug, als wären sie mit dem zufrieden, was sie sind: nur Kopien lebender Personen. Doch man könnte soviel lernen, sovielen Bewusstseins in sich aufnehmen, dass man für die nächsten Jahrtausende Stoff für epische Romane hat, filigrane Gedichte und störrische Geschichten, die einfach hängenbleiben, wenn man sie sich erkämpft hat.

Nun, so ist es nicht. Während ich die Tür hinter mir schließe, wandere ich durchs Wohnzimmer. Wo weitermachen? Ich bin mir nie sicher, was jetzt kommt. Dazu muss ich sagen, dass meine Sache organischer sind als Konzepte, die mit Pinsel und Tusche eine Art Ausmalgeschichten kreieren. Das blinde Folgen von Vorgaben, das Anbringen von Fleisch auf einem Skelett, damit man sagen kann: »Ui, das war ich, sieht das Ding nicht gut aus?« Nein, tut es nicht. Es wäre aber gut, wenn ich zumindest mal wieder was schreibe. Jeder Satz, der die drückende Grelle eines leeren Blatts Papier oder Bildschirm dämpft, macht mich glücklich ... bis ich ihn erneut lese, grunze und ihn lösche, dann wiederherstelle und wieder grunze.

Vor meinem Fenster tapsen Menschen auf und ab, genießen den Blick der Bordsteine, bevor sie sich gegenseitig mit dem Kopf rammen. Die Straße ist ein Theater, ich könnte soviel lernen, wenn ich auf die Darsteller achte, doch ich will nicht. Meine Geschichte ist etwas anderes. Es soll etwas erhebendes und moralisches sein, eine Art »Ich werde wirklich wirklich erwachsen« für Erwachsene und das wichtigste ist: Es soll im hier und jetzt spielen und in einer Art fantastischer Welt. Ich will nicht zuviel verraten, denn leider weiss niemand, nicht einmal ich, was daraus werden soll. Ich trudele durch die Nacht einer Blockade, einer furchbaren Schreibblockade und es ändert sich nichts. Ich starre in die Leere meiner Seele.

Es hat alles damit angefangen, dass ich mein letztes Buch verkaufen wollte. Niemand hat es veröffentlicht. Ernsthaft, als wäre hier ein Elefant in einem Tiergeschäft im Angebot, aber alle wollen nur das Häschen oder den Welpen oder das Kätzchen, kleine, erbarmungslos niedliche Tiere. Da kann der Elefant auch einen Kunden mit seinen tellergroßen und treuen Augen anstarren, er bleibt doch ein Elefant.

Und dann kam er, der Verlag, dieser verwirrend außergewöhnliche Verlag, der sich anscheinend darauf spezialisiert hatte, Leuten ohne Hoffnung eine Heimat zu geben, ein Ziel und eine Zukunft. Von dem Geld, das man mir geben konnte, denn ich war ein Neuling und noch feucht hinter den Ohren, muss ich nicht wirklich überleben, es reicht, dass das Buch draußen ist und irgendwelche Leute es lesen. Das war zumindest anfänglich mein Gedanke, denn langsam aber sicher dämmerte mir, dass man mich über den Tisch gezogen hatte und dass ich nur einer von vielen war, der sein Brot auch weiterhin mit normaler Arbeit bezahlen musste, statt, wie einige Personen in meinem Umfeld zu sagen pflegten: »Wie? Du bist doch Autor, du musst doch ...« Nee, muss ich nicht. Natürlich gibts Leute wie Richard, die, natürlich nur mit Hilfe ihrer Gruppe 99, Mittel und Wege finden, bekannt und lesenswert zu werden, aber mich lässt man ja nicht in die Gruppe. Ich will da auch gar nicht rein. Es ist nur... einfach nicht fair.

Ich habe für mein Erstlingswerk knapp 2 Jahre gebraucht, habe versucht, alles richtig zu machen, wie es in den Büchern übers Schreiben steht und ein paar Leute haben mir geschrieben, dass sie das Buch gar nicht mal so mies finden. Das sollte mich stolz machen. Tut es aber nicht. Ich will das Haus in Miami, am Strand, mit Terrasse. Ich will des Morgens auf nackten Füßen über das kühle Parkett schleichen und den Sonnenaufgang sehen, sehen, wie der neue Tag, Stunden nachdem er das alte Europa in seinen Bann gezogen hat, endlich hier ankommt, hier, ich meine dort, wo die Sandstrände in Bahnen vor dem Hintergrund des blaugrauen Ozeans daliegen, warten, träumen, so wie ich.

Es wäre leichter, wenn ich mir eingestehen könnte, dass ich an einer Schreibblockade leide. Aber da dem nicht so ist, sitze ich munter an meinem PC, aktiviere meine Stereoanlage und lasse beruhigende Musik laufen, während im Hintergrund der Fernseher flackert und die Wohnung mit ein bisschen Leben füllt. Doch Ablenkung ist genau das, was ich nicht brauche. Im Hintergrund zuckt der Kühlschrank, draußen laufen Leute vorbei und reden laut und irgendwo, ganz weit draußen, rast ein Kühlschrank durch die Nacht ... ich meine Tag. Tag. Wer am Tag schreibt, ist uncool. Ich bin sowieso uncool. Es ist Herbst und ich will beschreiben, wie die Blätter fallen, wenn es dort, wo meine Hauptperson gerade ist, Herbst wäre. Wo ist denn meine Hauptperson eigentlich. Ich blättere zurück und wieder vorwärts. Nichts. Sie ist verschwunden. Irgendwo auf den letzten 200 Seiten hat sie sich verabschiedet, mir den Mittelfinger gezeigt und hat sich abgesetzt, ohne dass ich es mitbekommen habe. Stattdessen Gerede von Drittpersonen, mein Gott, wie langweilig. Wenn man den roten Faden eines Buches zerreiht, außer man ist französischer Schriftsteller des frühen 20. Jahrhunderts, dann kann man gleich vergessen, bekannt zu werden und ich gestehe, ich habe keine 20 Jahre Zeit.

Ich hole mir aus der Küche eine Tasse Dinkelkaffee und starre weiter auf das Blatt Papier auf dem Monitor. Was wollte ich nochmal schreiben? Jede Bewegung meines Kopfes bewirkt Muster, jedes Atmen ein Knarren der alten Scharniere in mir, wie damals, als der alte Mann auf den Dachboden stieg unter dem angsteinflößenden Tanz der Zuckerfee aus dem Nussknacker. Wieso komme ich jetzt darauf? Ich weiss es nicht. Das passiert, wenn die »Mediation des weißen Blattes« funktioniert. Dennoch, es ist nicht genug. Was will ich denn schreiben? Ich hatte eine Idee, eine Art Detektivroman aus einer alternativen Welt, aber das ist vorbegeflossen, weil ich mir dachte, dass ich zuviel drumrumrede. Vielleicht eine Art Filmdrehbuch, aber hier hatte ich kaum Ahnung, wie man Beschreibungen der Welt um sich herum erschafft, denn genau das, genau dieses eine Ding, eine Beschreibung der Welt um mich herum, das ist einfach nicht drin. Ich denke zuviel in meinem Kopf.

Ich kann natürlich schreiben: »In den Efeublättern tummelten sich die Tauben, flogen und gurrten den lieben langen Tag und wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, dann war da nur noch ein heiseres Schnaufen von der Aufregung zu spüren, dass ein Mensch sich zu dieser Uhrzeit getraute, zu nah am dunkelgrünen Blätterwald vorbeizugehen.«

Das ist so langweilig! Aber dennoch, auf dumpfe Art aufregend. Zu aufregend für mein schwaches Herz. Ich lösche den Satz wieder und lasse mich in meinen Sesseln sinken. Der Fernseher vor mir strahlt Wellen in mein Hirn »Schalt mich ein. Schalt mich ein.« Ich wende mich ab und schüttele den Kopf. »Ich kann nicht, darf nicht. Ich muss ...« Der Fernseher spricht aber weiter. »Du musst nicht, du darfst. Du darfst.« Ich schleiche in die Küche und starre aus dem Fenster. Dieses Gefühl der Zeitverschwendung geht mir nicht aus dem Kopf. Ich lehne meinen Kopf gegen das kalte Glas und frage mich, wie so oft, zu oft, was denn werden soll. Dann schlepe ich mich zurück an den PC, die Tasse kalten Kaffees in der Hand, wie auch sonst, und schreibe vorsichtig weiter.

»Stabil?«

»Klar, ist doch nicht gesprungen, Idiot!«

»Du musst mich nicht Idiot nennen. Du hast ihn auf den Boden geschmissen, als wär er ein Sack Kartoffeln. Da kann mal was gebrochen sein.«

Stimmen schallen zwischen Fliesen umher. Räder klackern unter mir, im Rhythmus der Fugen. Ich kann, ich versuche es, ich kann meine Hände und Füße nicht bewegen und mein Kopf, was ist mit dem?

»Er wacht auf.«

Zwei Gesichter schieben sich von rechts und links in mein Blickfeld. Das eine mit Bart starrt gelangweilt, das andere, klein, näher an mir dran, als mir lieb ist, Brille und Augenringe so groß, dass es eine zweite Brille unter der offiziellen Brille ist.

»Herr wir dürfen doch Roy zu Ihnen sagen? Gut, Roy. Sie wollten Sie heute abend umbringen und ein paar Leuten das neue Jahr versauen, ist Ihnen das klar?«

Ich schüttele zuerst den Kopf, dann nicke ich. »Ich bin mir nicht sicher ... hab das irgendwie vergessen. Da war nur die Straße unter mir und die rief mich zu sich und dann... haben Sie mich festgehalten?«

»Und auf den Boden geschmissen. Johannes ist da echt knallhart«, sagt der Augenringmann. »Klappe.« antwortet ihm Johannes, der Bartmann. Augenringmann grunzt. »Sie versauen uns Silvester, ist Ihnen das klar?« fragt Bartmann. Augenringmann seufzt. »Sonst wären wir bei einem anderen Typen, der sich umbringen will. Es ist Silvester. Zu Silvester und zu Weihnachten landen die meisten Leute nicht aufm Operationstisch oder auf ner Trage sondern gleich in der Pathologie.« Er schaut auf mich herunter. »Sie hatten Glück.« Ich kann ein Seufzen nicht unterdrücken. »Glück?«

»Wo Leben ist, da ist Hoffnung. Alter Spruch von meiner Oma.« sagt Augenringmann. Sein Kollege rollte die Augen. »Lass Roy erstmal richtig aufwachen, bevor du ihm Billigsprüche aus Fernsehserien um die Ohrenfeuerst. Und nun, Roy, wird man besser auf dich aufpassen.« Sein Gesicht kommt wieder ins Blickfeld. »Sind Sie nicht Komponist oder sowas?« fragt er. Ich beginne zu zittern. »Ich bin ... Autor.« Er lächelt milde. »Oh, wirklich. Ich lese ja nicht wirklich viel. Mehr so Zeitschriften oder

Sachen von diesem Lassok, kennen Sie den?« Augenringmann schüttelt den Kopf. »Oh Mann, das ist Matters. Nicht Lassok. Die sind Erzfeinde, hast du keine Zeitung gelesen die letzten Wochen?« Bartmann schüttelt den Kopf. »Die wollten sich doch direkt duellieren, mit allem Pipapo und so, im Morgengrauen am See. Zum Glück.....«

Er hat Glück, dass ich angeschnallt bin, denn mein Blick verschwimmt unter dem Rauschen der Wut, die mich überwältigt, die alles andere auslöscht, als wäre es ein Nichts unter dem gewaltigen Druck einer Atomexplosion. Ich sehe nur noch, wie sie zurückweichen, dann nichts mehr, meine Schreie löschen alles andere aus.

»Wir kommen der Tatsache, dass du dich um ihn kümmern musst, immer näher, Richard. Fähr ihn doch in den Club ein. Ich weiss ...« Steffen starrt aus dem Fenster. Manchmal wundert er sich, wie er an den Job gekommen ist. Mutti sagte immer, mit Anstrengung, Mut und Spucke in der Hand geht alles besser, doch Steffen hatte einfach Glück. Glück, auf die richtige Frau zu treffen, sie zu heiraten und ein Teil eines Literaturimperiums zu bekommen... zumindest bis sie tot war, was er nicht hoffte, denn ganz tief in seinem Inneren mochte er sie und liebte die Rolle des gemeinen Chefredakteurs oder wie man das nannte. Er dreht sich um. »Richard... sieh dies als Bitte...«

»Keine Chance, Steffen. Das ist schon zuviel verlangt ... Der Club lädt ein... der erlaubt keinen anderen, der ist in sich selbst gekehrt als eine Art Bollwerk der Kunst. Außerdem... hmm.« Richard seufzt. Wie soll er das sagen? »Der Club ist eigentlich gar kein echter Club. Das ist eher eine Art Legende. Natürlich, hmm... klar... man kann ihm nicht vorwerfen, unbekannt zu sein, aber, man kann über ihn sagen, dass er nur berühmt ist. Muss er denn existieren?«

Immer diese gelackten Reden überbezahlter Schreiberlinge. Er fühlt das Gewicht des Telefonhörers in seiner Hand, der mit jedem Augenblick schwerer zu werden schien. Dabei hat er Richard doch nur ... »Richard. Ja oder nein. Ich weiss« er grinst vorsichtig »dass ihr keine Konkurrenz sucht, dass jedes verkaufte Buch von ihm ein potentielles nicht verkauftes Buch von euch bedeutet, aber so ist das nicht.« Er hört ein Klicken. Verdammte Scheiße. Elender Dreck. Aber dennoch, Schritte müssen gegangen werden, sonst würde der arme Roy sich vermutlich irgendwann mal umbringen. Wobei das natürlich ein Bonus in Sachen Verkäufe sein könnte. Wenn man es geschickt anstellte... Steffen schüttelt den Kopf. Wie kam er nur auf solche Ideen? Er musste raus, etwas zu trinken suchen.

Der Lärm der Straße umspült ihn, reisst ihn von den Füßen, presst in an die Mauern des Verlagshauses, lässt ihn keuchen, verformt seinen Blick, schrumpft ihn in die Größe eines einzigen Punktes und schafft letztendlich die Panik, die er braucht, um weiterzugehen. Die Tauben, die sonst auf den Gehwegen herumlungerten, schwebten unter den Wolken, die müde ihre Bahnen zogen. Er konnte nicht anders als hinaufzustarren in die Vergangenheit. Roy erinnert ihn an seinen kleinen Bruder, der immer etwas haben oder tun wollte, aber sich nie traute zu fragen. Steffen fragt sich, was der wohl gerade tut. Vermutlich ein gutes und erfolgreiches Leben führen, ohne Fragen, mit vorgefertigten Antworten und Regeln für jeden irgendwie gearteten Teil seines Lebens. Steffen sieht Tauben aufschrecken, davonflattern, folgt ihren geschmeidigen Bewegungen, während sie die Zweidimensionalität, die Ebenenhaftigkeit der fixierten Lebensformen hinter sich lassen. Ändert sich denn die Höhe für einen selbst, wenn man Treppen hinauf- oder hinuntergeht, Rolltreppen fährt. Eine Wand aus Luft grinst sich ihren Weg in die Freiheit, schaufelt sich aus der U-Bahn-Station hinaus ins Freie. Steffen weicht zurück, lässt kein einziges Fitzelchen dieser Pest an sich herankommen, rammt einen Fussgänger, der sich ihm gegenüber sonderbar unauffällig verhält, als folge er ihm, als möchte er nicht erkannt werden: seine Aufgabe sei es, unsichtbar zu sein – sagt sein Gesichtsausdruck.

Der Kaffee in der Hitze des Gefechts hat genau das verloren, was er nicht soll, sein Gefühl, zu wärmen, zu wecken, auf der Zunge zu tanzen, meinen Geist den Kick zu geben. Hitze ... als ob das eine Hitze ist, wenn ich vor dem Blatt sitze und tippe. Aber dennoch, im Hintergrund das wunderbare »Pharaohs Dance« von Miles Davis erscheint alles wie ein chaotisch-manische Zuckung, die meinen Geist inspiriert. Ich vermute, auch wenn ich nicht mehr weiss, was ich geschrieben habe (in Richtung potentieller Kritiker schaue: »Spoilern is nich!«), war es doch besser als noch gestern. Gestern, was für ein Tag, ein Samstag, ein Hetzen und ein »Oh, ich habe vergessen zu schreiben«, um dann noch ein paar Buchstaben in die jungfräuliche Seite zu hämmern, yeah, Baby.

Je öfter ich darüber nachdenke, desto mehr treibt es mich davon, hinaus in die Welt, denn wo geht die Inspiration hin, wenn sie nichts mehr mit einem zusammen erleben möchte? Genau, eben, dorthin, wo man nicht ist. Doch je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr beginne ich, vorsorglich, mich zurückzuziehen, verweise auf das Geld, die Zeit, die Verpflichtung meiner Zimmerpflanze gegenüber (eine Friedenslilie, wie in den Filmen, man weiss schon ... »Leon der Profi« und »Hot Fuzz.«). Doch das ist, wie Steffen schon andeutet auf seine fein manierliche Art und Weise »belanglos«, denn das alles ist belanglos und statt in mein Pseudo-Tagebuch zu schreiben, wartet mein Buch auch mich. Nein, es wartet nicht, mein Geist versucht nur, mich zu verwirren, mein Buch, mein kleines Projektchen Numero 20 oder 21, ist nicht real und kann daher nicht... ach was solls. Ich sitze an einer Blockade, die größer ist als 40 Jahre Eiserner Vorhang und genau hier... auf der falschen Seite, getrennt von wundervoll zarten, packenden und eindrücklichen Erwiderungen meiner Hand zum Hirn und zum Papier, genau hier... stirbt meine Zukunft, mein Talent, meine Hoffnung auf auf gutes Morgen. Noch ist es Zeit, aber die verrinnt schneller als die Pisse eines Schlittenhundes auf dem Weg zu irgendeinem verdammten Pol.

Doch nein, die Welt dreht sich weiter mit herrlichem Klischee-Rumpeln und ich tapse wieder in die Küche, um so zu tun, als ob ich eine Denkpause brauche. Der Flur erscheint trotz der späten Mittagszeit so einladend wie dunkel, wie ein Ort, an dem ich meinen Sessel aufstellen will, mich daraufzuwerfen und schwer zu atmen, die Seele der Finsternis aufzusaugen, um sie in Worte fassen zu können. Flimmernd zieht ein Objekt meinen Blick auf sich und ich trete näher. Ich habe den Postboten nicht gehört, nicht erfasst, dass jemand vor meiner Tür gestanden hat und einen Brief, denn das ist das Objekt, das mir mit seinem Leuchten schon jetzt auf die Nerven geht. Post ist immer schlecht, hat immer dumme, miese, blöde Auswirkungen auf das Leben. Ich möchte den Leuten immer »Lasst mich mit Post in Ruhe« zubrüllen, aber auch das wäre, wenn auch nur indirekt, eine bescheuerte Auswirkung auf mein Leben.

Ich starre den Brief an, eine Erinnerung an die Welt da draußen, Verpflichtungen einem Planeten gegenüber, den ich kaum kenne. Zu viel mit sich selbst beschäftigt, den Kopf in den Wolken oder, gleich dem Vogel Strauß, in der Erde, voller unerfüllter Hoffnung, dass die schlimmen Sachen vorbeiziehen wie die Nacht, sternlos und düster, voller leuchtender, unheilbringender Wolkenwesen.

Der Brief fühlt sich leicht an, als ich ihn ankippe, raschelt-rauscht ein Ding, einer Kreditkarte oder Visitenkarte ähnlich an die Kante und bleibt dort liegen. Ich knicke den Umschlag, höre, dass da nichts zwischen liegt, kein Brief, kein weiteres Stück Papier, nur die klackende Einheit des flachen Objekts. In der Küche presse ich es heraus, nachdem ein Messer mir behilflich war, einen Riss zwischen der inneren Realität der Zustellung und meiner eigenen zu schaffen. Eine Kante trifft den Küchentisch, zuckt, bleibt liegen.

»Einlass nur mit dieser Karte« in dünnen Buchstaben, darunter noch filigraner eine Adresse, eine Uhrzeit, ein Datum. Heute, irgendwann nach 22 Uhr. Mein Atem geht schwer. »Einlass nur mit dieser

Karte.« Es ist eine Art Kreditkarte, sogar mit einem Magnetstreifen auf der Rückseite, dann wird der Einlass wohl durch elektronische Absperrungen, Türen, geheime Wände geschützt. Ich fühle, wie der Kaffee, den ich vor kurzem in mich hineingeschüttet habe, wirkt und das Zittern hilft nicht dabei, mich ruhigzustellen. Ich versuche, ein paar Sachen über diese Karte, Einladung, was auch immer, im Internet herauszufinden und finde nichts. Nun, das ist so nicht richtig, ich finde Verschwörungstheorien, geheime Bunker unterhalb Berlins, tiefer noch als jene, die man als Tourist betreten darf, mit dem Grusel der Vergangenheit konfrontiert wird und dann wieder nach oben ins Licht steigt.

Die Karte trägt sonst keinerlei Hinweise, ich weiss nicht, von wem sie ist, was sie bedeutet, aber mein Verstand rotiert nun auf jede nur erdenkliche Weise und kommt wieder in meiner Kindheit an. Auf dem Weg der Erleuchtung ist jeder Pfad notwendig, nicht nur der eine offensichtliche. Ich vermute, dass die Gruppe 99 dahintersteckt, dass sie sich mir endlich offenbaren wird, sich endlich von dem Ballast befreit, der sie gefangenhält, sie dazu bringt, immer nur um einen Punkt zu rotieren, um ihre Vergangenheit. Aber dennoch, die Aufregung brandet in mir und ich laufe ins Wohnzimmer, um ein paar Textbeispiele zusammenzupacken, in einen Ordner zu werfen und kichernd, einem Wahnsinnigen gleich, der das Gesicht seines Erzfeindes auf der Rückseite einer Briefmarke entdeckt hat, gleichzeitig fasziniert und terrorisiert zu sein. Die Gruppe 99. Geil. Sicher, ich habe lange Zeit geglaubt und gepredigt, dass ich so einer Vereinigung nie angehören wollte, denn ich bin ein einsamer Wolf, aber ... wenn der Wolf verhungert, dann schließt er sich auch, auch wenn er kein Alphetier ist, einem Rudel an, falls es nicht zu spät ist. So zumindest sehe ich es und die Karte bestätigt mir: Es ist nicht zu spät.

»Ihr habt ihm wirklich, ne Karte geschickt? Ernsthaft?« Richard würgt mit einer Hand eine virtuelle Person, stranguliert sie mit dem Telefonhörer, schiebt ihren Kehlkopf tiefer in das schwache Fleisch eines Bildes, dessen Augen sich aus ihren Höhlen zu lösen scheint, die Nase flattert, Lippen, in unhörbaren Schreien geöffnet, eine immer schwärzer werdende Zunge präsentiert. »Ja? Aus welchem Grund?« Richard hört Blut, es pumpt und rauscht sich einen Weg durch die Ohren, bricht heraus, erinnert ihn an einen Wasserfall. Es knackt, als er auflegt und das Herz seines Opfers, egal ob real oder nicht, kollabiert. Er wischt sich den Mund, starrt auf die sich auflösende Kreatur vor ihm und schiebt den Stuhl beiseite. »Das wird eine schöne Bescherung, Roy ...« Seine Augen bewegen sich nicht vom Fenster weg, starren hinaus. Er schiebt den Vorhang weg, öffnet ein Fenster und lässt die Luft, die sich sonst so behaglich düster anfühlt, sich mit dem kalten Herbstwind vereinen, vermischen, um die schlechten Gedanken, die sich gebildet haben, mehr oder weniger einfach fortzuwehen. Er starrt auf die Menschen da unten, die nichts von dem schaurigen Spektakel mitbekommen haben, ignorant, selbstverliebt, kleinherzig, wie sie sind. Er denkt sich, dass sie nicht einmal mitkriegen würden, wenn die Welt untergänge, solange ihre kleinen Leben davon unbeeinflusst wären. Doch, so schließen seine Gedanken eine Pakt mit seinen Augen, das muss er ja nicht sehen. Richard schlurft in die Küche und greift in den Kühlschrank. Kalt fühlt sich das Objekt seiner Begierde an, so kalt wie seine Seele.

Im Hintergrund rennen Kinder entlang, dahinter, nur Augenblicke entfernt, ihre Eltern oder Großeltern. Er möchte das Fenster abdichten, braucht Ruhe, totale Ruhe, möchte nicht einmal seinen Atem hören oder das Geräusch des Herzens in seinem Körper, das Surren des PCs, selbst das Schreiben mit einem Stift würde wirken, als wenn jemand ein Stück Kreide kaut, quietschend, kreischend, zerbrechendes Styropor in den Adern, er fühlt jedes Atom seines Planeten um die Sonne rauschen, er hört die Erdkrustenverschiebung, jene düstere Verschmelzung aus Keuchen und knarren, Reiben und zischen, wenn Magma aus dem Inneren der Erde ihren Weg nach draußen sucht. »Ruhe.« Die Stimme prallt an den Wänden ab, nur einen Hauch schwächer schlägt sie wieder in seinen Ohren auf und er geht zu Boden.

Es ist nach 22 Uhr und die S-Bahn ist noch immer so voll, dass man sich fragt, ob die Hälfte der Menschheit zu den nachtaktiven Säugetieren gehört oder ob dies eine Art Gegenreaktion, eine Art Trotzreaktion ist, um die hunderte Jahre alte »Tradition« auszugleichen, als die Sonne als einziger Zeitgeber fungierte und die Nacht nur ein Feind war, einen Übertritt in ein böses Land der Träume darstellte.

Die Menschen träumen jetzt schon, starren dumpf aus den Fenstern oder auf Handys, die Köpfe sich den Schultern verkrampft, eingehüllt in ihre dicken Jacken, so dass kaum die Augen zu sehen sind, zittern, als ob jemand das Fenster offengelassen hätte und draußen die Hölle der Antarktis lauern würde. Ja, es ist dunkel und es ist kühl geworden, aber doch nicht so. Ich fühle die Karte in meiner Jackentasche, wie versucht, sich meiner Hand zu entziehen, wie der Erfolg, der sich mir nicht einstellt, nur weil ich danach bettele.

Es sind nur 8 Stationen, die ich hinter mir lassen muss, um zu meinem Ziel zu gelangen. Ich habe im Internet nachgeschaut, wie das Gebäude aussieht, ob es eine Art magische Aura umhüllt, die man als Uneingeweihter nicht sieht, doch was ich sehe, ist schwach. Es ist nicht einmal ein Fabrikgebäude oder so etwas Ähnliches, nein, nur ein Block aus grauem Beton. Nur das Dach sieht etwas merkwürdig aus, als würde es nicht ins Bild passen, schwarz und schräg, mehr Konzept als der Rest, mehr als die 0815-Erscheinung seines ... ach, was bilde ich mir ein. Ich muss wohl in allem eine Art verwirrend aufmerksamkeitsheischende Monstrosität erblicken, ohne dass sie da ist. Bei dem Gedanken kommt mir ein Grinsen hoch und ich schlucke es wieder herunter. Künstler, sagt das Grinsen, Künstler sind besonders. Besonders krank, antwortet eine andere Stimme in mir. Die Tür der Bahn öffnet sich, wie so oft und ich starre hinaus in die Finsternis. Die Leute um mich herum beginnen zu verschwimmen, werden fahl, erinnern an nebliges Kristallglas, das von Mondlicht bestrahlt wird. Ich reibe mir die Augen und fasse ins nichts. Eine Hand packt mich, reisst mich hinaus. Ich schaue mich um, erkenne den Block vor mir, fühle mich an meinem Ziel. Was zur Hölle? Der Boden beginnt unvermittelt, ein Eigenleben zu haben, schlägt Wellen, je näher ich an das Haus herantrete, nein, gezogen werde, während meine Beine scheinbar in der Luft schweben, kaum die Pflastersteine berühren, deren fugenlose Dichte mich verblüffen müsste, wenn nicht

»Alle aussteigen. Los raus. Aussteigen. Raus aus der Bahn!« Eine Hand schüttelt mich. »Alle raus. Das ist ein Befehl!« Sie starren mich an, als wäre ich der letzte Überlebende einer verschollen geglaubten Expedition. »Der Herr ... hören Sie mich nicht?« Ich nicke, mehr apathisch als wirklich lebendig. »Ja, ist schon gut.« Er schüttelt den Kopf. »Wenn Sie unbedingt wohin wollen, dann sollten Sie S-Bahn fahren, die fährt... öfter.« brüllt er einen älteren Herren mit Stativ an, der seinem Unmut Ausdruck gegeben hat, seine Frage war: »Was soll der Scheiß um diese Zeit?« Eine junge Frau, auf dem Weg zu einer Party, wie ich vermute, tippt mich an »Gibts Ersatz?« Ich zucke mit den Schultern. »Ich... äh... ich weiss nicht.«, starre dabei auf die Bahnhofsuhr, die mir nebenbei anzeigt, dass ich an meinem Bestimmungsort angekommen bin. Koinzidenz sollte man nie... mit Kausalität verwechseln. Ich bin jedoch gewillt, heute eine Ausnahme zu machen, denn ich hätte garantiert verschlafen. Leider bin ich, wie mir meine Uhr sagt, zu spät dran. Ich war, wie man so schön sagt, anscheinend schon auf dem Rückweg.

Der Raum ist vermutlich wieder überfüllt. Steffen seufzt, dann dreht er sich um und geht die Treppe hinunter. Wieder zu lang gewartet, um viel zu spät einzutreffen, pure Absicht. Er fühlt sich sichtbar zu gut in der Rolle des »Bad Guy«, der die Nächte damit zubringt, Böses zu planen, auch wenn die Typen vom Club nicht wissen, was er wirklich tut, sie haben eher eine dumpfe Vorstellung, eine Klischee-Vorstellung von einem Redakteur, von einem Verleger, der mit der Axt in der einen Hand und der

Fackel in der anderen ... Dinge vernichtet. Gute Dinge, wie sie selbst denken, aber auch schlechte Dinge, Konkurrenten auslöscht, mehr als nur das, sie aller Hoffnung beraubt, es wieder zu tun, wieder zu versuchen, sie zu töten, sie von ihren angestammten Top 25-Plätzen zu vertreiben.

Sie fühlen sich gut in ihrer kleinen Welt, in dem das Maximum daraus besteht, sich dumm und dämlich zu fressen, wenn ihr Buch mal wieder die Aufmerksamkeit irgendwelcher Kommissionen erregt, Preise vergeben werden, die Nichtleser dumpf kichern und die anderen, die sich für intellektuelle Unterhaltung interessieren, ach was, die lesen das auch nicht, kaufen aber, um sich von ihren Freunden abzuheben. Steffen grinst, wie er es immer tut, wenn er auf eine spiegelnde Fläche, wie jetzt die Tür nach draußen, trifft. Dieser Roy, der ist genauso blind wie die anderen. Kapitalismus gehört nicht in Künstlerhände, sondern in die der Buchhalter, in die Talentschmiede, die ihre Zeit damit verbringen, noch mehr Geld zu finden. Es gibt immer genug Geld auszugeben, besonders, wenn man mit dem Ergebnis angeben kann.

»Haben Sie mein Manuskript bekommen?« fragt eine Stimme aus dem Dunkel, kurz beleuchtet von einem Reisebus, der seine Last nach einem Abend in der Oper wieder in die Provinz entführt, nein, vor der Großstadt rettet. »Was?« Steffen fühlt eine Hand in seinem Nacken, er prüft ... es ist seine eigene, die genauer als ein Kompass die Richtung der Bewegung anzeigt, die diese Begegnung nehmen wird. Er traut diesem Kompass. »Ich... wer sind Sie nochmal?« ist seine Frage, seine Antwort, sein Urteil. »Verdammt, ich hatte es Ihnen doch geschickt. Ich bin...« Eine Hand landet in seinem Gesicht, schiebt ihn weg. »Ihr Kapitalisten seid doch alle gleich!« Er hört den Namen nicht mehr, nur den Knall seines Schädels, der auf dem Pflaster landet.

Das Pflaster fühlt sich heute weicher an als sonst. Richard lacht in sich hinein. Die neuen Schuhe lassen sich Zeit, sich an seine Füße zu gewöhnen, doch er schwebt bereits auf Wolke Sieben, so dass alles andere in einer gewissen Art unwirklich, nein, unnötig, irrelevant anfühlt. Oder es ist der Whiskey, den er sich, eine Viertelstunde vor seinem mehr oder weniger erzwungenen Ausgang aus der Flasche genehmigt hat. Heute ohne Glas, er ist zu müde, in den Schrank zu fassen, noch mehr, als dass er die Flasche aus dem Kühlschrank hebt, ein »Faux Pas«, Whiskey im, was auch immer. Die Nacht erscheint ihm wie eine Wolle, gewebt aus Schwarzen Schafen. Eine gute, wenn auch gestellt improvisierte Leistung, dieser Spruch, doch passend. So passend wie die Musik, die der Taxifahrer gerade abgeschaltet hat. Richard fühlt sich nur in der Stille gut, in der Nacht, in all dem, was die profane Welt abschneidet, abschaltet, vernichtet, sie dumpf werden lässt, wenn sie diese auch nicht auslöschen will. Er fühlt sich unsicher. »Heute ist doch Roy dort ...« ein Gedanke, der in ihm immer wieder aufflammt, doch mit eiserner Gewalt wieder hinter dem Vorhang landet, der ihn vor dererlei Ausbrüchen schützen soll.

Wie es wohl wäre ... wenn er heute nicht erschiene, wenn er einfach mal fernbleiben würde, unentschuldig fernbleiben... gibt es da einen Eintrag im Klassenbuch der Gruppe? Nein, das wäre nicht möglich. Der Club ist keine Demokratie, es gibt einen Leiter, einen Oberboss und wer ist das? Naaa? Genau. Richard; Herrscher der Idioten und Einäugiger unter den... Schwachmaten, die nur mit dem einen Auge denken. Dem einen spezifischen Auge... außer Regina. Regina. Regina... Richard bereut genau in diesem Augenblick, dass er nicht mehr von dem kreischenden Feuerwasser in sich aufgenommen hat, das gerade beginnt, in seinem Magen zu randalieren. Es ist schwierig, nicht zum Alkoholiker zu werden, wenn man sich alle 14 Tagen mit der Herrscherin der Unterwelt treffen muss, wenn die Kinder, die aus einer Verbindung zwischen ihm und ihr zu zahnlosen Zombies verdammt wären, dümmere als das Universum vor dem Urknall und arrogant wie die Mama. Oder... Regina wäre eher, von ihrer Art her, mehr Vater als er je Mutter sein könnte. Er überhört den Taxifahrer, der ihn seit Minuten mit einem verstörend weißen Zahnblitzen anstarrt. »Wir sind da, der Herr.« Wir sind da,

sagt sich Richard, in der Hölle.

Ich schaue zuviele Filme in meiner zu stark ausgeprägten Freizeit an, denn ich vermisse das Piepen des Kartenschlitzes, als ich die Karte durchziehe. Auch springt kein grünes Licht an, egal in welche Richtung ich die Karte drücke, den Magnetstreifen rechts oder links an den Innenseiten des Lesegeräts reiben. Fuck. Die Wand sieht aber auch nicht danach aus, dass sie eine Tür verbirgt oder noch besser, ein betonfarbenes Tor, das von unsichtbar angebrachten Motoren nach oben rattert. Stattdessen nur Stille und das Rauschen der Stadt um mich herum, das Whisperm hundertausender Fernseher, die auf denselben Kanal eingestellt sein müssen. Blaue Lichter greifen nach draußen, holen die Finsternis in das Innere der Wohnungen, in die Herzen der Fernsehklaven wie ich einer bin. Nur, ich bin derzeit draußen auf der Suche nach einer Erlösung, die ich nicht im Flimmern finde. Eine Art Göttlichkeit im Rauschen, das wäre was, nicht wahr? Ich weiss nicht, woher mir der Gedanke gekommen ist, aber ich werde ihn, so ich meinen Zettelblock irgendwo finde, im Licht eines nikotingelben Flusses, äh, ich meine im Licht einer Straßenlaterne aufschreiben und dann wieder vergessen.

Das alles ist Ablenkung von dem, was sein muss, was ich heute abend erledigen muss. Ich schüttele den Kopf in gespielter Empörung vor mir selbst und wende mich noch einmal dem Kartenschlitz zu. Augenblicke, bevor ich sie das letzte Mal, denn irgendwann ist genug, durch den Leser prügeln will (eine perfekte Anspielung an meine Literatur!), knackt es im Hintergrund und tatsächlich, eine Bewegung, nicht von mir ausgeführt, in einer Öffnung, die sich gerade eben gebildet hat. »Geht man so früh schon?« fragt mich meine eigene Stimme in unwirschem Ton. Ich verneine das zuerst, trete dann näher heran, um die erstbeste Person, die sich mir in den Weg stellt, zu fragen, was der Bullshit soll, aber dazu kommt es nicht. Ein Gesicht wirft sich mir entgegen, Blut, weich und klebrig wie geschmolzenes Kupfer tropft auf meine Hände, auf die Karte, auf meine Kleidung und während meine Hände noch versuchen, der Gestalt zu helfen, sie halten wollen, rutscht ihr Gesicht über die Kleidung, hinterlässt eine Marke, ein Zeichen, das mir zu verstehen gibt, dass ich in eine Sache hineingestoßen worden bin, die ich nicht brauche. Es ist Donnerstag, was sonst. Ich hasse Donnerstage, sagt ein Teil von mir, eine Art fatalistischer Priester, der auf einen Kometen starrt, der direkt auf ihn zurast, eine Art rationale Erklärung für die Gefühle, die sich in mir zeigen. Die Panik kommt noch, keine Sorge, liebes Herz, wenn du das nächste Mal einschlafen willst.

Der Schatten, der sich mir aus der Öffnung nähert, bleibt unsichtbar, zu lang, um sie vielleicht später beschreiben zu können. Ich sehe keine Augen, sie bleiben dunkel und der Rest des Gesichts, lang und hager, mit einem Kinn, das eher an eine surrealistische Comic-Figur erinnert als an einen Menschen ... man kann nichts damit machen. Doch das Geschöpf bleibt einen Augenblick stehen, um mich zu betrachten, so kommt es mir vor. Der Mund mit dem schmalen Grinsen einer Bleistiftzeichnung zuckt kurz. »Danke« flüstert die Stimme, verschmilzt mit dem Rauschen eines heranfahrenden Wagens, ein Taxi, lässt eine Klinge niedersausen, mindestens genauso fahl wie der ganze Mensch vor mir, dessen aerodynamische Figur mir Sorgen bereitet, dann sprintet das Wesen hinaus in die aufheulende Klospülung einer globalen Werbepause.

»Roy? ...« höre ich im Hintergrund, während meine Hand sich über der Wunde des totan Mannes schiebt, um das Blut, das seinen Weg nach draußen sucht, noch einen Augenblick festzuhalten, denn mit ihm stirbt etwas mehr als nur ein Mensch, nein, auch meine Zukunft. »Roy?« ich drehe mich um, das Licht der Scheinwerfer blendet mich und ich hebe meine verbleibende Hand, kippe nach vorn und schlage mir die Knien an. »Richard?« frage ich, doch die Frage ist müsig, finde ich. Ich höre nur noch mein Schluchzen und die Schreie des Taxifahrers, der die Welt um uns zu wecken versucht.

»Hat er gar nicht reagiert?« fragt Steffen und starrt hinüber zu Roy, dessen Gesicht an der halbdurchsichtigen Scheibe lehnt, einen Film aus Schweiss, Fett und kondensierter Atemluft hinterlässt und seine Hände an der Hose abwischt, immer und immer wieder. »Er mag wohl kein Blut«, sagt eine Stimme hinter ihm, die Stimme des Beamten, der ihm noch vor Minuten den Zutritt verweigert hat und nun fragen wird, ob man einen Kaffee will. »Ein Kaffee?« fragt Steffen. »Draußen. Dort, wo Sie vorher waren, in der Ecke. Ein Automat.« Steffen fühlt schweren Atem aus seinem Inneren dringen, saugt die Luft wieder ein. Es ist stickig hier, zu stickig, aber er geht nicht hinaus in das Licht des allzuhellen Flures, nur um einen schlechten Kaffee aus einem Automaten zu zerren, dessen Plastikhülle ihm die Hand verbrennt. »War nur ne Frage, Chef.«

»Das ist kein Chef, ich bin der Chef.« Er kennt die Stimme nicht, sie verstört ihn. Es ist eine Frau, sagt der Schatten, der in Richtung freudige Hüften, Hände in die Seiten gestemmt geht, vielleicht ist es auch der kurze blonde Zopf, der über ihrer linken Schulter hängt. Sie nimmt die Brille ab, Modell Hipster, aber vermutlich hatte sie das schon, »bevor es cool war.«

»Und Sie sind? ...« Er sieht, wie sie näher an das Fenster herangeht und sein Verdacht wird erhärtet, »...Frau Chefin?« Sie beisst in einen Brillenbügel. »Ich bin es gewohnt, Fragen zu stellen, statt zu beantworten, Herr Kalde... ein ungewöhnlicher Name.«

»Kann nicht jeder Müller oder Schulze heißen ...« Hoffentlich geht sie auf den Witz ein, ohne dass er »Ich heisse Müller, Herrrrrrr Kalde...« in ein Fettnäpfchen tritt. Verdammt, aber auch egal. »Wie finden Sie das Verhalten ihres Gastes, Frau Müller?« Er versucht, die Stille zu umgehen, aber hier, wie auch im normalen Leben, einer normaleren Realität fühlt er sich schwach, wenn es um intimere Kontakte geht, wenn nicht die Gruppe hinter einem steht, sondern nur ein anderer Mensch. »Sie zittern, Herr Kalde. Ist Ihnen.... kalt?« Sie muss sein verdutztes Gesicht gesehen haben, denn er hört, wie sich ihr Unterkiefer nach unten schiebt und ein heißeres Lachen produziert. »Nein...« er bekommt den Scherz nicht mit. Frau Müller kratzt sich am Ohr und starrt durch die Glasscheibe. »Glauben Sie wirklich, dass er etwas damit zu tun hat?« fragt Steffen, doch sie bleibt still. Erst spät, als er noch einmal einen Satz loswerden will, eine Art stichelndes Kompliment hinsichtlich ihrer Kleidung, ist sie bereit, auf seine Frage zu antworten. »Ich habe sonst immer ein Gespür dafür, wenn jemand schuldig ist. Der da erinnert eher an einen Buchhalter.«

Steffen geht nach draußen, muss nun doch den Flur besuchen. Als er vom Klo zurückkommt, stiller als seine eigene Wohnung zu dieser Nachtzeit und sich bei jedem einzelnen Schluck Kaffee »Premiumröstung« überlegt, ob er ihn ausspuckt, steht sie noch immer da. »Hey, Statue, haben Sie auch einen Vornamen?« Sie blickt in seine Richtung, ihr Gesicht zur Hälfte beleuchtet, die andere der Finsternis des Beobachtungszimmers geopfert. »Müssen Sie nicht nach Hause, Herr Kalde? Haben Sie nicht genug Zeit damit verbracht, Zeit zu verschwenden?« Er nimmt noch einen weiteren Schluck. »Er ist mein Freund, Frau Müller, ein Talent, so roh und ungeformt, wie Sie es sich nicht vorstellen können. Er braucht Unterstützung. Weiß Gott, wer ihn da um diese Zeit an diesen Ort eingeladen hat, sonst würde er das nicht machen. Wird sich eingebildet haben, man würde ihn in den Club einladen. War sicher mehr als aufgeregt, panisch, so wie er mir immer vorkommt, wenn ich ihn in meinem Büro empfangen und ihm einen Sermon nach dem anderen, eine Inspiration nach der anderen hinwerfe. Er muss sich nur aufheben ... was nützt Talent, wenn man sich nicht traut, es zu nutzen? Lassen Sie mich hier bleiben, Frau Müller, Kommissar, Oberkommissar Müller, er ist hilfloser als ein Welpen in einem Rudel... hungriger... Wölfe.« Er glaubt, ein kurzes Zucken, eine Art Lächeln zu entdecken, doch vielleicht hat er sich geirrt und ihr ist nur das Gesicht stehengeblieben vor Abscheu. Plan B. »Richard... was ist mit dem?« Sie reagiert erst nicht. »Sind Sie noch da?« fragt er noch einmal. »Er hat das Gebäude verlassen, nachdem wir ihn befragt haben. Wo er ist, keine Ahnung.« Wie bitte? Steffen muss sich ein lautes Lachen verkneifen. »Sie haben also Richard gehen lassen und Roy quasi schon verurteilt.«

Sie öffnet die Tür, doch der Verdächtige reagiert nicht auf die Bewegung, auch nicht auf das Geräusch der herantretenden Schuhe, auch nicht, als sie sich auf den Stuhl auf der gegenüberliegenden Seite des Tisches setzt. Sein Blick ist starr auf das Holz gerichtet. Ihr kommt der Verdacht, dass er fliehen will, wie jeder dieser Autoren, der nur darauf geeicht ist, in Dingen eine Art Fluchtmöglichkeit zu sehen, sich auszuklinken, diesen Planeten zu verlassen. Kopf in den Wolken, verdammt. Sie fühlt, wie ihre Faust auf das Holz knallt und sieht mit einer gewissen Befriedigung, dass er endlich reagiert, wie ein Schlafender, der gerade erwacht oder noch besser, wie ein Taucher, der das Licht der Welt erblickt, nachdem er den Horror der Tiefsee hinter sich gelassen hat. »Sie sind wieder unter uns? Gut. Was haben Sie an diesem Ort um diese Zeit gemacht? An was können Sie sich erinnern?«

»Wie heißen Sie?« ist seine Reaktion nach langem Schweigen. »Müller.« Er seufzt, hebt seinen Blick, starrt ihr in die Augen, legt den Kopf schief. »Ihr Vorname ...?« Ein Teil von ihr versucht, stark zu bleiben, nicht auszuticken, ihm nicht den Stuhl über den Schädel zu ziehen, der andere Teil aber, so klein er auch ist, so nervig wie ein Mückenstich auf der Fußsohle, bleibt gelassen, erinnert an eine Maschine, die nur ihren Dienst tut. »Ich heiße Irina.« Er lächelt und nickt. »Danke, Frau Müller, es war mir wichtig, dass wir von Mensch zu Mensch reden... nicht von Täter zu Opfer, von Meisterin zu Sklaven... müssten Sie mich nicht eigentlich dasselbe fragen?«

»Ich kenne Ihre Daten ... also wozu nochmal fragen?« Sie lehnt sich zurück. Wieso gibt es hier keine ordentlichen Stühle? Sparzwang oder Absicht, oder doch beides. »Weil ich das im Fernsehen gesehen habe.« Er beginnt wieder zu zittern, eine Eigenschaft, die Irina so sehr nervt, dass sie kurz davor steht, das Licht im Raum löschen zu lassen. »Beherrschen Sie sich mal, Herr Matters. Sie sind hier in Sicherheit!«

»Sicherheit, wieder ein Konzept, das mir sagen will, dass alles in Ordnung ist. Aber ...« Matters Augen bohren sich wieder in das plastiküberzogene Holz des Tisches, doch seine Stimme hat an Leben gewonnen. Irina versucht, ihre Ruhe wiederzufinden. »Herr Matters... um auf meine Fragen von vorhin zurückzukommen...« Er nickt, reibt sich die Augen. »Ich bin so müde, Irina. So verdammt müde.« Sie steht auf, die Hände auf den Tisch gestemmt. »müde?« fragt sie, »müde? Glauben Sie, dass ich gern hier bin, jetzt, heute... Wir haben 7 frische Tote in der Pathologie rumliegen und die sind nicht freiwillig dorthingewandert. Keiner ist an einer Erkältung, einer Vergiftung durch Kohlenmonoxid gestorben, keiner hat an einer tödlichen Krankheit gelitten, die ansteckend ist. Sie, Herr Matters, »Sie hebt ihren Rücken, die Glühbirne hinter ihr verkommt zu einer Erinnerung, während ihr Schatten eine Korona bildet, tausend winzigste Flammen an den Rändern ihres Körpers tanzen. »Es waren gewaltsame Tode, Herr Matters, brutale, nicht wieder gutzumachende Morde... und Sie, Herr Matters, Sie waren da, voller Blut, und vor Ihnen lag der Körper von Herrn«, sie schaut auf die Liste, die einen Weg in das Verhörzimmer gefunden hat« Herrn Karl Paksin... hmm...« Sie fühlt, dass ihr der Name bekannt vorkommt, aber die Erinnerung bleibt so schwach, dass sie sich nicht aufraffen kann, weiter darüber nachzudenken.«Hey, aufwachen...« Er bleibt starr sitzen, nur ein Flüstern dringt durch seine Lippen... »Paksin? Wer?« Das überwältigende Gefühl, ihn mit dem Kopf auf den Tisch zu hämmern, bis der Schmerz seine Zurückhaltung, seine wie auch immer geartete Feigheit auseinandersprngt, kommt hoch, schon wieder, sie kämpft mit ihrem Überlebenswillen in dieser Arbeit, die sie gerne macht, wenn sie auch gerne einmal frei hätte, um Verbrecher draußen zu jagen, ohne Regeln, einfach nur...

»Paksin, Karl ... klingelt da was? Außer, dass Sie sein Blut noch vor kurzem an ihren Händen hatten?«

Blut, Blut, überall Blut, es setzt sich fest, unter den Fingernägeln, unter der Kleidung, wenn ein Tropfen über die Haut gefahren ist, auf dem Weg Atome aus Blut zurückgelassen hat, die sich nun überall befinden. Der Atem von Blut, den das Ding, das in meinen Armen umgefallen ist, ausgestoßen hat, hat einen Teil der Seele in meine Nähe projiziert und ich möchte kotzen, würgen, möchte mir die Haut mit einem Flammenwerfer abbrennen, jedes einzelne Tröpfchen dieser kranken Substanz von meinem Körper reißen lassen, möchte mich unter eine Dusche aus Sand stellen, damit ich den anderen los bin. Ich schüttle mich, komme nicht hoch. Ihr Gesicht schwebt direkt vor dem meinen. Irgendwas mit »Klingelt da was?« Ich zucke mit den Schultern. »Paksin ... nein. Ich...« Luft dringt aus meiner Lunge nach draußen, gestättigt vom Gestank dieser Zelle, in die man mich gerade einsperrt, zusammen mit einer gewaltbereiten Frau, deren brennende Augen meine Zukunft fressen. »Ich....«

Es liegt etwas in der Luft und Richard kann nicht entscheiden, ob es gut oder schlecht ist. Solche Dinge darf man nicht leichtfertig von der Hand weisen, man muss eher darüber nachdenken, wie man es nutzen kann. Die Nacht liegt noch immer über Berlin und nur Schatten von Menschen treiben träge über die Gehwege zu Arbeitsplätzen oder ins Bett. Sie haben Roy mitgenommen, haben ihn in eine Decke gewickelt wie ein Katastrophenopfer, haben Blicke ausgetauscht, die seine Existenz mit dem der Toten in Verbindung bringen wollten. »Sind Sie in Ordnung?« hatte man ihn gefragt, irgendeine Frau in Uniform, mehr breit als groß mit Augen, die schon alles gesehen hatten, der ein wenig Blut hier und da kein Kopfzerbrechen bereitete, eher, wie man es abwaschen könnte und ob es Auswirkungen auf die Diät haben würde. Richard grinste in den beginnenden Tag, zog an einer Zigarette, bemerkte, dass er sie nicht angezündet hatte und liess sie fallen.

Das Kommissariat lag jenseits der Straße, Richard betrachtete es wie ein Mysterium. Sie hatten ihn nicht vorgelassen, als er die Sache beobachten wollte, wie sie Roy auseinandernehmen würden wie ein Puzzle, seinen kleinen Geist in Dimensionen treiben würden, wie man sie noch gekannt hatte. Roy war ein Freak, nicht mehr und nicht weniger. All das Blut musste seine Synapsen vor Lust und Panik schreien lassen, dieses vergehende Leben in seinen Händen, wie sagte man, den Schalter auf »Wahnsinn« umlegen. Richard zog eine neue Zigarette aus der Schachtel und schaffte es, seine zitternden Hände so weit unter Kontrolle zu bekommen, dass er seinen Sargnagel aus Tabak anzünden konnte, ohne sich selbst zu verletzen.

Es tut sich was vor ihm. Die Tür des Kommissariats öffnet sich und eine allzu bekannte Person tritt heraus, hebt den Kopf, als wolle sie die Morgenluft schnuppern, eine Art Gewöhnung, Zurückgewöhnung an die allseits beliebte Berliner Luft, auf die sie verzichten musste. Richard wird die halbgerauchte Zigarette auf den Boden, tritt kräftig zu und verlässt seinen heimlichen Platz zur Beobachtung. Steffen starrt ihn an, als Richard ins Licht tritt. »Richard?« fragt er mit einem Hauch von zuviel Selbstsicherheit, als hätte er gewusst, dass dieser bereits seit Stunden wartet. »Ja, ich« sagt Richard und lächelt müde. »Die Toten, sie ...« Steffen zuckt mit den Schultern. »Kommen nie wieder, stimmt« und »Der Club ist tot«, Richar.«; sind seine REaktionen auf die Nacht, die hinter ihnen liegt. »Verdammt« Richard zerrt die Zigarettenschachtel aus der Jackentasche. Leer. Er wirft sie auf die Straße. »Ich sollte mit Rauchen aufhören.« Steffen schüttelt den Kopf. »Die Chance, an Lungenkrebs zu sterben, ist seit letzter Nacht in unser beider Leben erheblich geschrumpft.« Richard fühlt, sie sich eine Frage aufbäumt, wie sie Raum sucht in, wie Steffen schon sagt, ihrer beider Leben. »Hä?« Steffen dreht sich um und zeigt auf das Gebäude, das er gerade eben verlassen hat. »9 tote Schriftsteller in einer Nacht und du machst dir Sorgen um Krebs? Wenn es 9 Leute erwischt hat, alle aus der Gruppe, zu der wir übrigens auch gehören« die letzten Worte sind geschrien, »dann wird es bald Nummer 10 und 11 geben und vielleicht wird jemand eine neue Gruppe gründen wollen. Eine Art Club der dahingeschiedenen Dichter.« Richard flucht leise vor sich hin. »Du hast Recht, schieße. Du glaubst also auch nicht, dass Roy...« Steffen winkt ab. Seine Bewegung wirkt so müde, als wäre er schon länger wach

als alle anderen zusammen... oder seine Drogen hören auf, zu wirken.

»Du weißt schon, dass wir verschissenes Glück hatten ...« antwortet er endlich. »Was?« Richard starrt ihn an, aufgeschreckt aus dem Irrgarten seiner Gedanken, zu dieser Zeit, in der man... »Ich krieg nix mehr mit, Steffen. Was hast du gesagt?«

»Dass wir so ein verdammtes Glück hatten, Richard. Immerhin leben wir, irgendwie halt, noch.« Dieses Larifari-Gerede ... und soviel Blut, mehr Blut, als er je gesehen hat, trotz seiner Vorliebe für Gewaltverherrlichung, verzerrte Buchstabenproduktionen, für Sachen, die die Kaputten lesen wollen. Deshalb ist es so beliebt. »Du träumst jetzt aber nicht davon, die Sache zu vermarkten oder sowas in der Art, Steffen?« Steffens Gesicht produziert eine Art Lächeln »Die selbe Frage wollte ich dir stellen, Richard »Schnetzelmeyer« Lassok.« und gestreckt-gekrümmte Doppelkommafingern.

»Du bist doch bekloppt!« Die Verwirrung kommt ihm vor wie das Erwachen aus einem Alptraum, um in den nächsten hinüberzugleiten. Was denkt sich sein Verleger nur? »Bekloppt und geldgeil.« Steffen nickt, die Augen auf das Kommissariat gerichtet, in dem gerade diese Polizistin Roy befragt, ihn vor Tatsachen stellt, um ihn auszuquetschen wie eine trockene Kartoffel. Der arme Roy, dieses kleine Hirn und diese großen Träume in dieser allzuleicht übersehbaren Person. »Ich habe Mitleid mit ihm ...« Richards Stimme reisst ihn zurück auf die Straße, in diese Nacht. »Er ist ein erwachsener Mann, Mensch, was auch immer. Er schafft das schon. Und wenn nicht, dann ist er ein paar Jahre im Knast oder in der Irrenanstalt. Wir sind nicht da, um die Menschheit zu retten, Steffen. Dieser Altruismusscheiß kotzt mich dermaßen an...« Er stoppt und starrt auf Steffens erhobenen Zeigefinger, der wie ein Knochen wirkt, hier und jetzt, dünn und vom Geldzählen schwierig, erinnert Richard an eine Mutation eines Pilzes nach Tschernobyl. »Hä?«

»Richard Lassok und Steffen Glarenza, Überlebende eines Massakers, zusammen mit Roy Matters ... Opfer oder Täter? Gab es Streitigkeiten in der Gruppe? Musste dieses alles geschehen, weil die Kritik als vorherrschende Kommunikationsform in der Gruppe etabliert worden war; statt eines Miteinanders ein Gegeneinander, Konkurrenz von der schlimmsten kapitalistischen Sorte forciert wurde, um die Autoren gegeneinander auszuspielen?« Steffen reibt sich die Hände. Drogen, eindeutig. Richard fühlt das. Es war eine gute Entscheidung, auf Erwachsenenspirituosen umzusteigen. Er hätte jetzt gerne ein Glas, ernsthaft.

»Sie stehen noch immer draußen, nicht wahr?« fragt meine Stimme, mein Geist folgte nur Augenblicke später. Frau Müller zuckt mit den Schultern. »Ich kann sie nicht zwingen, nach Hause zu gehen.« »Wann darf ich?« »Was?« fragt sie. Ich nicke vorsichtig, meine Augen immer in ihre Richtung gewandt, starre unvoreingenommen. »Ich ... nach Hause? Hier raus?« Sie seufzt und wirft sich auf den anderen Stuhl in diesem kargen, allzu hellen Raum. »Sind wir denn schon fertig, Herr Matters?« Ich nicke hoffnungsvoll, aber dennoch... »Ich habe alles gesagt. Ich hatte eine Einladungskarte. Ich war vor Ort. Ich hätte fast verschlafen in der U-Bahn, Sie können die Leute fragen. Die Bahn wurde angehalten, weil irgendein Problem aufgetreten ist. Die Bahnpolizei hat uns alle rausgeschmissen und zufälligerweise war ich am passenden Ort.«

»Zufälle gibt es nie, wir sind nur zu blind, um hinter die Maske der Welt zu schauen.«

»Ach komm schon, Bernd ...« Mein Blick hebt sich, getragen von Frau Müllers Stimme, hinüber zur Tür. »Doch, ich glaube schon, Herr...?« Ich fühle, wie die ganze Sache noch mehr aus dem Ruder läuft als der Abend an sich schon. Der Neuankömmling ist auch in der Wache vermutlich ein Noob, eine Art Praktikant, das Hirn schon verkrustet von Süßigkeiten und Esoterik. Ich rieche eine Bidi.

Bestätigt meinen ersten Gedanken. »Wer ist das?« »Das ist Bernd, unser Psychologe.« Sag nichts, Roy, sag nichts. Jede deiner Aussagen wird zerlegt, zerfetzt, zertrümmert und neu zusammengesetzt von diesen Hirn-Flickenschustern.

»Wir lassen Sie mal kurz allein ... ich habe etwas mit der Kollegin zu besprechen.« Die Tür schließt sich hinter den beiden. Ich stehe auf, um mir die Beine zu vertreten. Mich würde nicht wundern, wenn ich hinausschaue und meine »Freunde« erblicke, wie sie erwartungsvoll zum Fenster blicken. Regnet es? Ich bin dann doch so weit und bewege meine Füße in Richtung Glasscheibe, die nach draußen führt, in Richtung Berlin und dennoch, nur wenige Zentimeter reichen, um mich auszuschließen aus der Stadt und einzuschließen in diese Zimmerrealität.

Ich kann fast die beiden Gestalten fast sehen. Richard Lassok, das Gesicht hart, von einer tragischen Falte über der Nase durchzogen, die Zähne zusammengepresst, als wolle er die Welt fernhalten, die Augen starr auf jemanden gerichtet, um ihn zu überzeugen, es ihm gleichzutun. Die Hände hinter dem Rücken gleich einem Ermittlungsbeamten, fehlt nur noch die Uniform. Die Stimme mit einem Hauch Verachtung, ja, so lieben wir unsern Richard – den Reichen – Lassok.

Neben ihm, kaum weniger unauffällig, Steffen Glarenza, jung im Gesicht, alt im Herzen, mit einem der hipster-üblichen Dreitagebärte, Hipsterbrille, allerdings ohne den allgegenwärtigen Schal. Sein Kopf erinnert mich immer an eine aufgedunsene Zwiebel, die wenigen verbliebenen Haare schön trapiert oder mit einem Hut verdeckt. Er trägt den Hauch von Wahnsinn mit sich, aber er ist der, der sich um die Verkäufe kümmert und der den Oberlehrer spielt. Ich schließe hiermit aus, dass sie etwas mit dem Mord der Leute zu tun haben, weil ich alles und jeden ablehne, was oder wer Menschen wehtut, insbesondere Mord fällt hier ganz raus.

»Daheim, endlich Daheim«, möchte ich sagen, als ich meine kleine Wohnung, meine Festung, mein Ein-und-Alles betrete, die Lampe im Flur einschalte und sehe, dass sich nichts geändert hat. Nichts, das sich ändert, ein freundliches Ja gegenüber dem Statischen gegenüber, ein Konserviertes gegenüber der allzuwankelmütigen Welt. Ich seufze, als die Tür hinter mir zufällt und möchte, genau wie die Nacht, einfach zusammenbrechen im Rausch der Dämmerung, doch, wie so oft, schleppe ich mich ins Wohnzimmer, direkt vor mir, lasse Küche und Bad bei-Seite und falle in meinen Eckstuhl, schließe die Augen und versuche, zu vergessen.

Eine halbe Stunde oder so später ... so erfolglos, wie man sein kann, wenn das ganze Leben in einem Hauch von Chaos unterzugehen scheint, ziehe ich mich an einer unsichtbaren Strickleiter nach oben und mache Kaffee. Meine Hände scheinen, nicht mit mir zusammenarbeiten zu wollen, denn sie zittern so stark, dass ich die Hälfte des Pulvers verschütte. Ich schütte mir die Brühe, die daraus erschaffen wird, in den Mund und zucke zusammen, weil die Härte des Getränks mich an letzte Nacht erinnern. Da ist nichts mit sanftem Dahingleiten, nein, das ist ein Schlag in die Magengrube und ich erinnere mich, wieso ich das Zeug sonst mit Wasser mische.

Ich taumle aus der Küche, fange mich im Flur ab und schleppe mich ins Wohnzimmer, wo auch der Computer wartet, der meiner Seele Qualen aufnehmen soll, indem er diese mit Hilfe magischer Bewegungen in Worte verwandelt, Worte, die andere Leute lesen können. Oh Computer, wie

erneut klopft jemand an die Tür. Die Klingel, so ich weiß, funktioniert problemlos, wenn es darum geht, Pakete anderer Leute anzunehmen. DOch das Hämmern bleibt. Ich schiebe meinen Körper nach oben, abgelenkt von meinen Gefühlen, die Zeder und Mordio schreien. »Geh nicht. Es ist der Tod!« flüstern sie, weggeschoben von meiner Hand. »Geh hin, es ist deine große Chanc.«; genau diese Worte

kommen in meinem Leben nicht vor, nicht einmal im Angesicht des Schreckens, dem ich letzter Nacht ausgeliefert war und ich frage mich, wann genau ich zusammenbrechen werde. Ich bete darum, dass dies nicht geschieht, wenn ich draußen unterwegs bin, so selten wie dies auch vorkommt, aber ein Mensch braucht ja Nahrungsmittel für sich und seine Gesundheit.

»Wer?« frage ich die Person hinter der dünnen Wand aus Holz, die mich vom Treppenhaus trennt. Keine Antwort. Erneut frage ich und es erscheint vor mir eine Art virtuelle Gestalt, ein Traumbildnis, eine flackernde Skizze wie ein Röntgenbild, die ihre Hand erneut hebt, nicht zu klopfen, sondern mit einem schweren Gegenstand in der Hand, scharf und spitz und keinesfalls gut für mich. Er schlägt zu. Ich weiche zurück.

»Roy, lass uns rein. Es ist ...« er pausiert »kalt und gefährlich hier draußen und die Zombies schleichen schon durch die Gegend.« Richard. Was macht er, oder wer sind sie, hier? »Danke fürs Reinlassen« keucht er, während sich die Tür zu seiner Rettung öffnet. »Kaffee? Oh, du hast Kaffee? Kann ich...« Steffen... Was wollen die hier? In der Küche klappert der Schrank. »Du könntest ruhig öfter aufwaschen... und besser.« Ich fühle eine Annektierung meiner 4 Wände und starre noch immer auf offenen Eingang in meine kleine Festung. Eine Hand packt mich, zieht mich herum. Erneut Richard, dessen linke Pranke nun meine Lieblingstasse zieht, eine Art Nerd-Spruch für Insider. Richard ist kein Insider. »Wir müssen reden«

Steffen beginnt als erster. »Wie gehts dir?« Er wartet nicht auf Roys Reaktion, denn diese ist grundsätzlich der Natur, dass er sich in sein Schneckenhaus zurückzieht, wie im Verlag, um dann nach Stunden eine Art »Yeah, alles in Ordnung, Chef« herauszupressen, als würden ihm die Worte so liegen, dass er Schmerzen hat, wenn er sie endlich freilässt, sie anderen zugänglich macht. Diese Seelenkusperei in allen Ehren, aber »Ich fühle mich in Ordnung, aber ... was macht ihr nun hier?«

Richard seufzt und starrt aus dem Fenster in den Innenhof, dort, wo fleissige Menschen ihre Tätigkeiten ausüben, rauchen und ihre Zigarettenstummel so heimlich wie möglich im Kindersandkasten verscharren. »Ich wills jetzt mal auf die harte Art sagen ... auch wenn wir dich mögen, Roy.« Wir haben 9 tote Menschen, die Steffen und ich gekannt haben. Das ist keine Sache, die man so locker vergisst wie ein Eintrag ins Klassenbuch in der Schule. Mord, mein lieber Roy, ist eine tödlich ernste Angelegenheit. Du warst dort, vor uns anderen. Auch wenn du es nicht wahrhaben willst, vielleicht... wir haben eine Verpflichtung. Du hast die Sache überlebt, mehr Schicksal als Zufall, hoffe ich, also musst du uns einfach helfen. Wenn du den Schock überwunden hast, meine ich.«

Steffen lächelt. Guter Kaffee, nicht das billige Zeug, das man sonst vorgesetzt bekommt. »Der Schock, mein lieber Freund, kommt wohl oder übel und genau im falschesten Augenblick des Tages. Das ist wie diese Waffe aus diesem Buch, die erst am Schluss ... nun... Was ich damit sagen will, Roy: Sei einmal im Leben gut in etwas wichtigem. Vergessen wir dein Buch, das die Leute nicht verstehen, weil sie es nicht verstehen sollen. Ich kenne den Grund, wieso du es geschrieben hast. Du wolltest damit zeigen, dass du intelligenter bist als die anderen, sorry, aber ich musste das mal sagen. Wieso?«

Er hört, wie Roys Atem aussetzt, dann zu einem Keuchen mutiert. Er springt zu ihm hinüber, fühlt das Gewicht der Person an seinem Arm hängen. »Richard!« Sie halten ihn, drücken ihn zurück in eine stabilere, aufrechte Position. »Der Sessel!« Sein Aufprall gleicht einem dumpfen Aufprall eines Schiffes. Das Wasser schäumt um ihn herum, nur diesmal in Form eines Sessels. Das Gesicht Roys ist käsig, nass, weiss. Steffen hasst Limburger, wird aber gerade von ihm angestarrt.

Steffen fragt sich, was er hier eigentlich tut. Es war abzusehen, dass Roy die Sachen nicht verkraftet,

der Körper eines Boxers, der sich vor Jahren aus dem Geschäft zurückgezogen hat PLUS die Seele eines narkoleptischen Adligen aus Büchern des 19. Jahrhunderts, von der Feinheit eines römischen Senators betrieben wie eine Maschine, die zu fehlerhaft zusammengesetzt ist, um einwandfrei zu arbeiten. Doch das sagt er nicht. Stattdessen bemerkt er: »Schöne Wohnung.«

Richard geht die ganze Sache sichtlich auf die Nerven. Steffen überlegt schon, nach Hause zu schleichen, sich in die Badewanne zu legen, ah, die Badewanne, einen Liter Whiskey zu bestellen und sich in die Traumlosigkeit zu saufen. Nun, vielleicht doch lieber später. Der Gastgeber zittert stark, der Schock, das Blut um ihn herum muss ihn nun endlich von den Füßen gerissen haben, diesmal auch geistig. Völlig benebelt starrt Roy auf die Wand vor ihm, leer wie der Rest des Raums und dennoch ... Steffen kann nicht aufhören, mit den Zähnen zu knirschen

Richard tritt neben ihn ans Fenster. »Die Wohnung hier ist nicht mein Fall. Sie gleicht einer Bühne für eine Oper, einem angesagten Spektakel, das einen Tag vor der Premiere wegen Entführung des Hauptdarstellers abgesagt wird. Das hier, dies alles« er dreht sich um seine eigene Achse, »das alles erklärt, wieso er so schreibt, wie er schreibt. Und dennoch, trotz seiner Blödheit« das Wort flüstert er natürlich aus einem heiteren Anflug von Humanismus oder weil ihm der Kaffee nicht bekommt, »musste er am Tatort sein, musste er zur Gruppe eingeladen worden sein ... ich versteh das nicht.« Steffen nickt.

»Wieso seid ihr nochmal hier?« Das Raunen von Roys Stimme streicht vorsichtig über den Teppich und landet am Fenster. Richard reagiert als erster. »Oh, unser narkoleptischer Freund ist erwacht.« und dreht sich um. Steffen grinst. Zwei Dumme, ein Gedanke. »Weil du wichtige Informationen brauchst, um diese ganze Sache überhaupt ansatzweise zu verstehen.« Roy blickt zu Boden, sucht etwas, findet es nicht, sucht weiter. »Ihr beiden seid ziemlich ... abgefickt, wenn ihr mich fragt.« Wow, das sind ganz neue Töne. Richard freut sich sichtlich über diese kleine Anhebung der aktuellen Situation. »Abgefickt? Wie...« Steffen freut sich hingegen kaum. Sein Kopf füllt sich mit Farbe, die aus den Tiefen seines Abgrunds steigt. Er keucht und Richard bemerkt mit Entsetzen, dass die Augen seines Verlegers um mindestens, wenn nicht sogar... »9 eurer Freunde sind tot. Euer Club ist ausgelöscht. Ihr kanntet die Leute, hattet jahrelang nicht nur Kontakt, geredet, was schon hilft... nee, ihr habt euch vermutlich untereinander auch die Hintern geküsst, weil jemand »sowas schönes habe ich noch nieeeee gelesen« geschrieben hat. Ist es nicht so?« Steffens Blick verheißt kaum noch einen Hauch von Gutem. Richard tritt einen Schritt zurück. Ein geschwungener Stuhl hat die Fähigkeit, bei seinem Aufprall Schmerzen zu entwickeln. Doch die Rückblende in Kindertage ist von so kurzer Dauer, dass Steffen gar nicht mehr die Chance hat, auszurasen. »Steffen, beherrsche dich!« Richard packt ihn, dreht ihn zu sich herum in einer Leichtigkeit, die jegliche Selbstkontrolle entsagt hat. »Steffen. Dein Herz!« Richard lacht, blickt über dessen Schulter, nickt hinüber zu Roy. »Er ist etwas feinfühlig gegenüber Kritik, nicht wahr?« fragt Roy, der noch immer im Sessel liegt, so völlig ohne Kraft, apathisch, nur mit diesem Blick gesegnet, der die Welt mit Verachtung bedenkt, einer Verachtung, nicht nur dem Club, sondern auch den Menschen, der ganzen Welt gegenüber. Irgendwann wird es eine Nacht voller Nebel geben, einem Nebel der plötzlich aufwallenden Art, in der sich Roy in einer Seitengasse wiederfindet, weil er sich endlich aus dem Haus getraut hat und dann, ja dann wird sich ein Schatten lösen, unhörbar wie ein Blatt im Herbst, das losgelassen von seiner Grundlage nach unten schwebt, nur vom Aller aufmerksamsten beobachtet wird und dann wird ein Baseballschläger oder ein Stock oder ein »Richard?« dann wird ein Exempel statuiert. »Richard? Noch da?« Er schüttelt den Kopf. »Gedanken... Fischen... Wasser...«

»Was?« Roy lächelt verächtlich. Worauf wir wieder auf seinen Blick kommen. »Ja, er ist Kritikern begegnet, denen er den Kopf von den Schultern reißen wollte. Das ist sein ... täglich Brot. Ich habe Hunger. Du hast doch nichts dagegen...«

»Der Kühlschrank ist eh leer, Leute. Ihr seid komisch, wisst ihr das? Und ich meine nicht auf die lustige Art.« Steffen nickt apathisch in den Raum. »Ich glaube, uns wird jetzt die Tragweite der letzten Nacht ... bewusst.«

»9 Leichen. Müssten das nicht mehr sein?« Der Pathologe starrt auf den Hintern seiner Kollegin, als wäre dort die Antwort auf seine Frage versteckt. Irina schüttelt den Kopf. »Hey, aufgepasst, wie groß ist eine Künstlertruppe, wenn man die Überlebenden abzieht?« Sie hört, wie sich Bernd am sich lichtenden Hinterkopf kratzt. »Was?« Es sind derer 4 Leute im Raum und keiner von denen weiss, was er zu denken hat. »Marcus, wie meinst du deine Frage?« Man fühlt, wie er langsam auftaut, aus seinem induzierten Todesschlaf erwacht, umgeben von diesen ganzen aufgeschnittenen Körpern, über denen er sogar, man wüрге heimlich mit, sich Fritten und Currywurst isst. Der Magen eines derart abgedrehten Mannes ist ein einziges Verbrechen, und sein Hirn ist genauso schlimm.

Marcus nickt sorgfältig und betrachtet seinen lebenden Besuch. »Wir haben 9 Tote. Das ist sehr heftig, die Presse wird austicken. Es handelt sich nicht um einen Unfall, sondern um Tötungen, die Presse wird euch sowas von ... Selbst ich, der ich kein Fan der Gruppe 99 bin, die hier in Stücken vor mir liegt... äh...« Irina fühlt, dass der Pathologe mit der Gelassenheit kämpft. Die Nacht war hart, die Sichtung des Tatorts hat sich über Ewigkeiten hingezogen. Zum Glück arbeitet sie nicht im kriminaltechnischen Labor, gerade weil es derzeit jeden Spinner und TV-Junkie in diese Richtung zieht. Ordentliche Polizeiarbeit im allgemeinen ist von einem größeren Vorteil, weil man einfach mehr Zeit hat, ein eigenes Leben zu führen. Marcus ist schon wieder abgedriftet. Bernd schnipst. »Bist du noch da?«

»Entschuldigt Leute, die Nacht war kurz und die Zeit, bis die Typen anfangen zu stinken ist ebenso kurz und ich ... bräuchte auch mal ein kurzes Nickerchen, aber...« er gähnt »Was ich sagen wollte, Ihr hattet vorhin angedeutet, kurz nachdem ihr meine heiligen Hallen betreten habt, dass ihr einen Verdächtigen habt?« Irina schüttelt den Kopf. »Mehr einen Zeugen, voller Blut und noch mehr Panik. Roy Matters. War kein Mitglied im Club.« Marcus lächelt und sein Gesicht trägt die Zeichen der Überalterung, eine Art Geschenk der Chemikalien, denen er sich hier unten aussetzt. »Ich habe hier unten 9 tote Schriftsteller. Der Club besteht aus 13 lebenden Schriftstellern. Was mich zu der Aussage bringt, dass vermutlich 4 davon noch leben.«

»Hmm«, das Rattern in Irinas Kopf wird lauter. Sie flucht innerlich. Wieso hatte sie sich bisher nicht mit dem Club beschäftigt? Ach ja, dieser Roy Matters. Der wäre fast zusammengebrochen, und dabei war er »nur« Zeuge. »Wir hatten auch einen kurzen Besuch von zweien seiner Freunde, wobei ... dieser Glarenza... Steffen Glarenza, keinerlei Anstalten gemacht hat, seinem Kumpel zu helfen, während... äh... Richard Irgendwas... zumindest im Beobachtungszimmer gestanden hat. Mit dem hab ich ein paar Worte gewechselt.«

»Sie meinen Herrn Lassok? Der schreibt ganz tolle Sachen!« Marcus starrt missmutig auf den aufgestandenen Hintern seiner Kollegin, die sich, wie furchtbar, erhoben hat und in die Runde blickt, die Augen leuchtend wie ein Fan, der auf seinen Star trifft, ohne den Hauch der zukünftigen Enttäuschung in ihrem Gesicht. »Wie?« fragt er.

»Richard Lassok. Der hat doch »Die Bekenntnisse der heiligen Gisela« geschrieben. Was für ein schöööones Buch.« Das langezogene Ö schwingt sich durch den Raum. »Danke, Martina. Es ist ... äh... freundlich von dir...uns zu helfen.« Sie fühlt den Ton in seiner Stimme, blickt missmutig auf die Versammlung und stampft hinaus. Marcus zuckt mit den Schultern. »Sie ist neu, Leute. Wieder eine dieser Bekehrten, die ihre Zeit mit der romantischsten aller Kriminaltechnischen-Labor-Serien

verbringt.« Er hustelt. »Aber gut. Sie hat euch Informationen gegeben. Jedenfalls, wenn wir von den theoretisch 4 lebenden Schriftstellern noch 2 abziehen, dann kommen wir auf... genau... zwei verschwundene Schriftsteller.«

»Äh, du hast nicht zufälligerweise schon die Namen der Toten für uns?« Bernd beugt sich vorsichtig über einen Leichnam, der die ganze Zeit geduldig auf seinem Platz verharrt. »Schaut mal in die Kiste ... euer Glück, dass die Leute ihre Ausweise dabei hatten. Der Rest ist reine Mathematik und sollte... äh... euch nicht schwerfallen.«

Die Tür fällt ins Schloss und Irina atmet auf. »Da drin stinkt es immer so barbarisch und ich weiss nicht, ob es die Leichen sind oder Marcus.« Bernd nickt, die Nase in den Himmel gereckt. »So läuft er rum, wenn wir da sind. Und so« er beugt sich hinunter, hebt den Kopf über den geformten Buckel »läuft er rum, wenn er allein ist. Hirn für den Meisteeeeer« zischt er, die Oberlippe nach oben gezogen. Er grinst, während Irina den Kopf schüttelt. »Werdet ihr Typen nie erwachsen?«

»Manchmal glaube ich, du wirst auch nicht wirklich intelligenter, je älter du wirst ...« Bernd fährt heute die harte Schiene. »Clown zum Frühstück?« Er schüttelt den Kopf. »Aber nur gebraten. Und mit viel Sauce!« Die Kollegen starren ihn an. Er lächelt und springt wieder in den Denkvorgang seiner Kollegin, zumindest versuchsweise. »Deshalb ist er so dünn. Er kommt auch nie raus, der arme Wosting. Der arme, alleingelassene Wosting. Mag sein, dass er hochintelligent ist, aber... ihm gehts nicht wirklich gut, findest du nicht auch?« Irina starrt ihn an. »Und jetzt? Philosophie in den frühen Morgenstunden? Machen wir uns lieber an die Arbeit, sonst stehen wir morgen immer noch hier.«

Das Büro hat den Begriff ordentlich nur halbherzig verdient. Irina starrt mit Abscheu auf den von Penibilität überfluteten Schreibtisch ihres Kollegen. Wow, wie kann der Mensch nur so fanatisch sein, wenn er noch vor Minuten den Affen gemacht hat. »Du könntest auch mal wieder aufräumen, Irina.« sagt die Stimme in ihrem Kopf, gesprochen in der Modulation ihrer Frau Mutter. Die ist jeden Tag da und teilt der Menschheit ihre Erwartungshaltung mit. Natürlich nicht in Berlin, wo ihr Dialekt auffallen würde wie eine Maus, die zufrieden mit sich selbst in ein Rudel Katzen gerät. Nein, Irinas Mutter sitzt in ihrem Kopf und peitscht ihre Urteile mittels telepathischer Suggestion aus 1000 km Entfernung in die Hauptstadt. »Hörst du deine Mutter wieder?« Bernd grinst, während er ein Lineal einen halben Zentimeter nach links schiebt und mit schräggelegtem Gesicht begutachtet. »Du weisst, ich würde dir jederzeit helfen.« Ihr Blick ist tödlich. Sein Herz bleibt stehen. Er kippt um. Steht auf. Öffnet das Fenster, springt raus. Kommt rein. Setzt sich hin. Lächelt. »Nicht träumen, Irina. Arbeiten.« Er schüttelt die Portemonnaies auf seinen Schreibtisch, stellt die Kiste weg und beginnt, sie in einer 3x3er Kombination zu verteilen. »9 ist eine schöne Zahl. So ... elegant.« Irina steht auf und geht zu seinem Platz. »Lass mal sehen.«

Die nächste halbe Stunde verbringen sie beide, unterbrochen vom Sirengesang eines Kollegen, der mitteilt, dass der Pizzamann heute ein Sonderangebot für Thunfisch-Zwiebel-Produkte hat, die sie beide ablehnen, mürrisch konzentriert auf die Fakten, dann wirft sich Irina wieder in ihren in die Jahre gekommenen Drehstuhl. »Hast du von den Typen schon was gelesen?« Bernd schüttelt den Kopf. »Das ist Literatur, mit der komm ich vermutlich gar nicht zurecht, diese Art von Betroffenheitslyrik, wo man am Ende nicht mehr weiss, was man am Anfang gefühlt hat.«

»Ich werfe mal die Datenbanken an. Trotz ihrer Jobs, ich meine »Berufung« dürften sie Freunde und Familie gehabt haben. Und wie mir scheint, beginnt die Presse heute ihren Job noch früher als sonst.« Hinter der Glastür bäumt sich Gemurmelt auf und verschwindet wieder. »Nichts ist schlimmer als der Tod eines Prominenten ... heute sind es 9. Was mich nochmal zu der Sache bringt, dass 4 noch leben und 2 uns unbekannt sind. Wer die beiden Unbekannten rausfindet, zahlt heute den Kaffee nicht.« Bernd grinst. »Das gewinn ich. Ich habs nämlich schon raus. Naja, zumindest einen« Seine Augenbraue zuckt von Lachen. Irina reagiert mit erhobenem Mittelfinger. »Ich wusste, du betrügst. Also...?«

»Ignatius Brawn, nebenbei Professor für Biologie an der Uni. Mehr so eine Art »Coach« für die Gruppe, hat kaum noch was geschrieben, seitdem sie ihm den Austritt nahegelegt haben. Deshalb war er auch nicht dabei.« Er tippt wieder an seinem Rechner. »Er hatte das Glück, unerwünscht zu sein. Nicht übel für einen Mann, dessen Leistungen darin liegen, seine Kämpfe vor Gericht auszutragen ... hat wohl jeden verklagt, der ein schlechtes Wort über ihn gesagt hat. Ein kleiner Hitzkopf halt. Hat mal versucht, Science Fiction zu schreiben. War weniger erfolgreich. Hat den Verleger verklagt, dass er sein Buch nicht wirklich beworben hat. Klage wurde abgelehnt. Wer war wohl unser Verleger? Naaaa?«

Irina überlegt. »Woher soll ich das denn wissen? Gibt dutzende Verlage in Deutschland. Außer du meinst ...« Bernd grinst. »Nett. Dieser Glarenza wird sich gefreut haben.«

»Soviel Liebe unter den Schriftstellern. Da ist ein Hauen und Stechen, das denken könnte, das Mittelalter wäre noch immer da. Nee, das sind Leute, die sich eine Sache ausdenken und dann beleidigt werden, wenn die restliche Welt sie nicht zu schätzen weiss. Dafür habe ich die andere gefunden ... Regina. Du kennst Regina, ich meine Regina?«

»Regina, Regina, wer kennt wohl Regina? ... nicht dass ich wüsste. Muss man sie kennen?« Bernd tippt vorsorglich schonmal den Namen in die Tastatur, schickt die Anfrage aber noch nicht ab. »Regina? ist ein Künstlername... und bevor du mich fragst, ob man Regina als Künstlernamen eintragen darf: Ich weiss es nicht. Zumindest hatte sie diesen Namen schon seit einiger Zeit in Gebrauch, bevor sie dem Club beigetreten ist. Sie gehört auch zu den Überlebenden. Es wird nicht gerade leicht sein, sie zu finden. Künstlernamen stehen selten aufgeschlüsselt in Datenbanken und ich habe schon gehört, dass es Klagen gegeben hat, weil jemand so frech war...«

»Ihr Name lautet Ludmilla Müller.« Irina blickt in Bernd's Gesicht, das so voller Wonne grinst, dass sie reintreten möchte. Irgendwann treibts dieser Bursche zu weit, und dann ... dann ist sie fort, in irgendeinem Kloster in Japan und lässt sich unterrichten, wie man den Boden ästhetisch wischt. »Aha...« ist ihre Antwort. »Aha?« fragt er, »du klingst verbittert. Hast du wieder Rückenprobleme?«

»Der Rücken ist das kleinere Übel hier im Raum, Bernd.« Sie merkt, wie ihre Gefühle verebben, sich ins Meer des Unterbewusstseins zurückziehen und doe Sonne der Vernunft wieder auf ihren Verstand trifft. »Nicht der Rede wert, Bernd ...« Er seufzt. »Ich glaube noch immer, es liegt am Kaffee hier, den verträgst du nicht.« Sie zerrt aus der Schublade rechts unten eine krümelige Kopfschmerztablette und wirft sich Bröckchen in den Mund. Danach greift sie zum Kaffee. »Nee«, teilt sie mit, nachdem sie die Mischung geräuschvoll hinunterbefördert hat, »liegt nicht am Kaffee, liegt an den Nachtschichten. Damit komm ich nicht so gut zurecht.« Sie reibt sich den Hinterkopf. »Könnte mal wieder zum Friseur, aber wann, Bernd?« Bernd lächelt. »So selten wie möglich, Irina, ich mag deine Frisur.« »Schleimer!« ist ihre Reaktion, aber sie grinst innerlich. Oller Charmeur. Nur.. falsches Geschlecht. »Wie ich dir schon so oft sagen musste, du gehörst dem falschen Geschlecht für mein Liebesleben an.« Bernd seufzt und versinkt wieder in seinen Datenbanken. »Hmm, okay. Tamara Müller, nicht mit dir verwandt, verlobt, verheiratet, eingetragene Adresse Kapuzinerstraße 35... die Fahrt wird länger, Irina, es ist schon fast nicht mehr in Berlin.« »Bäume und wilde Tiere, Bernd?« Er nickt. »viele Bäume und verdammt wilde Tiere.«

Es klopft. Ohne auf ein »Herein« zu warten, öffnet sich die Tür. »9 Tote. 9 tote Schrifsteller und zwei Mitarbeiter ohne eine Lösung. Die Presse hat schon angefangen, ihre Netze auszuwerfen. Ich erwarte einen vorläufigen Bericht. Frau Müller, Herr Adlatus. Bis gleich.« Das scharfe Knallen der Tür lässt die Blumen auf den Fensterstöcken beben. »Chef ist heute aber nicht gut drauf, oder?« fragt Bernd.

»Die Presse, was will man sonst sagen, tut ihren Job, damit die Leute beim Frühstück über weltweiten

Tod und Verderben lesen. Die Leute wollen sowas lesen, damit sie wissen, wie gut es ihnen geht.«

»Vermisst du deine ...?« Bernd stoppt, hebt beschwichtigend die Hände. »Kein... Angriff für deine angeschlagene, äh... Gefühlswelt.«

»Ich möchte nicht darüber reden.« antwortet Irina. Er weiss nicht, wie nah sie sich gestanden haben, schaut seine Lesbenfilmchen und denkt, damit deckt sich 99% des täglichen Umgangs miteinander. Der neugeschaffene Platz in ihrem Leben schließt sich nicht einfach mit noch mehr Arbeit und jede Bewegung ist schmerzhaft, jede Erinnerung eine Woge der Verachtung ihr gegenüber, jeder Griff in die Schublade unten rechts ein Anker in ihrem Geist, denn das kalte schmale Ding, das sie immer wieder berührt, wenn sie eine Tablette sucht, ist immer da wie ein Berg, der nie abgetragen werden kann, jener kalte kleine Ring, der sie beide für immer vereinen sollte, bleibt ein Symbol der Erinnerung, eine Erinnerung an eine nie erlebte Zukunft.

»Nach Regina² suchen wir den Professor auf. Ich frage mich, wie positiv der reagieren wird.« ist ihre nächste Reaktion. Bernd seufzt. »Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht.« meint er. Irinas Augenbraue zuckt. »Wieso?« Bernd tippt auf seiner Tastatur herum, ein Fenster erscheint auf dem Bildschirm seiner Kollegin.

»Die Schlechte Nachricht ist, dass wir weniger Zeit haben, die Bäume und Tiere zu genießen, denn die gute Nachricht ist: Die Adresse der beiden ist absolut identisch.«

»Könnt ihr gegebenenfalls nochmal vielleicht bitte sagen, was ihr hier wollt? Außer dem leeren Kühlschrank zu plündern?« Meine Frage ist genauso billig wie sie sich anhört und meine Gedanken sind zu weit weg, als dass es einen Sinn hat, dennoch frage ich. Genauer gesagt will ich, dass sie verschwinden. »Du hast die Person, den Typen oder was auch immer wirklich nicht erkannt?«

»Ich kenn doch eure Pappenheimer nicht.« Blitzende Bilder überlagern die Realität. »Ich habe seine Augen nicht gesehen, Leute. Ich habe sein Kinn gesehen, es war groß ... lang... ein ganz schmaler Mund... kennt ihr diesen asiatischen Vampir mit dem kleinen Mund, so ähnlich... doch verbreitert mit einem scharfen Messer, wenn ihr versteht, was ich meine. Ein Schatten, mehr nicht, dann ein Zischen, eine Klinge, ein Körper... ein »Danke.« Er sagte »Danke«, wie... unvernünftig, einem Fremden Danke zu sagen.« Richard reagiert zuerst. »Na, dann kennst du ihn.« Ich schüttele den Kopf. »Nein, wie denn auch? Ohne Gesicht, bist du blöd oder was?« »Und seine Stimme?« Steffen. Ich zucke mit den Schultern. »Heiser, aber keine Raucherstimme oder sowas. Eher in Richtung Horrorfilm.«

Sie stehe da wie zwei Statuen, unfähig, sich zu bewegen, versunken in ihren eigenen kleinen Gedanken und ich sitze hier und warte, bis überhaupt mal jemand was sagt. Hunger macht sich langsam aber sicher breit und die Gefahren, die sich mir in den Weg stellen, sind nur ein Teil des Wegs, denn der Rest, das Essen und trinken und schlafen und hin und wieder ein bisschen schreiben, kommen dann doch wieder, wenn nun der Schock überwunden wurde. Land ist in Sicht. »Und nun, meine Herren, wars das?« frage ich. Richard nickt, doch Steffen hebt eine Hand. »Wir bleiben in Kontakt. Wenn jemand die Gruppe tötet, dann ist die Presse schnell zur Hand und ich möchte nicht, dass du etwas, sagen wir, »Unnötiges« ausplauderst. Außerdem bin ich schon fast daran interessiert, rauszufinden, wer es war. Die Polizei ...« er grinst müde, »hat doch keinen Plan.«

»Auf unsere abwesenden Freunde« meint Richard und hebt die Tasse. Steffen und ich folgen, mehr oder weniger. »abwesende Fremde eher«, flüstert mein Unterbewusstsein und ich nicke ihm zu.

»Und nun ... auf in den Laden. Erhol dich maln bisschen, Roy. Wenn du glaubst, die Nacht war hart, dann warte mal ab, was die nächsten Tage so bringen. Bleib unter dem Radar und reagier nicht über, wenn du dein Bild neben einem Haufen von Leichensäcken wiederfindest... damit kannst du immer Geld machen... so oder so.«

Steffens Stimme verhallt hinter dem Zuschlagen der Tür, als er und Richard mein Heiligtum verlassen haben. Die Finsternis da draußen ist bereits der Sonne gewichen, die sich über den herbstlichen Himmel zieht und während ich aus dem Fenster schaue, um schon die ersten Reporter zu finden, bevor diese mich haben, ziehen erste Wolken auf. Ich setze mich an meinen Computer, schalte in den Roboter-Modus und beginne, ein paar Zeilen zu schreiben, bevor ein Teil von mir, der immer größer und größer wird, sich mit einer Glasscherbe die Augen rausschneiden will. Blutfontänen überall um mich herum und nur mein Blick auf den Bildschirm, auf die weißen Seiten lassen mich fokussieren, lassen zu, dass ich nicht umfalle und weine, nein, eine Maschine arbeitet immer, auch wenn der Tod überall lauert. Nach einer Stunde wache ich auf und starre die Worte an, die sich in meiner teilweisen Abwesenheit manifestiert haben. Der böse Teil meiner Seele grinst mir zu. »Das ist echt supergeil, nicht wahr, Roy?« und ich komme nicht umhin, ihm zuzunicken.

Ein Geräusch hält mich davon ab, mich wieder in die Abgründe meiner Geschichte zu stürzen. Der Kühlschrank, ein Überbleibsel aus dem 20. Jahrhundert, röhrt wie ein abgestochener Elch, wie so oft und ich bekomme Hunger. Pawlowscher Reflex oder so. Die Tür steht offen und ich ... bin doch sonst paranoid genug, jeden Tag mindestens 12 Mal zu prüfen, ob sie geschlossen ist, da glitzert mich etwas an, etwas, was mein Kühlschrank nie intus hatte, eine Art... Klinge... oh mein Gott, eine Klinge! Mein Gesichtsfeld verengt sich um mich herum und ich höre aus der Ferne ein Lachen voller Bosheit und Schadenfreude und die erdbeerfarbene Masse, die am Stahl hängt, ist.. eine Erinnerung und ein... Versprechen. Die Kaffeekanne poltert zu Boden und gießt die letzten Reste der eingekochten Brühe über meine Füße, doch ich bemerke nichts davon.

Nur das Klingeln in weiter Ferne deutet an, dass etwas anderes existiert als das Flackern in meinem Kopf. Ich hebe die Hände, um die Wirklichkeit gerade zu rücken und die Ebenen verschieben sich und ich öffne die Augen und fühle hinter mir ein Stück kaltes Leder, das gegen meinen Rücken tritt und mir sagt, dass ich gerade nicht in der Küche mit einem Mordwerkzeug konfrontiert worden bin und der Kaffee daher nicht über den Boden verteilt worden ist ... dennoch... ich sitze hier im Sessel und starre hinaus in den dunkelwerdenden Flur und sehe, wie der Tag hinter der Nacht des Schreckens langsam seine Kraft verliert, die ich selbst wiedergewinne.

»Das Einzige, dass die Polizei an Informationen herausgeben konnte, ist, dass das Verbrechen in den Abendstunden des gestrigen Tages geschah und dass es Überlebende gibt. Um die Identität der potentiellen weiteren Opfer zu schützen, wurde es uns nicht erlaubt, diese zu benennen. Dies finden wir sehr schade. Die Gruppe 99 hat sich in den letzten Jahren der Förderung der Lese-Kultur sehr erfolgreich verschrieben. Ob die restlichen 4 weitermachen oder eine Art neuen Verein bilden, wissen wir nicht. Gerüchten zufolge wurde ein Mann am Tagort verhaftet, jedoch wieder freigelassen. »Er war ein Zeuge und es handelte sich um eine übliche Zeugenbefragung.« lautet der Kommentar des Kommissariats. So oder so, die Literaturwelt wird am heutigen Tag so manche Träne vergießen, ganz gleich, ob aus Freude, weil die Konkurrenz geschrumpft ist oder, wie wir in der Redaktion, voller Trauer über das vernichtete Potential und in Dankbarkeit für die schönen Erinnerungen. Das war Veronika Lykser und einen dennoch schönen Abend.« Klick. Der Ton ist aus, nur mein Atem kreuzt die Wege der Stille, des Schweigens in meiner Wohnung. Immerhin haben sie meinen Namen nicht erwähnt, auch wenn sie es hätten tun können. Natürlich, ich kichere, natürlich warten sie vor meiner Haustür, in einem dieser Lieferwagen für irgendeine Fake-Firma, beobachten, lauern wie Hyänen, die sich einem verletzten Tier nähern, schweigend, geduldig, um dann, zack. Ein Biss eines Journalisten ist tödlicher als der einer Klapperschlange, denn dessen Gift, so schmerzhaft diese auch lähmt und

auslöscht, springt jedoch nicht hinüber zu anderen, auf Jahre hin verseuchten Opfern. Ich denke an meine Familie und wünsche mir, dass die aus all dem rausgehalten wird, doch, sobald ich in der Presse erscheine, werden auch meine Verwandten, wo auch immer sie sich rumtreiben, Futter für die Haie, nein, für die Piranhas, genannt dörfliches Umfeld.

Ich stehe auf, knalle mit dem Kopf an die tiefhängende Holzdecke meines Hochbetts und fliege mit einem »Uff« zurück in den Sessel. »Shit« ist meine Reaktion. Ein erneuter Versuch, erfolgreich. Mein Rechner surrt in der Ecke und mein Text wartet darauf, geschrieben zu werden. Es klackert im Hintergrund. Eine Kamera? Ich lehne mich an die Wand und werfe einen schnellen Blick über den Flur zur Tür nach draußen. Ein weißes Rechteck leuchtet seinen Weg durch die Dämmerung. Ich gehe in die Knie, schleiche auf allen Vieren über den staubsaugerbedürftigen Teppichboden und erreiche die Nachricht, den ... Brief. Was immer auch vor mir liegt, es kommt mir bekannter vor als alles andere in den letzten Tagen. Ich hebe ihn hoch, kippe ihn, eine Karte... wow, jetzt... ich muss mich dann doch nochmal hinsetzen. Ich schüttele den Kopf und... meine Hände gehorchen mir kaum noch, halten die Hülle fest, reißen sie auf und mit leisem Klöng fällt eine weitere Plastikkarte in meinen Schoß, prallt ab und landet irgendwo vor mir, vor sie liegenbleibt, kreischt... »Schau mal wer da wieder daaaa ist!!!«

Er fühlt sich ähnlich einem Wolf, der in seiner Höhle hockt, wartet, dass die Menschen mit ihren großkalibrigen Waffen vor den Eingang treten, sich die Worte der ERbauung zurufen und schlussendlich hereingepoltert kommen, um ihm, dem Bösen, den Garaus zu machen. Nun, das ist eine gute Metapher, die Richard gerne aufschreiben und für eine spätere Geschichte nutzen will, aber er fühlt, dass zwischen dem Geschehen gestern und einer neuen Story eine Menge Zeit verstreichen muss, mehr noch, die Erhebung seiner Seele in die Spären des Erzählens wird nicht nur von der Menge an Blut geblockt, das sich in seine Erinnerung geschoben hat, die Stunden auf dem Präsidium, die unendlichen Fragen und, man mag es kaum glauben, die verlotterte Wohnung von Roy, nein ... der Zweifel ist wieder da, der Zweifel an seine eigenen Fähigkeiten, an seinen Erfolg, ab eine Zukunft, nein... an allem. Er ist gegen eine Wand gefahren und die gibt ihn nicht mehr her, ihre Ausbuchtungen wurden zu Fäden, zu Armen, zu Ketten... während die Welt an ihm vorbeizieht, ist er hilflos. Was jetzt wohl Roy macht? Und Steffen? Steffen... sie hatten sich kurz nach dem Besuch bei Roy getrennt, jeder seinem eigenen Pfad gefolgt. Steffen wohnt ziemlich stadtmittig, kaum ein, zwei Dutzend Stationen vom Verlag entfernt... als brauche er die Nähe der Menschen um sich herum.

Gedankenverloren streicht Richard über die Seiten seiner Romane, die wie Zeichen seines Daseins im Licht der Wohnzimmerlampen glitzern. Wie hat er diese Dinge nur zusammenschustern können? Es scheint ihm unmöglich, dass er es war, der den Anfang und das Ende und das Irgendwas dazwischen erschaffen hat, nein, das war nicht er, das war ein Teil von ihm, den er nicht bei hellem Tageslicht kennenlernen wollte. War jetzt alles zu spät? Der Club gewaltsam aufgelöst, der Hauch von Hoffnung, der ihn stets begleitet hatte, wenn er dort aufgetaucht ist, die Karte durch das Lesegerät gezogen hatte, seinen Namen in hellgrünen Buchstaben aufleuchten hatte sehen, ein Gefühl von, Richard wusste keinen anderen Ausdruck, Familie. Er hatte diese Mistkerle in der Gruppe geliebt, gehasst, wie man sich unter Geschwistern liebt und dennoch bei Geschenken für die anderen, diesen an die Gurgel gehen möchte, voller Neid und eigenem Stolz ... es war nicht richtig, dass man sie ausgelöscht hatte. Für was denn? Gab es überhaupt ein Motiv? Das Motiv von neunfachem Mord musste gewaltig sein.

Richard kann nicht anders, er muss sich setzen, hinausstarren in das vergilbte Berlin, dessen Luft heute so gelb ist, stinkt, als wäre man in den 80er Jahren in Tokio hängengeblieben, als man Atemmasken tragen musste, damit einem das Gesicht nicht schmilzt, die Lunge nicht kollabiert, damit einem die Zunge nicht explodiert. Nein, Berlin zeigt sich heute von der allerbesten seiner schlimmsten Seiten. Diese Gedanken zerbersten unter dem Druck der Frage, die sich in Richard immer wieder aufbaut,

zusammenbricht, einer Welle gleich, die am Strand des Bewusstseins aufprallt und alles mit sich reißt.

Sind sie alle tot? Immerhin gibt es zum Beispiel noch Ignatius, der seit Monaten nicht mehr bei den Treffs anwesend gewesen ist, aus Gründen, die er selbst nicht kennt. Dazu noch Regina ... die mit dem Künstlernamen-Tick, furchtbare Göre, kaum älter als Mitte 20 und... Richard muss grinsen, rein zufällig im selben Block anwesend, an der selben Adresse, Anbeterin und Gott in einem Haus. Ob Regina sich dem Kommando ihrer Proffi-Maus unterstellt hat oder doch, wie er gestern abend schon befürchtet hatte, doch gekommen war, um ihre... äh... postmodernen Ansichten zu schildern?

Steffens Anrufbeantworter meldet sich, die Stimme freudestrahlend, optimistisch, einmalig, von Werbeagenturen abgeseget, was Richard zur Annahme zwingt, dass dieser mit keinem sprechen will oder noch schlimmer, nicht zu Hause ist. Er zuckt die Schultern. Muss er halt den Weg alleine gehen. Soll er die Polizei alarmieren? Die sind schon intelligent genug. Hofft er.

Am Tag schon versacken? Warum nicht. Ist doch eh alles Scheiße!

Der Whiskey findet seinen Weg durch Steffens Mund in den Hals in den Magen, der sich schluchzend und um Erbarmen bettelnd zusammenzieht, doch Steffen bleibt hart, das Zeug bleibt drin. Der Whiskey ist zu teuer, als dass er auf der Straße landet, wo letzte Nacht Blut geflossen ist und keine Zeitung der Welt, kein Buch der Welt, kann diesen Schmerz mildern. Deshalb der Alkohol.

Die Welt um Steffen herum wabert sich einen Weg durch die Zeit, Menschen kommen und gehen, es ist eine gut besuchte Bar, die ihn kennt, die ihm hin und wieder das Gefühl gibt, eins zu sein mit der Menschheit, bis es ihm überdrüssig wird und er seinen üblichen Menschenhass, nein, besser, seine Erfahrung mit all diesen Dingen, mit all diesen schlimmen Geschichten wieder kultivieren kann wie eine kleine Krankheit, die man gerne pflegt und seinen Verwandten und Freunden zeigt.. jedenfalls ist Steffen noch nicht an diese Schwelle getreten, hat noch nicht seine Gedanken verschlossen. Er versteht Richard nicht, sozusagen ... 9 Tote. Und der Idiot stemmt seine Fäuste in die Seiten und lächelt, einer romantisch-verklärten Sicht des menschlichen Tuns gleich, in die gleißende Sonne des »Morgen ist ein neuer Tag«, statt die Netzhaut in eine Hornhaut verbrennen zu lassen... es ist nicht fair. Er hält sich den Kopf, Gedanken fließen über seinen Aufmerksamkeitssensor und wie der Teufel es will, bleibt der Bilderreigen stehen, genau an der Stelle, an der ihn jemand fragt »Haben Sie mein wasauchimmer bekommen« und ein Schlag, der ihn zu Boden schickt. Steffen beginnt, in sein Herz zu schauen, etwas zu suchen, dass das Licht auf dem Gesicht seines Angreifers verstärkt, irgendeine kriminalserientechnische Verbesserung, eher Inspiration als echte Realität. Nein, verdammt. Er hebt seine Hand, schnippt, wartet. In den Bewegungen um ihn herum materialisiert sich Jo, sein Dienstleister für die Lieferung von Vergessen. »Steffen, imma noch hier?« fragt die Stimme, stark berlinerisch, fast schon comichaft, eine Parodie für alle Touristen. »Ich hätte gerne noch ein Gläschen Licht für meinen Schatten...« Jo schüttelt den Kopf, dreht sich um und verschmilzt wieder im Rauschen der Menge. Es ist Freitag und die ganzen Büro-Typen drehen völlig durch, suchen sich einen Weg, ihr belangloses Leben mit einem Kater am Samstagmorgen zu verbessern in der Hoffnung, dass die Magie, die früher mal ihr Leben beherrscht hat, wieder an ihre Tür klopft und um Einlass begehrt. Steffen grinst, auch wenn es sich dabei eher um eine Antwort auf die zeitnahe Lieferung seines Feuerwassers handelt. »Du sitzt hier schon seit 3, Steffen. Is was?« Er schaut hoch. Erneut Jo, der seinen Blick über die Gäste schweifen lässt. »Ein paar Leute... tot. Kein normaler... Tod heute mehr, Jo. Mord, mein Freund. Und sie glauben, ich würde den Mörder kennen.« Er grinst, als sich die Sätze in Jos Gesicht wiederfinden, ihn zurücktaumeln lassen, bis die Buchstaben ihren Weg durch seine Haut, sein Fett, Fleisch gefressen haben, bis der blanke Knochen in Entsetzen zusammenbricht. Er reibt sich die Augen. Nein, Jo steht noch immer da, gesund wie man in dieser Branche sein kann und munter wie ein

Reh, bevor der LKW aufprallt, mit eben jenem Blick und Steffen realisiert mit einem Mal, dass er der Wagen ist, der Jos auf der Straße der Erkenntnis zermalmt hat. »Tod?« Jos Gesicht erscheint mit einem Male weiß und er starrt auf den Verleger, der ihm mit dem Glas zuproftet. »Leben wurden vernichtet, Jo. Lies einfach morgen die Zeitung. Ich...« Sein Kopf fällt nach hinten, die Lampen an der Decke bohren sich in seinen Verstand. Sein Blick verschwimmt, sein Kehlkopf zuckt unkontrolliert, er schluckt. »Steffen, verdammt nochmal...« Doch diese Worte vergehen im Rauschen des Bluts, das an seinen Ohren vorbeifließt, dieses ganze Blut, der toten Freunde, in Eimern gesammelt, über ihm ausgegossen, ein Opferlamm aus Gottes Gnaden gerettet und er muss dem danken, der ihn gestern abend aufs Maul gegeben hat, der ihn beleidigt, der ihm die Straße gezeigt hat, auf die harte Art, denn was wäre gewesen, wenn er pünktlich dagewesen wäre, wie so oft, oder zeitiger, weil er noch ein paar Sachen hatte besprechen wollen, Manuskriptseiten in seiner Tasche, die ihm hatten Unheil hätten bringen müssen, ja, müssen, doch der Zufall und irgendein Rowdie hatten ihm das Leben gerettet und er fühlte eine gewisse Dankbarkeit dieser unverständlichen Macht gegenüber, die Leute ermordet und ihn verschont hatte. Jos Gesicht schiebt sich in sein Blickfeld, den Blick sorgenvoll auf ihn gerichtet, unhörbare Worte in seinem Mund und es ist nicht der Alkohol, der seine Augen trübt, nein, es sind Tränen, die seine Freude als heiße Rinnsale aus den Augenwinkeln treiben, über die Schläfen spülen, bis sie in weiter Ferne auf seine Schultern tropfen und dessen Kraft alles ausblendet, was ihn an das hier und heute bindet.

Jo seufzt und wendet sich ab. »Kann ich einen Martini haben?« fragt eine Stimme aus der Menge. Er lächelt und hebt seine Faust, Daumen nach oben. »Augenblick, bin schon fast fertig mitm Mixen.«

Es klingelt, wieder und wieder. Die Stimmen hinter der Tür sind verstummt, warten auf einen erneuten Versuch der unangemeldeten Gäste. Irina spricht mit sich selbst. »Die wissen, dass wir da sind. Die wollen nur nich raus.« Bernd beginnt, an die Tür zu hämmern, die mit sonderbar schwingendem Ton reagiert. »Metallverstärkt, hier hat aber jemand Angst.« Irina nickt. »Polizei hier, Herr Brawn, Frau ...« sie stoppt... »Frau Regina. Wir wissen, dass Sie drin sind.« Getrappel im Hintergrund, Flüstern, das untergeht, dann ein Klacken, ein Spalt, der sich öffnet, ein »Ja? Wir kaufen nichts.« Irinas Ausweis schwingt sich durch die Lücke, klappt sich im Inneren der Wohnung auf. »Wie ich schon sagte, Frau ah Regina, Polizei.« Der Ausweis segelt zurück. »Hm, Profmaus, kommst du mal?« Dumpfes Stampfen, eine Stimme, Altherren-Stil, aufgeladen von Panik. »Was wollen Sie?«

Bernd schiebt Irina zur Seite. Das kann hier noch ewig dauern. »Machen Sie auf oder wir schicken ein Rollkommando, das ihre Bude auseinandernimmt.« Sie tuscheln untereinander, dann wird die Tür kurz geschlossen, die Kette hörbar gelöst. Irina vergisst für einen Augenblick, dass sie wütend ist und starrt in den Eingangsbereich einer magischen Grotte.

»Was ist das denn hier?« fragt Bernd und tritt in die Wohnung. Irina tut es ihm gleich, fühlt, wie die Atmosphäre des Platzes von ihr Besitz ergreift und sie fortträgt. Trotz der Tatsache, dass es draußen November ist und Tag noch dazu, flackern dutzende, nein, fast hunderte kleiner Lämpchen einen Gruß an die Panikstation im Kopf. Zwischen den vernetzten Lichtern schweben Federn, Puppenteile, Automodelle, Irina schüttelt den Kopf, herausgerissene Buchseiten, Sandkasten-Formen, Modelle von Pommes Frites, Hamburgern, Spaghetti mit Sauce und Pizzastücken. Colaflaschen warten in den Ecken. Über ihren Köpfen tanzen Engel einen Reigen mit der warmen Luft, die sich aus den voll aufgetreten Heizungen hinaufballt, die Wohnung in dumpfe Schläfrigkeit taucht, wenn, Irina starrt Bernd an, der auf eine Modelleisenbahn in der Ecke starrt, ganz, als wäre er nicht mehr hier, ja, wenn dieser Krimskrams und die Lichter nicht eine ganz andere Bedeutung hätten. Der alte Mann lächelt verärgert. »Sie sind also die Polizei?« Irina zeigt ihren Ausweis noch einmal, lässt ihren Blick wieder über den Wahnsinn dieser Szenerie gleiten. »Ja, Ihre ...« Ihr Blick ist an einem Kinderfoto

hängengeblieben, das augenscheinlich aus den 60er Jahren stammt, wie man an der Jungpionieruniform und dem Aufdruck »20 Jahre Pionierorganisation Ernst Thälmann« im Hintergrund erkennen konnte, im trüben Schwarz-Weiss einer verdrängten Vergangenheit.

»Meine?« fragt der Mann. Irina löst widerwillig ihren Blick von der Fotografie. »Ich bin Kommissar Irina Müller und das ist mein Kollege Kommissar Bernd Adlatus. Wir sind eigentlich hier, um die Morde Ihrer Gruppe, der Gruppe 99 zu beurteilen und zu klären, aber ... verzeihen Sie, Ihre Wohnung ist... überwältigend.« Professor Brawn reibt sich den sorgfältig gestutzten weißen Bart. »Meine Gruppe? Wenn Sie das sagen...« Er schiebt sich seine Brille zurecht und starrt ins Leere. Die helle Stimme seiner Bekanntschaft unterbricht die Gedankengänge. »Das ist nicht seine Gruppe...« »Nun, mein Schatz, das ist halb richtig. Ich... ich meine, wir, sie und ich, waren... hmm... mehr Bekannte als eine Gruppe. Ich meine, mich daran zu erinnern, dass es unsere Gruppe war.« Er seufzt, fixiert mit seinem Blick den Tisch in der Mitte des Zimmers. »Kann Ihnen Ludmilla was anbieten?« Ihr Zischen »Ich bin Regina!« ignoriert er mit der Muse des immer wieder gehörten Einspruchs. Irina fühlt ein Kichern, das sich aus ihrem Hinterkopf drängt. »Heute nicht« flüstert sie ihren zweiten Ich zu, das sie aus dem Hintergrund herausfordert. »Die Gruppe ist tot.« Bernd findet die richtigen Worte, wenn gleich er sie auch hätte sanfter äußern können. »Zumindest ein großer Teil. Es gibt einige wenige Überlebende und« er blickt die beiden nacheinander an, »Sie gehören dazu. Sie könnten in Gefahr sein, solange wir den Täter nicht finden.«

Nur das Klicken an der Wand verrät, dass die Zeit in dieser Wohnung überhaupt vergehen kann. Irina seufzt. »Also ... wo waren Sie in der Nacht vom ersten November zum zweiten?« Wieder Stille, ein Räuspern. »Schatz, geh doch mal und hol der Frau und dem Herrn Kommissar eine Tasse Tee oder Kaffee.« Knirschende Zähne beim Abgang der jungen Dame. Eine Tür knallt, Professor Brawn entspannt sich sichtlich. »Setzen Sie sich doch, bitte.« Irina lässt sich in einen Sessel fallen, der sie fast komplett zu verschlucken sucht, aus dessen Tiefe sie sich mit beherzten Manövern wieder in einer aufrecht-stabilen Position kämpfen muss. Bernd bleibt stehen, lehnt an der Wand, an einer Fläche, die so frei und unbearbeitet erscheint, als wäre sie nur für diesen Zweck leer geblieben. Eine weitere Tür knallt, während im Hintergrund der Wasserkocher seinen Dienst beginnt.

»Ludmilla und ich waren hier. Wir sind immer hier, müssen Sie wissen. Sie kümmert sich um alles, ich kümmere mich um den Rest.« Er kichert. »Ich meine, natürlich halte ich meine notwendigen Vorlesungen, das sind mehr oder weniger die einzigen Male, wo ich ihrer, hmm, Diktatur entkommen kann. Selbst jetzt, wenn sie sauer ist, wird sie in ein paar Augenblicken wieder im Zimmer sein, nur um zu prüfen, ob ich noch artig bin oder versuche zu türmen.« Irina hebt ihren Blick. »Ihnen gefällt das?« Er zuckt mit den Schultern. »Es gibt schlimmeres als von einer 24-jährigen als emotionale Geisel gehalten zu werden, wenn Sie verstehen was ich meine.« Bernd grinst, an die Wand gelehnt, den Blick auf einen Rennwagen, kabelgebunden, so wie die restliche Vergangenheit hier.

»Wieso sind Sie nicht mehr in den Club gegangen? Außer, dass Ihre ... »Freundin« eifersüchtig ist, das hält doch einen echten Schriftsteller nicht ab...«

Der Professor reibt sich die Nase, schnieft, sucht ein Taschentuch, findet keins, lässt es bleiben. »Wir haben unterschiedliche Meinungen und Bilder, was ein Schriftsteller ist, finden Sie nicht auch?« Er reckt sich, seine Knochen ergeben den ungesunden Ton einer frühen Alterung. »Ich hatte einen Vertrag mit Herrn Glarenza, Steffen Glarenza. Lebt der noch?« Irina nickt. »Gut. Es war kein Hass, der zwischen uns schwilt, Frau Meyer, Müller, Entschuldigung. Es ist professionelle Ablehnung. Ich hatte ein Buch geschrieben, ein gutes Buch, ein notwendiges Buch. »Nanitenmonster«, haben Sie davon gehört? Eher nicht. Der Verlag hat es nicht richtig beworben, fand ich und habe Steffen verklagt. Klage wurde abgelehnt, weil der Sachverhalt nicht genau beschrieben werden konnte, »was ist richtig bewerben?« und »Das ist ein Debüt, das steht nunmal nicht in der Tagespresse mit ganzseitigen Werbeanzeigen.«

Solche Sachen durfte ich mir anhören und dann sah ich mein kleines Buch und es weinte schon fast.«

»Deshalb habe ich meinem Prof gesagt, er soll da nicht mehr hingehen, zu den Leuten, die eh Idioten sind, zu den Leuten, die neidisch auf sein Genie sind.« Ludmilla ist zurück, zwei Tassen Wasser und eine Packung Kamillentee. »Bitte, Ihr Tee.« Sie lässt sich neben ihrem Liebsten fallen. »Habt ihr schlecht über mich gesprochen?« Der Professor verneint mit einem Lächeln. Sie nickt. »Gut. Jedenfalls waren wir hier. Wir schreiben gemeinsam an einem Buch, einem wirklich wirklich guten Buch, das uns beide berühmt machen wird, auch wenn mein Schatz das jetzt nicht zugeben würde.«

»Was tun Sie eigentlich, wenn Sie nicht hier sind oder schreiben?« fragt Bernd, schon wieder ein Überbringer unausgesprochener Fragen. Sein Gegenüber reagiert, wie in diesem Fall auch, ausgesprochen negativ. »Wie meinen Sie das? Wir folgen einer Aufgabe!«

»Wer verdient das Geld von Ihnen beiden?« Irina wartet ab. »Das ist doch unerheblich, finden Sie nicht auch?« Ludmillas gekränkte Stimme beantwortet die Frage mehr als ausreichend. »Okay, dann stelle ich die Frage anders. Hat jemand von Ihnen beiden einen Grund, 9 Leute zu töten?« Bernd wieder. Irina fühlt, wie sich der Kopf der Angesprochenen mit Blut füllt, kochend, brodelnd. »Nein, verdammt. Wir waren nicht da, weil die alles Idioten sind.« Die letzten Worte hat sie mehr gespuckt denn geschrien. Sie übersieht die Hand des Professors, die zitternd auf ihrer Schulter liegt. »Ach lass mich!« sie hat die Hand bemerkt. »Er ist ein Genie und hat verdient, zu leben. Die aber ... die verdienen alles andere!«

Stille kehrt ein, unterbrochen von Keuchen. »Sie sagten, 9 ... nicht 11?« fragt Professor Brawn. Irina nickt. »9, ein paar haben überlebt, weil sie zu spät gekommen sind.« Erneutes Schweigen. »Wer ist denn noch am Leben, ich meine, außer uns beiden?« Bernd hebt seine Hände. »Nun... einer ist Ihr Erzfeind, deshalb fragen wir ja, wo Sie waren. Eine Gruppe, die mit einem Erzfeind verknüpft ist, kann durchaus irgendwann zu einer Überreaktion ihr Gegenüber führen, Sie verstehen, was ich meine.«

»Nein, versteh ich nicht!« zischt Ludmilla. Bernd lächelt. »Sie sind noch sehr jung, Ihre Gefühle sind noch stark, Liebe und Hass, alles ist ein Brodeln in Ihrem Kopf. Unter gewissen Umständen können Ihre Emotionen in einer, nun sagen wir, passenden Situation den Ausschlag geben, sich zu rächen. Wenn dann noch die Liebe zu einer Person im Vordergrund steht, die offensichtlich gedist wurde, oder wie wir alten Leute sagen, gemobbt, hinterrücks getreten wurde, dann ist unsere Frage mehr als gerechtfertigt, finden Sie nicht auch?«

»Ludmilla, sag am besten gar nichts mehr. Jedes Wort von dir klopft einen Nagel in das Holz eines Sarges, der schon auf dich wartet. Wir waren hier, allein. Wie immer. Sie können die Leute im Block ruhig fragen, die meisten wissen nicht einmal, wie ich aussehe. Sie sehen nur Ludmilla, was ich überaus schätze, wie Sie bemerken werden. Über mich sind zuviele Gerüchte in der Welt, als dass ich diesen noch Vorschub leisten möchte.« Professor Brawn hat seine Brille abgenommen und putzt sie an seinem Hemd ab. Irina wendet den Blick ab. Es erinnert sie an ihren Vater, so oder so, wie alles an ihm. Er müsste jetzt auch im Alter ihres Verdächtigen sein, wenn nicht ... sie drückt die Vergangenheit in die Finsternis ihres Unterbewusstseins zurück. Nicht jetzt, Freunde.

»Gut, dann haben wir alle Unsicherheiten geklärt, für heute. Bitte bleiben Sie in der Stadt, falls wir weitere Fragen haben. Und, damit ichs nicht vergesse: Bisher hat der Täter 9 Menschen umgebracht. Seien Sie vorsichtig, nicht, dass Sie 10 und 11 werden.« Bernd dreht sich um und geht durch den Flur in Richtung Ausgang. Irina erhebt sich auch. »Vielen Dank für den Tee. Wir werden uns melden.«

Ludmillas Stimme folgt ihr auf den Weg nach draußen. »Äh, Sie haben was von 9 Toten gesagt. Glarenza ist am Leben, wir sind auch nicht tot. Wer ist denn der letzte Überlebende außer uns?«

Irina wendet ihren Blick. »Lassok, Richard Lassok.« Eine Tasse fällt Boden, klirrt beim Aufprall, knackt, bricht aber nicht, verschüttet heißes Wasser auf das Laminat. »Lassok? Wie ... unerwartet, dass er...

»Hey, Sie!« Bernd starrt auf einen Schatten, der sich auf der Treppe, kaum einige Stufen über ihm manifestiert hat. Die Sonne gibt eine traurige Abschiedsvorstellung, als sie der Dämmerung Platz macht. Das Gesicht des Phantoms scheint unsichtbar in der finsternen Gestalt, die nun, aufgeschreckt durch den Polizisten, nach oben eilt. Bernd stürmt hinterher, Irina wirft die Tür hinter sich zu »Achtung!«, lehnt sich an das Geländer auf der Innenseite des Treppenhauses und zielt mit der gezogenen Waffe hinauf. Sie hört das Trampeln über sich, Türen, die sich neugierig öffnen: »Polizei. Bleiben Sie zurück!«, rennt los, ignoriert Augenpaare in den Türspalten, das Getuschel der Mieter. Wie hoch ist das Teil? Sind das 8 Stockwerke? Also noch 5. Bernd ist schon zu weit oben, als dass sie ihn einholen könnte, aber

Ein Schrei, Schüsse, hastig abgefeuert, dann ein Röcheln, als das metallische Zischen einer Klinge menschliches Fleisch durchdringt, herausgezogen wird, wieder und wieder trifft. Sie feuert blind in die Schatten, ein Kreischen ist die Antwort, dann wieder Getrampel, als sich eine Person entfernt, Bernd oder der Angreifer. Sie schleicht die Treppe hinauf, die Pistole im Anschlag, starrt nach oben. Etwas hält sie fest, packt ihr Bein, sie kreischt, die Waffe bereit, zu feuern. »Er ... hat... mich... erwischt.« Bernd, das Gesicht grau, verzogen vor Schmerzen, hält sich die Schulter. Zwischen seinen Fingern bilden sich Linien aus Blut, er stöhnt, als Irina seine Hand packt, sie von der Wunde zieht. »Ist doch nur ein Kratzer« möchte sie sagen, doch ihre Augen verkünden Panik. Es dauert eine scheinbare Ewigkeit, bis sie die Nummer des Notarztes gewählt hat, sie die Adresse durchgegeben hat, mit eisiger Präzision, die jede Angst in den Hintergrund drängt, aber nur für den Augenblick. Der Ausdruck auf Bernds Gesicht verändert sich, wird zum Schauplatz seines Kampfs gegen das Aufgeben. »Bleib hier, Bernd.« Irinas Stimme verschwimmt im Rauschen des schwächer werdenden Herzens. »Ich weiss... nicht... ich...« er hustet. Sie hält seine Hand gepackt, wieder auf der Wunde, als ob diese schwache Mauer den Staudamm ersetzen könnte, der jetzt gebraucht wird, damit das kostbare Blut länger in seinem Körper bleibt. »Es tut mir leid. Er ist... dabon, ich hinterher, dann war er... weg, einfach fort. Ich wollte hier oben... warten, dass du kommst, dir die...« er hustet wieder. Die Luft bleibt ihm weg, er versucht, das Surren in seiner Brust zu ignorieren, nicht die Lunge, bitte nicht die Lunge »Er ist so schnell gewesen, ich habe ihn erst gehört, als er schon hinter mir war, ich weiss nicht, ob ich getroffen habe. Er hatte ein... Messer oder sowas und er war schnell, so schnell...« Aus der Weite des Hintergrundrauschens schneidet sich das Signal der Rettung. Irina wartet, konzentriert sich auf das warme Blut, das vor ihr seinen Weg nach draußen sucht. »Ich hoffe, ich... krieg das hin, dass... Überleben von der Sache.« Irina nickt. »Wirst du. Bleib hier, hier bei mir. Schau mich an. Wir kriegen das hin.« Seine Augen beginne zu zittern. Der Kampf in seinem Inneren ist ihm direkt anzusehen, Leben oder Tod nur eine Sache seines Überlebensstriebes. Die Tür nach draußen, viel zu weit unter ihnen, Zeitalter zu spät, öffnet sich, Getrampel. »6. Stock. Beeilt euch!« »Wir sind schon fast da!« eine Antwort aus der Vergangenheit, Bernds Gesicht weit weg, schwach im flackernden Licht der Innenhausbeleuchtung, die ein ungnädiger Mensch nun eingeschaltet hat, seine Augen reagieren schon fast nicht mehr auf den ungewohnten Lichtreiz.

Sie wird zurückgerissen, landet an der Wand, rutscht hinunter, das Bild vor ihr, zwei hingeworfene Koffer, Männer die Bernd betrachten, befühlen wie Händler, die den Wert der Waren prüfen, sich gegenseitig Anweisungen an den Kopf werfen, Mechaniker des Fleisches, die zur Rettung ausgesandt wurden. Verständnislose Gesichter, die immer mehr zu Robotern werden, die in einer endlosen Serie von Griffen, Bewegungen, glänzenden Spritzen agieren; weitere Männer, die Bernds Körper mit einer Gewalt auf eine Trage werfen, als wäre er Vieh, bereit für die Schlachtbank. Einer der Männer bleibt zurück, wirft die Reste der Schlacht in den Koffer, dreht sich um. »Wir bringen ihn in ins Krankenhaus. Wie geht es Ihnen?« Sie schüttelt den Kopf. »Ich ...« Er steht auf, geht zu ihr hinüber und packt ihre Arme, zerrt sie nach oben. »Sie stehen unter Schock. Können Sie gehen?« Seine Stimme ist hart, viel zu

hart für ihre Situation, dennoch nickt sie. »Gut. Gehen wir nach unten.« Er hält ihre Schulter gepackt, als wäre sie nicht sicher, dass sie es alleine schaffen könnte, da, nach einem Augenblick reisst sie sich los. »Entschuldigung... ich muss... einen Moment... ich...« Verwirrt von der plötzlichen Reaktion bleibt der Rettungssanitäter stehen, starrt der Polizistin hinterher, die einen Weg nach oben sucht.

Es sind 2 Etagen, die sie überwinden muss. Die oberste Ebene ist genauso winzig wie die darunter, dennoch ist hier Schluss, egal, mit welcher Fluchtmöglichkeit. Über ihr strahlt das Rechteck eines Fensters, ein Weg nach draußen, wenn man es schafft, es zu öffnen, was so nicht geplant werden kann, weil man sich nur mit allergrößter Mühe und Hilfe zu ihm hinaufbegeben und es öffnen kann. Der Himmel sendet seine letzten Erinnerungen an den Tag hinunter in das Treppenhaus. Irina flucht. Wohin ist das Arschloch verschwunden? Ein scharfes Zischen hinter ihr lässt sie erschauern. Sie wirft sich an eine Wand und starrt in die Richtung der Gefahr. Nichts. Nur eine graue Tür, die man leicht übersehen könnte, wenn sich nicht ein schwarzer Spalt gebildet hätte, der sich langsam vergrößert, dann wieder schrumpft. Irina schleicht heran, stemmt sich gegen das Geländer hinter ihr und schiebt ihre Waffe in die Lücke, drückt die Tür auf, starrt in die Leere dahinter. Es bleibt still, als sie den Weg durch die Dämmerung sucht, die Waffe im Anschlag. Staub wirbelt auf, reizt ihre Lunge, lässt einen Teppich aus Flocken auf ihrer Zunge tanzen. Ihre Augen bleiben starr nach vorn gerichtet. Konzentration, Mädchen, flüstert ihre Erinnerung, die sich wie ihr Ausbilder anhört, Deckung suchen, atmen, nach vorn, wieder Deckung suchen. Nichts, hier oben ist nichts. Nur Staub und irgendwelche Maschinen, die ihren Dienst tun, meistens. Die Stille hier oben ist fühlbar, ihre Nerven sind schmerzhaft gereizt, um überhaupt einen Eindruck von der Welt hier oben erfassen zu können.

Der Krankenwagen sucht seinen Weg durch die Wege um die Plattenbauten. Irina flucht. Verdammte, hätten die nicht warten ... eine Bewegung, ein Blitzen. Sie springt zurück, Herzschlag 180, die Finger zittern am Abzug, als sich der Schatten nähert. »Stehenbleiben!« Ihre Stimme ist kaum hörbar im Hämmern ihres Pulses. »Stehenbleiben!« Ein Angriff. Sie drückt ab, einmal, zweimal. Es klirrt, ein dumpfes Zurückwirbeln, das Klappern von Metall auf dem Boden. Irina blinzelt. Die Gestalt ist verschwunden. Glas zerbricht in der Ferne, kreischt beim Aufschlag. Sie rennt hinterher, sieht das Fenster, ein Mund mit gläsernen Zähnen gespickt, starrt hinaus. Sie hat keinen Aufprall gehört. Langsam nähert sie sich der Öffnung, wirft einen Blick hinaus. Nichts, dann ein dumpfes Hämmern über ihr. Jemand rennt davon. Sie dreht sich um und folgt den Schritten, ist wieder im Treppenhaus. Eine Bewegung über ihr, sie schaut nach oben. Augen blicken sie an, nur Augen, der Rest des Gesichts ist nur noch Schatten, starren durch das Fenster auf sie hinunter. Sie trägt schwarz, weite Kleidung, eine Kapuze, so dass nur ihr Gesicht erkennbar wäre, wenn sie eins hätte. »Stehenbleiben!« hört sich Irina brüllen. Die Lampen im Treppenhaus erwachen zum Leben.«Frau Müller?» Verdammte. Bevor sich ihre Augen an das Licht gewöhnt haben, weiss sie schon, dass das Ding verschwunden ist. »Ich komm schon!« flüstert sie. Nur Augenblicke später schleppt sie sich die Treppen hinunter, in den Händen ein Objekt, das sie in diesen Momenten nicht herzugeben bereit ist, weil es ihr hilft, das gerade erlebte zu glauben. Die Klinge glänzt grau, unterbrochen von schillernden Tropfen trocknenden Blutes, eine geschwungene Form aus Metall, die sich mit breitem Schwung sich vom hölzernen Griff entfernt und sich am Ende trifft, doch nicht mit einem normalen Abschluss an der Spitze, nein, die Waffe zeigt hier ihr Übel, zeigt hier, ähnlich einer Schlange ein gespaltene Zungen. Der Griff, so Irina ihn sehen kann, während der Schock durch ihre Gedanken zieht, aus dickem Holz, eine Handarbeit, aufwändig modelliert mit einem verwirrend bekannten Zeichen am oberen Ende, unbekannt es zu beschreiben und dennoch, Irina schluckt, tief in ihrem Inneren begraben.

Die Karte liegt noch immer auf meinem Schoß, wie ein Felsklotz, der seine Gedanken auf sich selbst richtet. Ich kann mich nicht aufrichten, ohne sie zu bewegen, denn die Bewegung befördert sie wieder in die Realität, wobei sie jetzt nur mehr ein Traum ist, ein Hauch einer Berührung auf meinem

Oberschenkel. Wenn ich die Augen schließe, alle Gedanken ins Innere ziehe, bleibt die Karte nur noch Erinnerung, nur ein kurzer Eindruck, ein Alptraum. Der Sessel um mich herum ist zu bequem, als dass ich ihn freiwillig verlasse, das ist ein zweiter Punkt, wieso ich mich nicht bewege. Er täuscht mich mit seiner Gemütlichkeit. Er sagt mir, dass ich aufpassen muss, um nicht der bitteren Welt da draußen zu verfallen. Hier im Sessel bin ich zufrieden und die weiss-rötliche Karte wirkt fast belanglos. Fast.

Ich kann mich nicht wirklich an letzte Nacht erinnern. Es ist fast 24 Stunden her, es ist Freitagabend und ich wäre heute vielleicht unterwegs, vielleicht einen Hauch von Berliner Luft einatmen, die Gedanken fortspülend, die Bewegungen der Leute um mich herum aufsammelnd wie ein Schwamm, so ich mich daheim nur ausquetschen müsste, um Bewegung in meine Schreibe zu bekommen. Der Computer surrt im Hintergrund, kichert mich an, es ist diese Art Humor, den er schon länger entwickelt hat, ich immer nur ignorieren konnte: Die Unfähigkeit, etwas wahrhaft Großes zu schreiben. Ich habe die letzten Tage, die letzte Woche meistens damit verbracht, mich mit Wikipedia zu beschäftigen, die Biographien von Autoren des 19. und frühen 20. Jahrhunderts durchzulesen, ihre Träume zu erleben, ihre Verachtung durch die Machthaber und durch die Menschen in den Städten und Dörfern ertragen, ihre Kämpfe und, leider oft genug, ihr Versagen. Das hat mir Mut gemacht und mich dennoch an meiner Art Pseudogenie zweifeln lassen. So ein Literaturnobelpreis ist schon ne schöne Sache. Mein Ohr juckt. Ich ignoriere es. Es hört nicht auf zu jucken, dann, als wäre es eine Addition von Dingen, die mich nerven, klingelt es an der Tür. Ich ... hasse... Klingeln. Klingeln und Hämmern, das ich versuche, nicht zu hören. Vergebens. »Roy, mach schon auf. Ich weiss, du bist daheim!« Lassok. Ich bin schon bereit, ein Messer zu nehmen... Lassok ist allein und ich bin in einer Mordswut, aber... der Weg zur Küche ist zu weit. Die Karte rutscht zu Boden, als ich mich erhebe, unfühlbar vor Zorn. Ich stampfe, die Faust geballt an die Eingangstür. Der süßliche Geruch von schlechtem Alkohol hat sich bereits seinen Weg in meine Wohnung gebahnt. Also sind die Gerüchte wahr, ich nicke grinsend, Richard Lassok hat nicht nur ein Problem mit weißem Schnupfen, sondern auch mit Feuerwasser. Er hämmert wieder an die Tür. »Lass mich schon rein.« Sein dritter Faustschlag geht ins Leere, er stolpert in den Flug, hält sich an meiner Schulter fest, reißt mich mit, auf dass ich mich kaum entgegenstemmen kann, dann geht er in die Knie. Türen öffnen sich, Gesichter starren panisch aus der Wohnung gegenüber. »Ein Freund... mit einem Problem. Ein schönes Wochenende wünsche ich.« Die Spalten schließen sich, ich höre das Tuscheln der Leute, egal.

Lassok beginnt zu würgen. Nicht auf den Teppich! Ich schleppe, nein, schleife seinen zuckenden Körper ins Bad, öffne den Klodeckel und platziere sein Gesicht über der Schüssel. »Viel Spass beim Kotzen!« Meine Flucht beginnt einen Hauch zu spät; die Geruchswelle schiebt bereits ihre Ekelmoleküle in meine Nase. Ich knalle die Tür zu und verziehe mich in die Küche. Der Kühlschrank ist so laut, dass ich das Würgen nicht hören muss. Ich starre aus dem Fenster, mein Kopf schüttelt sich apathisch. »Was will der hier? Was will der hier? Der Idiot ...« in einer Endlosschleife, ein Mantra, um mich zu beruhigen.

Die Zeit vergeht nur im Rhythmus der Würgegeräusche, als mein Kühlschrank eine Pause von seinem 24h Tagewerk macht. Wie kann ein Mensch soviel kotzen? Ich fühle, wie sich der Ekel aus der Tiefe meines Magens nach oben schiebt und hoffe, bete, dass ich mich nicht angesteckt habe, mit was auch immer. Er stöhnt. Ich trete an die Tür und starre auf dieses Bündel Fleisch, das über der Kloschüssel hängt, ein alter Mann, dessen beste Tage vorbei sein müssen, eigentlich, weil sie es sollten. Ich hasse ihn. Ehrlich. Ich verachte und beneidet ihn. Ist das dieser Lassok, der vor 3 Jahren dein »Literat 2009« abgelehnt hat, weil ihm die ganze Sache zu inszeniert, zu schwach, zu menschenverachtend vorkam? Doch dieses Wesen, was da vor ihm liegt, ist mehr ein Opfer als ein Macher. Ein Kleingeist, ein Alkoholiker. »Jaja, ich weiss, aber Hemmingway hat auch ma.« ... dieses Gerede von Alk als Triebfeder eines Schreibers ist lustig und dumm. Ich erinnere mich selbst an eine Samstagnacht, als ich nichts im Fernsehen fand, das ich ertragen konnte, meine Schreibblockade so groß, dass der Gipfel in den Wolken verschwand und dann, ja, okay, auch dann ein paar Tropfen Whiskeys genoß, doch nicht nur,

denn...«Stehst du hier rum? Beobachtest du mich?» mein Schatten nickt. Richards Kopf nickt. »Du denkst vermutlich, ich krieg das nicht allein hin, dieses Überleben. Jaaa, okay, ich...« er würgt, ich wende mich ab. Nichts geschieht. »Ich... krieg das hin, Roy, ich...« Seine Arme zittern, sein ganzer Körper befindet sich im Ausnahmezustand. »Fall jetzt nicht um, Richard!« Sein Kinn hängt auf der Kloschüssel. Er sagt kein Wort mehr. »Bist du okay?« ist meine selten dämliche Frage. Er stemmt sich hoch, ein alter Mann, der nichts mehr zu verlieren hat außer sein bisschen Leben, stemmt seinen Körper nach oben, an der Wand entlang, dass er nicht nach hinten abrutscht und betrachtet seine Hinterlassenschaft vor ihm. »Das war mal viel Geld... Roy. Geld, das du nie sehen wirst, weil ich...« er deutet auf sich, « weil ich es habe. Du bist keine Konkurrenz, Kleiner.« Seine Stimme surrt heiser, sein Tapsen erinnert an eine Figur aus einem Trickfilm, während er das Bad mit allem hinterlässt, was noch vor Minuten Teil seines Körpers war, schleift sich selbst durch das Wohnzimmer und schleudert sich in den Sessel, die Füße ausgestreckt, die vermaledeite Karte zu gestern Abend unter seinen Schuhen begraben. »24 Stunden und du bist noch immer nicht im Knast... das ist mal ne Sache, die ich nicht verstehen kann, Roy.« Richards Stimme verachtet mich. »Ich habe deine Freunde nicht ermordet, Richard.«

»Freunde?« Er lacht heiser. »Eher Fachidioten. Eher Bekannte, eher ... Menschen, die man hassen sollte, statt sie zu verehren.« »Und dennoch bin ich eingeladen worden!« Er lacht wieder. »Nun, warum auch nicht, du Fachidiot. Duuuu... « Seine Augen schließen sich. »Du...« mehr kann er nicht sagen. Die Finsternis hat seinen Verstand umnebelt und belagert seine Seele. »Du...« flüstert er, beginnt zu schnarchen. »Hey... das hier ist kein Hotel...!« Mein Hinweis, ernstlich und hart ausgesprochen, bleibt unverstanden. Richard pennt wie ein fettes altes Baby nach einer Woche Dauerparty. Shit. Ich möchte mich an meinen Rechner setzen. Es ist Freitagabend, ich habe eine Menge schlimme Dinge erlebt seit gestern abend und nun... nun muss ich erstmal im Bad für Ordnung sorgen.

»Steffen, du hast genug.« Sagt die Stimme in seinem Ohr, während seine Augen das Glas vor ihm fixiert halten, sich daran festhalten, als wäre es der einzige Fixpunkt im ganzen Universum. »Was?« fragt er, seine Stimme nicht mehr ganz sein Eigentum. »Es ist genug. Du sitzt hier schon seit 5 Stunden und säufst wie ein Loch. Wohin geht das ganze Zeug? Hoffentlich kotzt du uns nich die Bude voll!«

Steffen gelingt es durch übermenschliche Anstrengungen, den Blick zu heben. Jo lächelt nicht mehr, sein Gesicht von Finsternis durchzogen. »Komm schon, du hast genug.« Den Streit in Steffens Kopf bekommt er nicht mit, dieser Glückliche, eine davon meint, dass man mit dem Glas und Jos Gesichtshaut lustige Basteleien vornehmen könnte. Aber ... diese Stimme bleibt klein und ungehört und wird nur zum Teil des Hintergrundrauschens, das ein anderer Teil aufsaugt, um Elemente davon in seinen Träumen zu verwenden, zumeist welcher der negativen Art. Der Grundtenor der gemeinschaftlichen Entscheidung ist einsichtiger. »Yo, Jo, du hast... hmm.. Recht. Ich...« Er fühlt sich zittrig an, Jos Hände helfen ihm, nicht nach hinten wegzukippen. Dutzende Augen blicken ihn an, Gäste tuscheln. Die Bar ist gut besucht, der Abend ist noch jung, noch genug Zeit, um über den ollen Typen zu kichern, der fast aus dem Etablisment getragen werden muss. »Wie ein Alki!!!!« hört er schon. Doch das ist ihm fast egal. Wer Freitag säuft, der jammert am Samstag und wer am Samstag zuviel trinkt, der stöhnt am Sonntag. Wer geht schon in eine Bar, um sich gepflegt zu erheitern? Steffen grinst. Nur Leute, die denke, dass man Trinken in gut und erlaubt und in schlecht und verboten einordnen kann, aber gut, er weiss, dass irgendein Trottel ihm das vor Jahren auch erzählt hat, der dann gestorben ist. Autounfall. Geisterfahrer. Und er weiss, dass er jedesmal, wenn er sich in einen solchen Schuppen begibt, seinem Mentor ein Glas widmet. Respekt, Leute! Respekt!

Die Luft draußen ist kalt und nass und das Licht in der Bar erscheint wie ein ferner Ruf des Paradieses, aus dem er eben vertrieben wurde. Eigentlich könnte er sich jetzt nach links oder rechts wenden, 10

Sekunden lang marschieren und in ein anderes Lokal eintreten, aber ... warum auch immer, er tut es nicht.

Irgendwo im Hintergrund hört Steffen die S-Bahn rauschen, Menschen aus- und einsteigen, ihre kleine Gedanken ordnen, sobald sie aus den Metallkästen getreten sind, unfähig, bereits zu wissen, was sie wollen, dem gegenüber hat er, so der Alkohol ihn da richtig unterstützt, Vorteile. Er will trinken. Nein, er will ... verdammt... Lösungen. Dieses abgewrackte Rumhängen, dieses Jammern über Dinge, die nicht mehr zu ändern sind, das ist nicht seine Welt. Wozu auch? In der Welt der Verlage ist der Schnelle der Feind des guten, aber hier: Das Schnelle muss sein.

Im Kopf beginnen die Scheiben zu rotieren, wer von den Toten Mitglied in seiner Kundenkartei war. Namen flattern wie Blätter durch die Luft seines sich hohl anfühlenden Schädels. Würde Lassok auch unter den Opfern sein, könnte er richtig Geld damit machen. Ein Preisträger als Märtyrer für die Kunst, eine ausgezeichnete Idee. Nein, Steffen schüttelt den Kopf, das ist blöd. Tote verdienen nur Geld, wenn sie versteckte Aufzeichnungen haben, die man gut als »verlorene Werke« deklarieren und veröffentlichen könnte. Und Lassok hat das nicht. Lassok hat nämlich aufgegeben.

Steffen lässt sich durch die Ströme der Freitagabendfeierwütigen mitreißen, versunken in seinen Gedanken, verloren in seinen Wünschen. Er schreckt auf, als aus dem Licht, das ihn bisher fast schon geschützt hat, Finsternis geworden ist, dreht sich um. Licht in der Ferne. Dumpfes Neonrot über ihm. Wer hat ihn dorthin mitgenommen? »Totentanz«, sieht aus wie eine Gothic-Kneipe. Hmm, keine schlechte Idee ... immerhin keine Disco. »Hörst du die Kinder der Nacht und wie sie tanzen?« Nein, hört er nicht. Stattdessen gleitet die Tür selbstsicher auf und eine Gestalt beugt sich über seinen Kopf hinweg. »Nur auf Einladung!« flüstert dieses Wesen, das sich wie eine amerikanische Horrorgestalt aus den hintersten Wäldern präsentiert, lang, dürr, ohne sichtbare Augen, umhüllt von Finsternis. »Aber...« Steffen pfeift seinen Ärger in die Nacht. Sein Gegenüber lacht. »Hahaha, nur ein Scherz. Komm rein, alter Mann und genieße deine letzten Tage.« »Was?« Steffen hustet. »Das ist keine Schwindsucht, junger Mann, das ist ... wieso letzte Tage?« Blitzende Klängen erscheinen in seinen Gedanken, zerteilen die Nacht, Kleidung, trennen Haut auf, spalten Fleisch und Knochen. Woher weiss der Dürre das? »Abschiedsparty rund um die Uhr bis zum 21. Dezember. Weltuntergang. Du weisst schon...« Allmählich sickert Verstehen in Steffens Verwirrung. Er sollte es ignorieren, aber der Punkt einer vorsichtigen Apokalypse passt irgendwie schon in Geschehnisse der letzten Stunden.

Die Kneipe ist im Innern genauso düster wie sie sich durch den Einlasser vorgestellt hat. Die Musik ist leiser, als die Erinnerungen, die er aus seiner Jugend herübergerettet hat. Die Leute tuscheln, er passt nicht in dieses Ambiente. Dennoch schleicht er über den Holzboden, der begehrtlich unter ihm knarrt, zur Bar. Der außerirdisch anmutende Barkeeper bedenkt ihn mit einem hölzernen Lächeln. »Whiskey? Oder habt ihr nur Absinth.« Sein Gegenüber hebt eine Augenbraue und deutet mit seinem spinnenartigen Zeigefinger auf ein aufgeklebtes Stück Plastikmenü. »Was du willst, Mann.« Seit wann sprechen hier alle Leute eigentlich von »Du?« Egal. Steffens Augen akklimatisieren sich und versuchen, das Menü zu entziffern. »Ich nehme einen Totentanz Spezial. Danke.«

Der Cocktail beginnt schon nach Augenblicken zu wirken. Steffen starrt in die Weite des Lokals, die Ellenbogen liegen auf der Bar, als könne er sich nicht allein durch seine erstarrten Rückenmuskeln vom Zusammenbrechen abhalten. »Sag mal, euer ... Bodyguard oder was auch immer, der meinte, ihr feiert hier durch bis zum 21. Dezember?« Der Barkeeper, unsichtbar beim Aufwaschen von Gläsern, seufzt. »Der Idiot verkraut uns so die Gäste. Wir dürfen nicht durchfeiern. Öffnungszeit Wochentags 19 Uhr bis 3 Uhr in der Nacht, am Wochenende machen wir bis 5. Montags is zu.«

Töne in seiner Jackentasche, Töne und Surren. »Hey Mann, dein Handy klingelt.« Steffen schreckt auf.

»Oh, ernsthaft?« Er grinst. Unfähig, den Cocktail loszulassen, versucht er mit der anderen Hand sein Glück, erfolglos. Shit. »Sie haben 3 Anrufe auf Ihrer Messagebox und 1 SMS. Was sollen Sie zuerst ignorieren?« Hä? Egal. Stimmen wispern in seinem Ohr. Der Barkeeper schüttelt den Kopf. Diese Abhängigkeit von anderen, furchtbar.

Die Stimmen verstummen. Steffen fühlt, dass sein Automatikmodus die ganze Sache mit dem Dasein, mit den Reaktionen übernommen hat. Sein Körper peitscht sich in die Luft, ein letzter Schluck des Cocktails, ein Herumwirbeln, verneigen vor dem verwirrten Mixmeisters, rotierendes Suchen des Ausgangs und Finden desselben. Die kalte Luft lässt ihn betäubt zurück, zwingt ihn zur Schnappatmung. Er sucht die S-Bahn, die irgendwo im Langzeitgedächtnis vorborgen liegt.

»Dieses Zeichen, kennen Sie das?« fragt die Stimme ohne Gesicht, ohne Körper. Irina schüttelt den Kopf. Sie hat andere Probleme. »Nee. Wie ...« erneut die Stimme: »Doch, Sie kennen das Zeichen. Sie müssen überlegen! Fokussieren Sie sich!« Erneut meldet sich Irinas Drang, das zu verneinen, doch dann, der Hauch eines Schimmers. »Es... kommt... mir irgendwie bekannt vor.«

»Richtig.« Die Stimme gewinnt an Volumen, an Existenz und aus dem Nichts der Anklage taucht das Gesicht ihres Chefs auf. »Müller.« Er seufzt. »Ich weiss, Sie sind betroffen von dem Angriff auf Bernd, aber ... es tut mir auch leid, aber... ach was solls. Wenn ein Kollege angegriffen wird, leiden wir alle mit, aber versuchen, weiterzumachen, bis man dieses Drecksschwein aus dem Verkehr gezogen hat. Sie gehören zu uns, auch wenn Sie noch ein halber Frischling sind.« Er versucht zu lachen, verschluckt sich am Rauch seiner 7. oder 8. Zigarette, während die Opfer seiner vorherigen Taten halbherzig im Aschenbecher weiterschmoren. »Chef. Ich... sagte ja schon, irgendwas ist da merkwürdig, aber das Zeichen... hmm...« Er legt ihr ein Foto hin. Nun fällt es ihr wieder ein. »Es entspricht dem merkwürdigen Symbol an der Wand am Tatort des 9fachen. Hmm...« »Die Presse sitzt mir auf der Lunge wie eine fette alte Frau, die versucht, Lambada zu tanzen. Sie verstehen, Müller, wie ich mich dabei fühle. Wir müssen schneller sein als die Kritzler von den Zeitungen. Die fragen ständig nach, wer mit der Sache betraut ist. Was würde geschehen, wenn die rausfänden, dass Sie zwar neu, aber kein unbeschriebenes Blatt sind, wenngleich die Sache mit Ihrem Onkel, nun... Verzeihung. Berlin ist da anders, müssen Sie wissen. Hier ist die Journaille ein Haufen von Lauschern, steht an jeder Ecke und starrt in jedes Fenster, ob irgendein Promi irgendeinen Fehler macht. 9 Tote sind kein Fehler, sondern ein verdammtes Kapitalverbrechen. Ihr Blick geht schon wieder wandern, Müller. Wir sind hier nicht eingerichtet, dass der Spass aufhört, wenn einer der Polizisten verletzt im Krankenhaus liegt.«

»In Lebensgefahr, Chef. Wird gerade operiert. Nichts mit »verletz.«« Irina spuckt Urwal, Entschuldigung, Hauptkommissar Mario Urwal, die Worte ins Gesicht, springt auf, geht zur Tür, bleibt stehen. »Ich finde den Täter, versprochen.« Er nickt formlos. »Aber nicht allein. Sie brauchen einen Partner.« Ihre Kieferknochen malen. »Ich weiss, Chef, dass wir nicht in einem Hollywood-Polizeifilm sind, aber ist das wirklich nötig?« fragt sie. Urwal zuckt mit den Schulter. »Vorschrift ist Vorschrift. Sie erwartet sie bei Ihrem Platz.« »Sie?« Irinas Augen heben sich. Urwal hebt die Hände. »Kein Gefummel. Sie wissen, was ich meine.«

Das Verlassen ihrer puritanischen Heimat hat durchaus sein Gutes, auch wenn sie Veronika vermisst. Die Leute tuscheln in Berlin viel weniger, liegt an der Menschenmenge und dem Aufwand, sich über alle andere zu mokieren, irgendwann liegt man keuchend in der Ecke. Von daher hat man sich hier ein innerlich gelasseneres, wenn gleich nach außen hin eher exzentrisch misantropisches Verhalten antrainiert.

Die Kollegin sitzt auf dem Schreibtisch, verteilt mit ihrem Hintern die Unterlagen des Falls. Irina will

sich an den Kopf greifen und fluchen, lässt das aber. Wozu jetzt schon für Unruhe sorgen. »Sind Sie Frau Müller? Ich bin Terzani, Tiziana Terzani.« Ein Händedruck wie zwei Tonnen Stahlbeton. Sie ist groß und könnte Bernd beim Armdrücken die Arme brechen. Beeindruckend. »Das mit Ihrem Freund, ich meine Kollegen, tut mir leid. Bin gerade hergezogen, dachte nicht, dass ich so schnell was finde ... wie geht es Ihrem Kollegen? Hübsches Büro haben Sie hier. Wir auf dem Dorf haben ja sowas nicht.« Irina unterdrückt ihr Keuchen nur schwer. Sehr lebhaft, die Kleine. Ob sie hier überlebt, schlagen könnte sie schon, aber der Rest. Naja, »Ich war auch mal so.« antwortet sie. Tiziana schüttelt verwirrt den Kopf. »Ich meine, ich bin auch von der Kleinstadt nach Berlin gezogen. Am Anfang ist man überwältigt, findet viele Sachen schlimm und andere Sachen super und mit der Zeit, ja... da wird das Schlimmer erträglicher und die Super-Sachen nervig.« Sie grinst. Tiziana nickt aufmerksam. Ihre Augen hängen an Irinas Gesicht wie ein Hundewelp auf der Suche nach dem großen roten Ball.

»Bernd ist noch immer im Krankenhaus, ich habe keine Infos, kein gar nichts. Nur die Waffe, mit der man ihn verletzt hat.« »Ach die?« fragt Tiziana und deutet auf ein Foto. Das Messer an sich ist im kriminaltechnischen Labor zur Untersuchung, was Irina bedauert. »Ein Foto kann gar nicht das Gefühl vermitteln, das der Gegenstand an sich ausdrückt.« Sie blickt auf. Was für ein Spruch. »Tiziana, können Sie Gedanken lesen?« Fehler! Erst das du anbieten. »Ich meine, falls wir hier länger zu tun haben, können wir uns auch duzen. Irina für dich.« Die Neue nickt. »Tiziana, genau. Gut, das mit dem Du, in meinem Dorf sprechen wir alle mit Sie an, weil der Chef das vor Jahren mal in einer Zeitung gelesen haben will.«

»Du sagtest, dass der Gegenstand an sich mehr ... Aussage hat, als das Bild. Das sehe ich genauso. Als ich das Messer in der Hand hatte, war es sehr schwer, als wäre es nur aus Metall, aber nicht wirklich so sichtbar. Der Täter muss sehr kräftig sein. Wie er gerannt ist, als er vom Dach... entkommen ist, er war schnell und tödlich. Ein Schatten-Ding.«

»Kraft ist nicht unbedingt eine Sache von Muskeln, die einem die Luft nehmen ...« meint die Kollegin. »Das stimmt, du selbst bist ja dafür der Beweis.« Blut schießt in Tizianas Gesicht. »Ich, äh...« Irina lächelt. »Ersthafte, du bist sehr stark, so kenn ich das nicht... die meisten sind hier schnell oder verbringen ihre Zeit bei der Aerobik, aber...« Sie stoppt, betrachtet ihr Gegenüber, deren Augen durch die Gegend schweifen lässt, als wäre ihr Blick eine Berührung, die sie vermeiden will. »Entschuldige, ich bin dir zu nah getreten...« Tiziana winkt ab, lächelt wieder. »Nein, es ist nur so, dass ich auf Komplimente sehr komisch reagiere. Sie sind... sehr nett, danke. Ich bin zu empfindlich.«

Der blubbernde Kaffeeautomat in der Ecke zeigt an, dass er bereit ist, schwarzbittere Brühe zu präsentieren. »Trinken wir einen Kaffee. Richtig vorstellen bei der Bagage kannst du dich am Montag, ich meine, übermorgen. Danke übrigens, dass du dich so schnell hier einfinden konntest, ich meine, an einem Samstag, wo alle Welt, außer ein paar notwendigen Opfern, Wochenende feiert.«

Tiziana winkt ab. »Ich weiss auch nicht, was mich geritten hat.« Sie grinst, die Augen geschlossen. »Hahaha, so sehe ich das auch jeden Tag.« Das Messer glitzert hell auf dem Foto. Irina kann es einfach nicht loslassen. Es hat Bernd verletzt. »Der Kaffee hier ist schlimm, aber er hält wach. Ich bin seit gestern auf den Beinen, falls ich heute Mist erzähle, einfach auf die Müdigkeit schieben. Seit Bernd im Krankenhaus ist, sitzt mein Denken auf einem Hochhaus und lässt die Beine baumeln und überlegt sich, wie es den Angreifer und Mordverdächtigen schnappen kann. Die Presse beginnt auch schon im Hintergrund die Druckpressen warmlaufen und der Chef will Ergebnisse. An einem Samstag! Zum Glück hat das Labor immer zu tun ... zum Glück...« die letzten Worte rauschen in ihren Ohren. Berlin ist zwar nicht die Hölle auf Erden wie andere Städte auf der Welt, aber ruhig und sicher ist anders. Vielleicht auch ein Grund, wieso sie damals...

»Gehen wir hin? Ich möchte die Waffe gerne mal in echt sehen.« Tiziana hat es, Irina pfeift

anerkennend, geschafft, den Kaffee ohne zu Kotzen zu trinken. »Eure Brühe ist mies, aber man kann sich dran gewöhnen.« Toughe Lady, nice, sehr nice. »Ich bin beeindruckt.« sagt Irina und meint es auch so. Sie ist es nicht gewöhnt, war bisher »Frau Knallhart«, gut, muss sie nicht mehr so tun, als ob alles an ihr vorbeigänge.«Auf ins Labor.«

Treppen, wohin das Auge reicht. Der dritte Stock mit den üblichen Büros ist schnell hinter ihnen, nun folgen die Vermisstenstelle und die Verkehrsproblem-Etage. »Manchmal, besonders an Montagen, kannst du von der Verkehrsabteilung kaum nach draußen gehen, ohne dass dir die Leute schlimme Worte an den Kopf werfen. Bei denen möchte ich nicht arbeiten, das ist so ähnlich wie Streife gehen in diesen alten Hollywood-Filmen. Montag steht dort eine Schlange, die bis nach draußen reicht. Meistens Beschwerden wegen unnötiger Radarfallen oder Eskalationen wegen abgeschleppten Wagen nachts nach der Disse, wenn die Kollegen mal wieder Lust drauf haben, ein bisschen extra zu arbeiten.« »Verstehe. Aber ist es nicht interessant, wenn man überprüfen würde, ob es immer die selben Kollegen sind, die die Autos abschleppen lassen und dann auch noch möglicherweise von den selben Abschleppunternehmen?« Dörfliches Eskalationspotential. Irina dreht sich um. »Tiziana, solche Gespräche flüstert man hier eher als das man sie laut ausspricht. Es gab vor einiger Zeit tatsächlich einige Diskussionen hinsichtlich möglicher Korruptionsverdächtigungen, die Leute wurden befragt, nichts kam raus. So oder so, die Leute in der Abteilung sind schon unbeliebter als der ganze Rest der Polizei, da muss nicht auch noch der Staatsanwalt oder die Aufsicht ihre Bahnen ziehen.« Beim Wort »Aufsicht« fühlt sie ein Zittern in sich aufsteigen, das über ihre Muskeln bis an die Haut dringt. »Ja, ich kannte mal ein paar Leute von der Aufsicht«, entgegnet die neue Kollegin, »die waren eigentlich immer ganz nett.« »Hmm«, sagt Irina nur, mehr nicht, wozu auch, »hmm, so so ... wir sind da.« Der Geruch kommt von ganz weit unten, aus den Tiefen des Kellergeschosses. »Oh Gott, sind das tote Menschen?« fragt Tiziana, die Augen aufgerissen in der Panik einer Erinnerung gefangen. »Das waren mal welche. Die meisten sind bestattet, andere »warten« noch darauf. Komm rein, sonst verteilt sich der Gestank im ganzen Treppenhaus und die Autoschreihälse beschwerten sich am Montag noch mehr über das Aroma als über ihre Bußgelder.«

Im Labor ist es ruhig, die Computer und Lüftungsrohre brummen entspannungsfördernd, Lichter flackern mit der gewohnten Klischeehaftigkeit. Eine Kaffeemaschine blubbert. Das gute Zeug, nicht das Bürozeug. »Marcus, gehst du nie nach Hause?« Irina hat die spinnenartige Gestalt am anderen Ende des Ganges bereits entdeckt. Er hebt die Hand zum Gruß, senkt den Kopf wieder. »Er ist woanders, unser lieber Marcus.« Ihre Schuhe klackern auffällig laut auf dem geflüßten Boden. Nein, nicht ihre, sie trägt Turnschuhe, weil man damit besser rennen kann. Es sind Tizianas. Oh, die Kleine muss noch viel viel lernen. »Welch Glanz in meinem bescheidenen Königreich.« Marcus starrt nach oben, über die gleisende Bürolampe hinweg, um die beiden Damen besser zu erkennen zu können. Sein Blick bleibt bei Titana hängen. »Äh ... ich bin Marcus Wosting. Ich leite das Büro ein bisschen.« Mehr kann er nicht sagen, weil die neue Kollegin sich zu ihm hinunterbeugt, ihm die Hand reicht, die er bereitwillig annimmt. »Sie müssen ja trainieren, aua.« Sie weicht zurück, entscheidet sich jedoch, nicht zu flüchten, was daran liegt, dass Marcus bei seiner Reaktion eher grinst als panisch zuckt. »Oh, das tut mir leid... ich bin so ungeschickt.« Ihre Augen klimpern das Lied von Unschuld und Ergriffenheit. Wenn ich mich vorstellen dürfte, mein Name ist Tiziana Terzani.« Marcus' Lächeln bleibt bestehen. »Ein schöner Name für eine schöne Frau. Sie sind nicht zufälligerweise eine Nachkomme des Terzani-Kriegergeschlechts aus dem 12. Jahrhundert.« Selbst in der Dämmerung des Büros, weit hinter dem Schein einer Bürolampe kann Irina erkennen, dass Tiziana rot anläuft. Sie ist empfindsam und ein Dorfkind. Na, das kann ja was werden. Sie seufzt. »Sei tapfer, unser Herr Wosting ist ein gerissener Ladykiller im wahrsten Sinne des Wortes. Am besten, du zeigst uns mal die Ergebnisse deiner Untersuchung des Messers, nicht wahr?«

Er seufzt, öffnet eine Schublade und zerrt das die Plastiktüte mit dem Messer heraus, legt ihn auf den Tisch, schaltet eine Lampe ein, die die Umgebung in grelles Mittagssonnenlicht verwandelt. »Tolle

Glühbirne«, teilt Irina mit, »sowas hätte ich gerne für daheim.« »Wenn du dir die Augen verbrennen willst, wenn du deine Stromrechnung siehst, keine Frage, kannte haben.« Er grinst anzüglich. »Das also ist die Waffe ...« Tiziana lässt sich nicht ablenken, sondern starrt auf das glänzende Ding vor ihren Augen. »Es sieht nicht gefährlicher aus als ein Schuhlöffel.« Marcus nickt. »Und dennoch ist es tödlich oder... fast. Je nachdem. Der Griff als schmalste Einheit der Waffe kann sowohl mit einer kleinen als auch mit einer großen Hand problemlos umfasst werden, aber auf Grund des Gewichts würde ich vorschlagen, dass schmale Leute wie ich es nicht benutzen. Allein beim Anblick breche ich mir vorzeitig das Handgelenk. Die Klinge wird zum Ende hin breiter und verbindet sich dann, wie so eine Art Mini-Schaufel mit der anderen Seite. Auf Grund der Form und des Gesichts ist dieses Messer dazu da, zu töten. Wer damit umgeht, macht keine halben Sachen. Sobald die Klinge eingedrückt ist, hat der Täter die Möglichkeit, den breiten Teil als so eine Art Hebel zu benutzen...« »um noch mehr Schaden anzurichten.« Irina hört Tizianas Flüstern hinter dem Rauschen der Klimaanlage. »Bernd kann sehr glücklich sein, dass er noch lebt.« Irina blickt auf, Marcus Gesicht nur ein paar Fingerbreit entfernt. »Es tut mir leid, ich hätte das nicht sagen sollen.« Irinas Blick senkt sich wieder. Marcus kann sich nicht beherrschen. »Dein Mangel an... Emotionen, das ist scheiße.« Er zuckt mit den Schultern. »Nur so überlebt man hier.«

»Was ist das für ein Muster?« Tiziana lässt wieder etwas von sich hören. »Das? Die Frage habe ich mir auch gestellt. Die Datenbanken laufen schon heiß.« Irina nimmt sich das Messer, hält es näher an das Licht. Tatsächlich. »Sieht das aus wie ein A?« »Ein A und ein O oder so, dieses Alpha und Omega? Nein, aber es ist schon verblüffend. Andere hätten das Zeichen für Anarchie gesehen, wieder andere, nun, irgendwas okkultes.« Marcus nickt. »Es ist keines von all dem. Allerdings kennst du es bereits.«

»Wie?« fragt die Angesprochene. »Foto 4 der laufenden Ermittlung. Oben rechts, an der Wand.« Marcus' Gesicht verschwindet aus dem Lichtkegel, die Stimme heiser. »Folge dem Muster, muhahaha.« Dann ist er fort.

»Der Typ ist eigenartig. Der macht einem Angst.« Irina reagiert mit einem Lächeln. »Er ist komisch ... das wird man wohl, wenn man den ganzen Tag mit Toten redet. Erst wirds erst, wenn sie ihm auch antworten. Aber er hat recht.« Sie hält das Foto ihrer neuen Kollegin hin. »Das ist das Zeichen vom Tatort. Also können wir hier eine Verbindung zwischen beiden Orten herstellen.« Tiziana runzelt die Stirn. »War das nicht offensichtlich?« Irina lächelt. Die neue muss noch einiges lernen. »Das Offensichtliche ist der Feind der Wahrheit, weil es unseren Blick durch Glitzern der Oberfläche ablenkt und wir nicht mehr nach dem Warum fragen. Hier müssen wir wieder ins kalte Wasser springen, leider.« Sie seufzt. »Machen wir uns an die Arbeit.« Tiziana starrt sie an, ihre großen Hundwelpenaugen weit aufgerissen. »Ich... war noch nie... draußen.« Irina starrt zurück. »Wie?« »Ich meine Außendienst. Ich... war...« Irina seufzt. »Eine Büro...« Tussi will sie sagen, aber lässt es. »...mitarbeiterin.« Tiziana lächelt, auf kindliche Art glücklich. »Na, dann, wir werden ein bisschen ausgehen. Ich meine rausgehen, äh... so ein Messer bekommt man nicht in einem normalen Laden.« »Kann ich nicht hierbleiben? Ich meine, die Waffe kann man ja auch von irgendwoher bezogen haben...« Irina hat das Bedürfnis, auszurasen, seufzt, hält sich zurück, kratzt sich am linken Ohr. »Sowas macht Wosting schon. Na komm, Berlin, 10 Uhr morgens an einem Samstag, was kann da denn schiefgehen...?«

Der Weg hinauf ist schwerer als erwartet. Bilder und Eindrücke ihres Kollegen flattern in Irinas Magenröhre auf und ab. Sie muss pausieren, winkt Tiziana fort. »Ich komm gleich, nur ein bisschen ...« Ihr Atem geht schwer, die Knie, sie beginnen, nicht mehr arbeiten zu wollen, treten in emotionalen Streik, alles verschwimmt vor ihren Augen, sie will sich setzen, doch wohin, weshalb auch immer, sie fühlt, dass sie schwitzt, wie eine Kranke auf dem Weg in den Abgrund und dann wird es schwarz vor ihren Augen und die Treppe kommt immer näher und

Arme umfassen sie, starke Arme, brutal und sanft zugleich. »Setz dich, Irina. Atme, atme, konzentrier

dich aufs Luftholen, ein und aus, ein und aus.« Und aus der Stimme wird eine neue Kollegin geboren mit Namen Tiziana, deren Gesicht sorgenvoll und sanft im Licht des Samstagvormittags leuchtet, wie das Bild einer Heiligen.

»Und er liegt da seit gestern?« Steffens Stirnrunzeln ist nicht abgeebbt, seit er die Nachricht erhalten hat. Ich schüttele den Kopf. »Wie ein alter Mann, der seinen Weg ins Altersheim nicht mehr findet. Und das mitten in der Nacht.« Es schlägt irgendwo auf der Welt 2 Uhr. 2 Uhr nachts. Sicher, Berlin schläft nicht, aber ich habe keine Lust, den Alten bei mir übernachten zu lassen. Steffen nickt. »Klar. Und nu?« Ich möchte ihm eine reinhauen. »Nix und nu. Wo wohnt er? Er muss weg hier.« Steffens apathischer Blick macht die Sache nicht leichter. Das Licht im Wohnzimmer beginnt zu schmerzen. »Hey, Richard.« Der Angesprochene reagiert mit dem Grummeln eines Braunbären während des Winters. »Hey, wo wohnst du? Du musst nach Hause.«

Er schlägt die Augen auf, erst das linke, dann das rechte. »Was?« Ich trete näher an ihn heran. »Richard, findest du es nicht auch besser, wenn du dort schläfst, wo du immer schläfst? Hier machst du dir den Rücken kaputt ...« Sein Blick fällt auf Steffen. »Hey...« die Lippen verschmolzen zu einem Stück Fleisch, der Rest ist reines Brummen. »Wirfst du mich auch raus?« Steffen zuckt mit den Schultern, sichtlich unbeeindruckt. »Der macht das öfter so. Ist leider bei mir damit durchgekommen. Bin doch kein so böser Mensch, wie die Medien es sich vorstellen.«

Das ist mir absolut rille. »Ich kann weder arbeiten noch schlafen, wenn jemand in meinem Haushalt schnarcht, wie ein betrunkenen Wal.« ich unterlasse es, »und stinkt wie ein verendeter ...« hinzuzufügen. »Es ist nachts. Rufen wir ihm ein Taxi. Ich würde ihn ungern in die Bahn setzen. Er endet sonst noch irgendwo draußen in Britz. Und dort wohnt er nicht.« glaub ich jedenfalls. »Hey, Richard, kannst du aufstehen?«

»Aufstehen und dir paar aufs Maul geben?« Seine Stimme stinkt noch immer nach Kotze. »Ja, es geht ... wieso lasst ihr mich nicht in Ruhe?«

»Weil du dem jungen Mann auf den Sack gehst, Richard. Na komm, gehts?« Steffen zerrt den Alten aus dem Sessel. Der lässt es geschehen, sein Blick tötet mich. Fehlt nur noch, dass er einen fahren lässt, um eine Marke zu hinterlassen, die ich in Jahren nicht aus der Wohnung brennen kann. Ich kenne solche Typen: immer auf Rache aus.

»Wir haben überlebt, Steffen und nun sitzt son Hosenscheißer da und schickt uns weg.«

»Ja, das ist auch sein Recht. Es ist nicht deine Wohnung.« Er blickt mich an. »Ich weiss, wo er wohnt. Britz war genau die falsche Richtung.« Ich begleite die beiden zur Tür, aus Nettigkeit und besonders aus dem Bedürfnis heraus, zu wissen, dass sie weg sind. Die Rufe im Treppenhaus hallen hin und her und ich kreuze alle Finger in der Hoffnung, dass sie »hey, Roy.« Richard hat sich umgedreht und starrt mich an. »Diese Karte da« er hebt die eine magisch-böse Karte hoch, die mir den ganzen Schlamassel eingebrockt hat ...« diese Karte, das ist keine von uns... da fehlt so einiges. Also falls du damit versucht hast, reinzukommen« er lacht, nein, wiehert die ganze Nachbarschaft zusammen. Gottseidank ist keiner mutig genug, nachts um zwei im Treppenhaus für Ordnung zu sorgen. »Was?« Steffen krallt sich die Karte. »Weiss nicht, woher Richard die Karte hat, aber einige Synapsen in seinem Schädel arbeiten noch« unterbrochen von »Hey« und einem wütenden und müden Schriftsteller mit Nachnamen Lassok, »aber er hat Recht. Hat die Polizei dir das Teil nicht abgenommen?« Abgelenkt von Richards zitternden Beinen und seinem Stöhnen wartet Steffen nicht mehr auf meine Antwort. Die beiden schleppen sich gegenseitig die Treppe hinunter, dann knallt die Tür, augenscheinlich doppelt so laut wie notwendig,

nun sind sie fort, und ich starre wieder auf die Karte, die mir Richard hingeworfen hat, wie Abfall, wie ein Tier voller Krankheiten, das mir seine gelben, abgebrochenen Zähne zeigt, voller Gift und Verfall. Das Rascheln um mich herum lässt die Panik aufsteigen und ich ziehe mich zurück in mein Allerheiligstes, zitternd wie ein Kind in einem Wald voller Monster und ich lehne mich an die Tür und warte, dass eine Klinge die viel zu dünne scheinenden Bretter, die uns beide trennen, aufreisst, zerfetzt und mich in einem Hagel von Splintern in meinem eigenen Blut ertrinken lässt. »

Die Karte? Wieso haben sie gesagt, dass die nicht echt ist? Neid? Nein, die haben doch auch sowas. Aber in echt. Jemand wollte mich aufs Kreuz legen ... deshalb hat die Karte nicht funktioniert. Super. Ich stehe in einem Meer aus Blut, einer Küste von Fleisch, einem Horizont aus Knochen und das alles nur, weil ich so bescheuert war, zu glauben, dass ich eingeladen worden wäre. Hätte ich den Abend statt dessen wie immer verbraten, mit Lesen, Fernsehen, Schreiben, ja, Schreiben, dann wäre alles besser, alles in Ordnung, hätte mich nicht bei der Kripo vorstellen müssen. Ach Mist. Irgendjemand hat es da auch mich abgesehen. Ich sollte mich jetzt zu Bett begeben. Aber ich weiss, dass ich nicht schlafen kann. Die Geräusche um mich herum, laut und leise, wispern und schreien ihre Botschaft in meine Welt.

Ich krieche förmlich in die Küche, deren Stille nur vom Raunen des Kühlschranks unterbrochen wird, der seinen Dienst tut, kalt und knirschend, zu alt, um zu behaupten, er arbeite noch richtig, eher einer Art Nebenbeschäftigung als wirklich zu kühlen. An ihm vorbei, das Fenster vor mir, wanke ich und finde mich, den Kopf an das Glas gedrückt, Augenblicke später wieder. Oh Berlin ... ich bin vor elendig langer Zeit hergezogen, habe mein ganzes Leben auf diese eigene, eher eigenartige Stadt eingerichtet. Mein Geist erfasst die Straßen und Plätze um mich herum, verwandelt sie in Objekte, in Schachteln voller Leben, voller atmender Menschen, die ich augenscheinlich nie treffen werde, deren Existenz jedoch die meine beeinflusst. Ich seufze und betrachte den Dampf, der sich auf dem kalten Glas, hinter dem eine Novembernacht lauert, nieder schlägt, fühle die Nässe, die an meiner Stirn pocht, immer und immer wieder. Habe ich nicht auch Rechte? Jedem seine halbe Stunde Erfolg, Ruhm, aber das funktioniert nicht an diesem Ort. Wankelmütig sind hier alle, fokussiert auf die Sache, die zu weit von ihnen entfernt liegt, als dass sie sich umschaun und die Welt genießen können. Und schnell... ja, das ist toll. In den ersten 5 Jahren war ich in meiner schnellsten Bewegungsart noch langsamer als eine Oma, die bei Rot über die Ampel tappst. Nun werde auch ich genervt, wenn jemand in meinem Weg steht. Oh, wie bin ich verändert worden.

»Leider ...« flüstert mein Ich. Nein. Gestalten in der Ferne drehen sich zu mir um, deuten auf mich und lachen. Was? Ich wische den Dampf weg und starre in die Lichter der Straßenlaternen um mich herum. Da, kaum 50 Meter entfernt, ein Mann, ein anderer Mann, der ihn stützt, wirbelnde Hände in der Nacht, die flackernde Schatten werfen. Achso, Steffen und Richard. Natürlich. Ich wundere mich, dass die in Richards Zustand schon so weit gekommen sind. Vermutlich haben sie meinen Schatten im Fenster gesehen... ich winke zurück. Keine Reaktion.

Richard ist verschwunden. Meine Stirn zuckt, bin ich eingeschlafen? Richard steht nicht mehr im Licht, nur noch Steffen. Eine einzelne Person. Eine einzelne Person starrt in die Finsternis außerhalb des Lichtkegels. Shit. Werde ich bekloppt? Bewegungen, dann ist Richard wieder da. Ja, es sind wieder zwei. Die zweite Person aber, Richard, scheint mir beeinträchtigt zu sein, sie schwankt mehr, hebt eine Hand, deutet auf mich und fällt um. Einfach um. Bumm. Fuck. Shit. Gedanken schießen mir in den Kopf, ein Teil sagt: Hilf ihm, der andere meint »Is nich deine Baustelle, Kleener.« Draußen lauert der Tod, die Verdammnis, ich werde nie wieder meine Wohnung verlassen. Steffen verschwindet. Ist weg. Richard lehnt an der Lampe, augenscheinlich nicht ganz Herr seiner Lage. Was soll ich tun. Fuck. Ich drücke mir den Schmerz in meiner Schläfe weg, schiebe ihn nach hinten, wo er nur das Hämmern einer Erinnerung bleiben soll, bis, ja, bis ich mich entschieden habe.

Die Treppe ist nur ein vorbeischwimmendes Bild vor meinen Augen. Ich höre im Hintergrund noch das Echo der zufallenden Tür und hoffe, dass, gut, Schlüssel dabei. Teile meines Verstandes haben sich abgesetzt und schwirren wie Engel und Teufel um meinen Kopf herum und flüstern. Ich will sie nicht hören! Die Nacht rauscht, als ich ihr begegne, eine Begrüßung, ein Kichern aus der Ferne. Ich versuche mich, zu orientieren, da höre ich schon Schreie. Steffen, Richard, eine dritte Person? In einer Mischung aus Rennen und Stolpern presche ich durch die Finsternis, lasse Straßenlaternen hinter mir aufflammen und untergehen.

»Wo ist Steffen?« fragt meine Stimme. Richard schüttelt den Kopf. »Ich ... weiss nicht.« Er hält sich die Brust, atmet schwer, die Augen aufgerissen, verwirrt. Geräusche, die nicht dem Straßenverkehr oder Nachtschwärmern zuzuordnen sind. Schläge, dumpf und schnell, wirbelnde Körper im Schatten. Ich folge dem Stöhnen, dem Ächzen, dem Krachen. Ein Hauseingang, eine erhobene Faust, ein dumpfes Stöhnen. Mein Körper reagiert, ohne mich zu fragen, senkt die Schultern, springt. Verdammt, der Schmerz, Knochen prallen auf, der Angreifer grunzt und fliegt mit mir in Richtung steinbewachsenem Gehweg. Wir prallen auf. Er bleibt liegen, ich stehe auf. Hinter mir stöhnt jemand. Steffen. Ich wanke zu ihm hinüber. Seine Augen sind zugeschwollen, sein Blick irre, die Hände noch immer in Verteidigungsstellung. Er armet schwer. »Ich bins, Roy.« teile ich ihm mit, kalt und leblos. Er nickt. »Ich... dachte schon, der schlägt mich tot.« Ich zerre ihn herauf, wir schleichen ins Licht, in dem Richard stumm wartet. »Wer war das?« frage ich. Steffens Antwort lässt mich kichern. »Vermutlich ein Fan.« Ich nicke. »Holen wir die Grünen.« Steffen hebt die Hand, versucht zu beschwichtigen. »Lass es. Ich weiss, wer er ist. Der ist garantiert bald wieder draußen und dann...«

»Was tun, sprach der Rabe?« Richard lässt seine Wortmuskeln wieder spielen. Ich finde das in solchen Situationen, ganz gleich, dass ich in einer solchen noch nie gewesen bin, billig und schwach. »Ernsthaft ...« Steffen nickt. »Ernsthaft. Der hat mich...« er hustet, »der hat mich vorgestern Abend, glaub ich, auch schon angefallen.« »Was will er von dir?« Steffen zuckt mit den Schultern. »Ach, irgendwas...« er winkt ab.

»Also ... Bullerei oder nicht?« fragt Richard. Steffen rappelt sich hoch. Den werden wir nie los, sagt sein Blick. »Legen wir den Motherfucker auf die Straße... irgendein Auto erbarmt sich seiner sicher.« Der Schock kommt in Wellen. Ich bin erstmal sprachlos, zerre die Hände aus einem Meer von trocknendem Beton, so fühlt es sich zumindest an, nach draußen. »Bist du denn bekloppt?« keuche ich in die Nacht. Steffen blickt nicht auf, starrt noch immer auf den Körper, der dort, außerhalb unserer kleinen Insel aus Licht, dort in der Finsternis wartet, auf ein Schicksal... »tun wirs. Schnell, bevor er aufwacht.« Richard hat sich in der Zwischenzeit hochgestemmt, seine Augen glitzern gefährlich. »Wir brauchen aber alle drei. Drei Leute können dieses Arschloch auf die Straße schleppen, zwei sind dafür zu schwach. Du machst hier gefällt mit, Roy. Um deine anderen Probleme kümmern wir uns auch noch.« Mein Geist macht nicht mehr mit, aber ein Teil meines Unterbewusstseins speichert in blitzender Folge Bilder ab, wie ein Fotoapparat mit Burst-Funktion. Hände und Beine gepackt, der Körper ist schwerer als gedacht, aufgerichtet, über den Bordstein geschoben, durch ein paar Autos, die wie Pferde auf den neuen Tag warten, ein letztes Umschauen, ob nicht doch ein Frühaufsteher oder Spätfernsehstüchtiger gerade eine Zigarette am offenen Fenster raucht, dann ist es schon geschehen. Der Haufen aus Fleisch und Knochen knallt auf die Straße, dumpf, ohne einen Ton. »Er lebt... noch, keine Sorge, Roy. Wenn der Motherfucker klug genug ist, wacht er auf, bevor ihn ein Spätbus überrollt. Wenn nicht...« Seine allzuweißen Zähne, die er sich alle 2 Wochen machen lässt, wie mir seine Sekretärin in einer kurzzeitigen Verbesserung ihrer Laune erzählt hat, leuchten im bald beginnenden Morgengraue. »Machen wir uns vom Acker. Du kommst mit, Roy. Wir können dich nicht allein lassen.«

Die Knie zittern noch ein bisschen, kaum mehr als ein Vibrieren hinter den Wänden aus Fleisch. Irina

atmet schwer. »Das hier ist der dritte Laden, wieviele wirts noch geben?« Tiziana hat gefragt, Irina zuckt mit den Schultern. »So lang es eben dauert.« »Wieviele Antiquariate hat Berlin denn?«

»Nicht genug, wenn du mich fragst, aber du hast Recht. Die Antworten, die wir bisher bekommen haben, waren Scheiße.« Die verständnislosen Blick in den Läden hatten schon gereicht. Mehr als ein wortloses Zischen, die Augen geschlossen wie ein Süchtiger, den man aus seinen Träumen weckt, gabs nie. Der nächste Laden würde dasselbe sein. »Ich weiss auch nicht, wieso wir gerade hier ...«

»Das Ding ist elendig alt. Vielleicht kennt halt irgendein Typ halt das Teil.« Irgendjemand, vermutlich Wostling, hat »14. bis 16. Jahrhundert« auf die Rückseite des Fotos geschrieben. Der Laden vor Ihnen sieht genauso aus wie die anderen. Im Schaufenster findet man Fotos bereits verwester Menschen, wenn man davon absieht, dass sie darauf noch leben; Schmuck, den keiner tragen will, eine einsame Gitarre ohne Saiten in der Ecke. Ein paar Schallplatten liegen verstreut herum, der Laden ist mehr Hilfeschrei, Sammelsurium einer verirrten Seele, oh, dahinten ein Schlitten, der bereits in »Cititzen Kane« verbrannt wurde. Toll. Sie treten ein. Niemand da. Bücher stapeln sich an Wänden, die seit Monaten keinen Besucher mehr ertragen mussten. Staub ist allgegenwärtig. »Jaaa?« ein alter Mann, in einer Ecke, aus der er die ganze Sache ertragen kann, mit der Sache ist gemeint, die Welt da draußen. »Kripo. Wir sind hier, weil wir ein paar Fragen haben ...«

»Nach all den Jahren ...« hustet der Mann, steht auf und schleicht zu ihnen hinüber. Sein Bein schleift mehr mit als dass es sich bewegt. »Dieser Autounfall damals, das war kein...«

»Nein, deshalb sind wir nicht hier.« meint Tiziana. »Was?« Das Blut kehrt in das Gesicht des alten Mannes zurück. Sein Mund beginnt zu grinsen, fürsorglich. »Nun, wie kann ich Ihnen helfen?«

Irina zieht das Foto aus der Tasche, wie schon zu oft an diesem Samstag. »Kennen Sie das?« fragt sie. Er lächelt. »Das ist ein Foto.« Irina verzieht das Gesicht. Super, ein Klugscheißer. »Junger Mann, « sagt Tiziana, »damit verlängern Sie nur unseren Aufenthalt hier und die Frage nach dem Unfall, nun ...« befließigt nickt der alte Mann. »Verzeihen Sie, ich bin alt und... Das ist eine sehr interessante Waffe. Woher haben sie die?«

Irina zieht das Foto zurück. »Das soll nicht Ihre Sorge sein. Kennen Sie das Teil?« Der alte Mann runzelt die Stirn, zieht die Lippen in seinen Mund zurück, lässt sie aufplobben. »Ich habe vielleicht davon gehört, von einem Freund ... aber... ich weiss nicht mehr, wie lang das her ist. Wenn Sie bereit wären, etwas Zeit und Geld zu investieren...«

Tiziana hebt ihre Hand, lässt die Faust auf den Tisch niederkrachen. »Wir haben keine Zeit, Opa. Keine Zeit für Spiele, keine Zeit für Erpressungsversuche ... Namen. Daten. Ich kann gerne alles von Ihnen in der Datenbank rausfinden, investiere gerne meine Freizeit. Idioten sind dazu da, bestraft zu werden.«

»Okay, ja, hmm ... Ich selbst hatte das Objekt nie... aber ein Bekannter.« Er stürmt, humpelt, wie auch immer, nach hinten. Kommt Augenblicke später mit einem Zettel, den Stift hinter dem Ohr, zurück. »Hier ist die Adresse. Falls Sie etwas brauchen...« »kommen wir auf Sie zurück.« Tiziana nickt, dann verlassen die beiden Polizistinnen den Laden. »Verdammt, du warst gut.« meint Irina. Tiziana seufzt. »Ich... es war hart, hart zu spielen...Pankow. Hmm, waren Sie da schonmal?« Irina nickt. »Wer nicht«

»Ich dachte, die Berliner seien so Kiez-orientiert, so selbst-verbunden mit ihrem Wohngebiet.« meint Tiziana. »Sind sie auch. Manchmal.« Eine strebsame Mitarbeiterin des Ordnungsamtes steht an ihrem Wagen und droht mit einem Strafzettel. »Eigentlich müssten Sie einen bekommen ...« sagt die Frau, Baujahr 1922 oder in der Art. Ein Restjob für Restmenschen in Restgegenden. »Ja, Frau...« Der Name ist nicht zu entziffern »wir bemühen uns, bessere Menschen zu werden.« Den Zettel steckt sie dennoch

unter den Scheibenwischer. »Nur zur Warnung, Mädels«

»Leg ihn ins Handschuhfach«, meint Irina.«Wow, das ist also nicht der erste Besuch der Zahnfee gewesen.« Tiziana wundert sich. »Dürft ihr hier in Berlin nichts außergewöhnliches?« »Nur, wenn wir mit einem Streifenwagen unterwegs sind, dann traut sich keine Schabracke ran. Fahren wir«

»Ich kanns, ich kanns nicht fassen«, sagt meine Stimme und meint das Geschehen in der Nacht, vor Stunden, Wochen, nun, vor einer halben Stunde genauer gesagt. Noch immer drehe ich mich um, warte auf das große »Wir haben dich« der Polizei, die dich, genau dich, am Schlawittchen hat, weil irgendein Idiot namens Glarenza sich übermässig männlich fühlt und einen Menschen, der ihn angegriffen hat, zu einem Tod namens Russisch Roulette auf Berlins Hauptstraßen verdammt hat. Ich bin schwach, schwach, ich hätte was sagen sollen, aber in dem Augenblick, da war alles so klar, so simpel, so unausgesprochen notwendig. Doch nun ... fuck... ich weiss nicht. Wir sitzen in Steffens Büro und warten. Also ich warte. Es ist hell, grell hier, meine Wohnung liegt mehrere hundert Meter, vielleicht tausende Meter entfernt, ich weiss nicht, wie es meiner Zimmerpflanze geht, aber das ist auch nicht wichtig, wichtig ist, dass Glarenza und Lassok sich einen Scherz erlauben und lachen. Auf meine Kosten. Vermutlich. Ich habe nicht hingehört.

»Wieso hat der Mann dich angegriffen?« Frage ich, warte auf eine Antwort, bekomme keine, liegt daran, dass ich die Frage schonmal gestellt habe, vor Minuten, doch noch immer, als wäre ich in einer anderen Dimension, achtet man nicht auf mich. Ich fühle ... wie Zorn aufsteigt, verebbt, als ich die Gesichter der beiden anderen betrachte. Da ist kein Jubeltrubel, das ist falsch, denn in den Falten in ihren Gesichtern könnten Zivilisationen aufstehen und vergehen, ohne dass jemand das Tageslicht betritt. Das Denken eines Autors, super. »Metaphorisch, blah.«

Doch diesmal reagiert jemand. Lassok. »Jeder hat jemanden, der ihm folgt.« Was? Steffen nickt. »Ich hatte ihn gewarnt, hatte ihn mehrfach darauf hingewiesen, dass er keine Chance hat. Der hat es immer wieder versucht, bis er aggressiv wurde. Auch wenn der kleine Wichser mir Donnerstagnacht das Leben gerettet hat, bin ich ihm für sein beschissenes Verhalten nicht dankbar, sondern ... wie heute abend... ich meine, der hat uns aufgelauert.« Lassok starrt aus dem Fenster, still, atmet schwer.

»Lass den SCheiß, du hast mitgemacht, nun wirst du auch mithängen, wenn die Bullen rausfinden, was wir gemacht haben. Und der Kleine auch.« Steffen starrt mich an. Ich versuche zurückzustarren, winke ab. »Ich sag einfach, du hast mich bedroht. Messer, Pistole, was auch immer. IRgendwas halt.« Ich grinse und lehne mich zurück. »Oh, Herr Polizist, all das habe ich nur getan, damit er mich nicht schlägt, damit er das böse Messer nicht in meine AUGEN steckt. Dieses Zeug halt. Lassok wird mich unterstützen. Er und ich, wir wollen nicht in den Knast, nur weil du nen kranken Fan hast, der euch verprügelt. Und dann gibt es einen Typen, der 9 Leute auslöscht ... einfach so und wir schleppen nen armen Irren auf die Straße... sind denn hier alle bekloppt?«

Glarentza blickt auf. »Nun mach mal nicht Kapitän unschuldig. Du hast mitgemacht.« Sein Gesicht erinnert mich an die aufgehende Sonne, und ja, es stimmt, irgendwann hat die Nacht sich in Dämmerung verwandelt und die ersten flackernden Augenblicke eines Samstagmorgens beleuchten das Büro, Probedrucke an den Wänden, die in die nächste Runde gegangen sind, dann erfolgreich wurden, eine Art Pseudomuseum für erfolgreiche Autoren. Nix von mir dabei. Typisch. »Hör zu, Kleiner.« Er folgt meinem ausgestreckten Zeigefinger. »Nix mit Kleiner, mitgefangen mitgegangen und mitbängen ... ich heiße Roy. Du weisst schon, wie Matters. Ersthaft. Lass das.«

»Okay, Roy ... sorry... ich...« er stoppt. Änderungen lassen sich in alten Köpfen immer schwerer

einordnen als in jungen. Wie alt ist er? 45? Egal. »Wir müssen zusammenhalten. Gegenseitige Alibis.« Richard nickt, gähnt. Anfang 50 ist auch kein Alter. Ich glaube auch, ihn nervt das Leben allgemein. »Wir können nicht hiersitzen wie Tussis, die sich die Nägel machen. Ich schlage vor, wir gehen in unsere jeweiligen Wohnungen und warten auf das Phantom. Oder auf die Bullen. Und wir entscheiden dann jeweils einzeln. Ich habe keinerlei Lust, den Tag heute zu verschwenden... mit euch.« Sagte er, also ich. Keine Reaktion. Sehe ich da ein Nicken? Hat olle Glarenza genickt? Ich vermeine, dieses Wunder gesehen zu haben. »Gut. Treffen wir uns Montag... falls wir noch leben.«

Sie kann nicht mehr atmen. Ihre Lippen sind zusammengepresst, ihre Augen sind blind vor Wut. Tiziana starrt Irina an. Sie nickt, als ob das etwas bringen würde, als ob Freundlichkeit und Gelassenheit einen Berg bauen könnten, auf den man sich retten kann, wenn die Flut kommt. Diesmal nicht. Die Flut ist da und sie reißt alles mit sich. Pfeifende Geräusche zittern sich einen Weg nach draußen. Schwarze Blitze reißen die Welt auf, zerren die letzten Reste von Hoffnung in eine ewige Nacht.

Das Hupen ist schlimmer geworden. Tiziana steigt aus, winkt ungeduldige Autofahrer vorbei. Nur vorbei, nicht reden, nur atmen. Irina starrt auf Schatten von Buchstaben über ihrem Kopf. »Bernd.« Das Gefühl eines unnachgiebigen Schicksals drückt sie zu Boden, hält sie gefangen. Bilder flackern auf und vergehen wieder. Bernd. Das Rasseln in seiner Lunge hat nun aufgehört. Da ist kein Atmen mehr, keine Augen, verständnislos bei einem Witz, den sie gemacht haben und der Rest der Leute lacht. Da sind keine dumpfen Sprüche mehr wie »Der Tourist geht zum Sangrila-Eimer, bis er bricht.« Sie versucht, ihr Kichern zu unterdrücken, doch es sucht sich einen Weg nach draußen, dorthin, wo sie einen Hauch von kindlicher Nähe verspürte. Bernd. Der Anruf klingelt in ihren Ohren. »Er hats nicht geschafft, seine Verletzungen waren zu stark.« Sie hatte den Aufprall des Handys nicht mehr gehört, war nur auf die Bremse getreten, getrieben von der Welle, von der es kein Erbarmen geben konnte. Ein Teil, winzig, irgendwo im Hinterkopf, versuchte sein Bestes, irgendwas, um sie davon abzuhalten, auszusteigen und einfach durch die beginnende Leere zu stampfen, sich einen Weg nach Pankow zu suchen, einfach so, einfach wild draufloszulaufen, die Augen voller Schmerzen zusammengekniffen, blind und taub für alles andere, wieso hatte sie auch ihr Handy dabei, so dass man ihr diese Botschaft hatte sagen können. Wäre es nicht so, es wäre noch eine Art Limbus von »Bernd lebt« um sie herum, eine Blase, eine Grenze zur Realität, doch, er ist tot. Tot. Ausgelöscht. Ein Loch tut sich auf, verschluckt sie. Spuckt sie wieder aus. Schmerzen.

Eine Hand berührt sie. Sie wischt sie fort. Erneut. Wie eine Fliege, böse und dumm, landet eine Hand auf ihrer Schulter. Sie kreischt, Wut steigt auf. Starrt die Hand an, »Was!« sie zischt laut. »Irina. Du stehst mitten auf der Straße.« diese Stimme. Wer ist das? »Irina, wir müssen ... fort. Die Leute starren schon.« »Ist mir egal.« Ein trotziges Kind namens Irina hat die Kontrolle übernommen, eine längst vergessene Person, die so selten auftaucht, dass sie fast vergessen wurde. Bis heute. »Lass mich. Lass mich. Wieso verstehst du nicht... lass mich.« Die Hand wird stärker, packt zu, sanft, aber bestimmt und zieht sie aus dem Wagen ins Dämmerlicht des sterbenden Tages. »Du« Tizianas Finger zeigt auf sie, oberlehrerhaft wie eine schlechte Erinnerung. »Du... gehst jetzt auf die Beifahrerseite, ich fahre weiter. Ist das klar?« Keine Reaktion. Ein erneuter Versuch, lauter. »Ist das klar?« Ohne ihr Zutun nickt die Angesprochene. Puppenspielerfäden führen sie um das Auto herum, noch immer begleitet vom Hupen der Leute aus der Ferne. Sie möchte, nein, vergiss es. Wieso er? Wieso musste er sterben? »Ich bin schuld« flüstert sie. »Ich... nur ich allein. Ich war zu langsam. Ich...« Bilder, immer wieder Bilder, wie sie dem Täter gegenübersteht, während Bernd im Hintergrund seiner eigenen Auslöschung entgegentreibt, ohne einen Anker, ohne sie. Sie hätte... soviel mehr machen können... soviel... gutes, statt... Fetzen ihrer eigenen Worte bleiben hängen, zerren an ihrem Atem, lassen sie keuchen, lassen ihr Herz schrumpfen, saugen alles Leben aus ihr heraus. Ein Tritt wäre nichts. Unfühlbar. Mechanisch bemerkt sie, dass sie sich auf dem Beifahrersitz niedergelassen hat. Ein Licht erwacht zum Leben. »Bitte Straße eingeben.«

Tiziana flucht, versucht, die Tasten des Navigationsgeräts zu bedienen. Nach einer Ewigkeit gelingt es ihr. »Fuck« sagt sie. Fast niedlich. »Fuck« antwortet Irina. Ihre eigenen Worte fühlen sich so falsch an.

»Gehts wieder?« hört sie Tiziana. Sie schüttelt den Kopf. Ihre Kollegin nickt. »Verstehe. Ich versuch dann mal, los zufahren.« Der Weg scheint ewig zu sein. Die Ampeln haben ein Komplott ausgeheckt, um die Weiterfahrt so zu entschleunigen, dass nichts, aber auch wirklich nichts Irina davon abhalten kann, den Sachverhalt zu verarbeiten oder wenigstens zu begreifen. Eine Ewigkeit später hält der Wagen entgültig. »Wir sind da. Kannst du gehen?« Tiziana wieder. Sie schüttelt den Kopf, dann nickt sie. »Ich.. komme mit.« Der Regen um sie herum hat nun Realität angenommen, glitzert Tränen gleich auf den Oberflächen um sie herum. Licht strahlt aus dem Schaufenster des Antiquariats, flackernd und unreal.

»Ja?« fragt eine Stimme. Ein alter Mann quetscht sich zwischen Bücherbergen hervor, umgeht gekonnt, als wäre er es seit Jahren gewöhnt, einen schwankenden Turm aus Hefromanen aus den letzten Jahrhunderten und starrt seine Besucherinnen an. »Klein, so klein« flüstert Irinas Kopf, während ihre Augen versuchen, sich auf die Person zu konzentrieren, einen Anker zu finden, an dem sie sich aus dem tobenden Meer in ihrem Kopf ziehen kann. »Hier. Was ist das?« fragt Tiziana trocken und wirft das Foto hin. Der Mann nimmt es an sich, kratzt sich den Hinterkopf, verliert dabei fast seine Brille, flucht und schiebt sie wieder die Nase hoch. »Was isn Messer.« ist seine Antwort, mit fast kindischer Naivität. Er grinst, macht auf Idioten. »Hey. Nochmal. Wir würden gerne eine genauere Antwort haben.« Tiziana zieht ihre Marke aus der Jacke und platziert sie mit einem schmatzenden Zischen auf den Tisch, direkt neben dem Foto. »Oh. Die Leute sind von den Bullen?« Gelbe Zähne werde sichtbar, größer, er leckt sich die Lippen. »Nun, wir wollen doch die Behörde nicht warten lassen.« Erneut nähert sich das Foto seinen zusammengekniffenen Augen. »Kann hier fast nix sehen, wissen se, ich muss sparen, das Geld für die Lichtanlage hier, das ist schon fast verschwendet.« Tizianas Zischen geht im Rauschen der S-Bahn im Hintergrund unter. Irina fühlt ein plötzliches Zittern, die Kälte um sie herum nimmt feste Formen an, presst sie in die Mitte eisiger Platten, die Luft erstarbt nun auch noch. Eine Hand berührt sie. »Gehts noch?« Tiziana wieder. Irina seufzt laut. »Ich denke schon.«

»Wenn die Damen mit ihrem Heididei fertig wären.« Der Blick über den oberen Brillenrand verheisst nichts gutes. »Kenne das Teil von irgendwo her. Sieht aus wie einer der Dolche der Kusantera. Nicht, dass die jemand kennt. Immerhin gibts ein Foto von ihnen. Haben Sie die Waffe schon berührt? Ist sie echt?« Eine Faust kommt geflogen, öffnet sich kurz vor dem Aufprall und landet auf der Schulter des Mannes, packt ihn förmlich am Schlawittchen und zerrt ihn nach vorn. Der Aufprall auf den Tisch ist laut und schmerzhaft. »Du fragst nach echt?« Irina fühlt, wie ihre Zähne aneinanderreiben, Erinnerungen an ihre Kindheit werden wach. Kieferschmerzen eingeschlossen. »Dieses Teil hat meinen Partner getötet. Und du fragst, ob es echt ist?« Sie lässt los, stößt den verwirrten Mann nach hinten. »Ich klage Sie an, alle, ich mach ne Anzeige wegen Polizeibrutalität!« Er kann nur noch stammeln, hält sich die Schulter. »Hinterher geht das immer noch, wir brauchen Informationen zu der Waffe!« Tiziana kämpft sichtlich schwer um Gelassenheit, doch im Gegensatz zu ihrer Kollegin hält sie sich gut. »Verdammt« er seufzt.

»Lassen Sie mich mal schauen. Ich bin gleich wieder für Sie da ... machen Sie mir eine Freude und nichts kaputt, okay?« Er ist verschwunden. Die Glasperlen am Vorhang zum den abgeschiedenen Örtlichkeiten klicken leise aneinander. Im Hintergrund rauschen Autos vorbei, kinderwagenfahrende Muttis lachen herum, das Kreischen von eben jenen größer gewordenen Kindern auf einem Spielplatz in der Nähe, all diese Dinge sind ein Brei, der immer dicker und dicker zu werden scheint. Ein dumpfer Druck beginnt sich aus Irinas Nacken nach oben zu verschieben, über einen Muskelstrang, kriechend, wie eine Gestalt, wie die eine Gestalt, die das Messer in das weiche Muskelfleisch schiebt und sich daran nach oben zieht, immer und immer wieder, während das Auge, hinter dem sie sich zu verstecken sucht, schon beginnt, zu tränen. »Keine Migräne, nur Verspannung« flüstert ihr noch vorhandener

Verstand, während sie beginnt, sich apathisch umzusehen, um zu fokussieren, was sie hier tut. Der Schmerz in ihren Eingeweiden sitzt tief, als wäre sie ein Zwilling ihres... Kollegen gewesen, jeder Stich ein Treffer auf in ihrem Körper. Sie hustet trocken. Tiziana steht an der Wand gelehnt, die Augen geschlossen. Die Lichter der vorbeifahrenden Autos in dieser allzudüsteren Nachmittagszeit malen Bilder auf ihre Haut. »Nein, lass das.« Irina schüttelt den Kopf. »Das ist nicht gut, das ist Verdrängung gepaart mit Verlustängsten, das ist nicht normal.« Endlich klicken die Glasperlen wieder. Er ist wieder da, schleppt ein Buch mit sich. Erinnert an eine Bibel von der Größe her, eine Art Familien-Version, wie man sie früher hatte oder jetzt für viel Geld im Internet bestellen kann. Es knallt dumpf, als das Ding auf der Theke landet. »Schauen Sie mich nicht so an... ich habe das Buch aus einem Nachlass erworben. Nicht, dass ich daran glaub oder so. War ein mieser Erbschaftsstreit und ich war nur ein kleiner Nutznießer.« Er grinst, bis er merkt, dass dies nicht erwidert wird.

»Okkulte Gegenstände« liest Irina verkehrt herum, eine Fähigkeit, die sonst sinnlos ist, aber doch immer wieder einen Gag bei einer Party darstellt. »Genau. Okkulte Gegenstände. Der Vorbesitzer war so ein Verschwörungsmensch, aber nicht in Sachen 09/11 oder Kriegstreiberei, eher sowas wie Weltuntergang durch Wesen, die von anderen Planeten gekommen sind, um die Menschheit mit verschiedenen Aufgaben zu prüfen, die wir als Menschen natürlich total vergeigen.« Er lacht. Noch immer reagiert keine der Polizistinnen wie gewünscht. Er kratzt sich die Nase. »Hier. Ihr Dolch.«

Es könnte fast dem Foto gleichen, das sie mitgebracht haben, findet Irina, so liebevoll und detailliert ist die Waffe gezeichnet, dass man von ihrer Realität überzeugt sein muss, ohne das Teil in seiner Lunge zu spüren. Verdammt.

»Können wir davon ein Foto machen?« fragt Tiziana und zieht eine Digicam aus der Tasche. »Wenn Sie wollen, den Damen kann ich doch keine Bitte abschlagen.« Dafür möchte Irina ihm eine reinschlagen. »Schleimer« das Zischen zwischen ihren Zähnen bleibt unhörbar. »Wieso haben Sie das Teil eigentlich so schnell gefunden. Wenn ich mich so umschaue.« meint sie, während Tiziana ihrer Fotografiertätigkeit nachgeht, die Seite wechselt, um zu sehen, ob weitere Artikel, Texte, was auch immer, zum Messer gehören. Der Antiquar kratzt sich wieder an der Nase. »Äh, Zufall?« fragt er, viel zu offensichtlich für eine korrekte Antwort. »Sagen Sie schon ...« murmelt Tiziana.

»Okay, Bullizei, ich spreche. Schuldig im Sinne der Anklage. Sie sind nicht die ersten heute, die nach dem Teil fragen.« Wow, das hat gesessen. »Wie?« Er zuckt mit den Schultern. »Sie sind nicht die ersten heute, die nach dem Teil fragen. Habe ich doch gesagt.« Die Hand schnellert wieder nach vorn, doch diesmal ist er schneller. »Hey, kein Antatschen, sonst verlange ich Geld dafür. Vor vielleicht zwei, drei Stunden, waren 3 recht nervöse Herren hier, die nach dem Teil fragten. Sie hatten, im Gegensatz zu Ihnen, Geld dabei. Und nun, wenn ich bitten darf, wenn die Sache abgeschlossen ist, dann gehen Sie. Ich hätte vor ein paar Minuten eh den Laden schließen müssen.«

Der Geldschein auf dem Tisch glänzt im Licht der 60 Watt Glühbirne. »Gut haben Sie das gemacht, haben genau die Worte gebraucht, die ich Ihnen vorgegeben habe. Sie hätten Karriere beim Fernsehen machen sollen«, sagt die Stimme aus dem Schatten. Der Antiquar lächelt. »Aber gerne doch. Sollten Sie weitere Fragen haben ... einfach fragen.« Der Schatten ist verschwunden, als er sich umdreht. »Komische Leute« er schüttelt den Kopf, »dabei habe ich doch gar nichtmal gelogen.«

»Ihr könnt nicht einfach Leute auf die Straße schmeißen, nur weil sie euch nicht leiden können ...« meine Stimme wirkt kalt, trocken, doch hinter der Fassade, deren dünne Wände meine Entgeisterung

nicht verstecken können, herrscht genau dieses, Entgeisterung, Panik. Als erster reagiert Lassok. »Lass ihn, er ist neu«, meint er zu Glarenza, der gerade aufstehen will, doch der winkt auch ab. »Ich weiss.« Er ist müde. Ich bin müde, wir alle sind mehr oder weniger totmüde. Polstermöbel halten einen davon ab, sich zu sehr auszuruhen, weil sie einen immer daran erinnern, dass sie kein Bett sind, sondern nur eine temporäre Sitzgelegenheit. »Und wenn der Typ es war, der die Gruppe so dezimiert hat?« fragte Lassok und kratzt sich den seltsamerweise nicht wirklich spriesenden Kinnbart, der mit einem Mal meine Aufmerksamkeit hat, dumpf und langweilig hin- und herwackelt, wie bei einer Ziege, so offenkundig es auch ist.

»Das war mehr als dezimieren« meint Glarenza. Ich habe mich entschlossen, die Herren nur noch mit Nachnamen zu titulieren. Nach einer solchen Nacht gehöre ich nicht zu den Menschen, die so tun, als sein man Freunde. Diese Kälte bin ich nicht gewohnt.

»Jetzt isses eh zu spät« sagt er weiter »ob er tot ist oder lebt, das ist nicht mehr unsere Angelegenheit.« »Aber er weiss, wer ihn dort hinbefördert hat. Wir. Er hat euch angegriffen, hat paar aufs Maul bekommen und ist urplötzlich mitten auf der Straße aufgewacht. Nur ein Idiot würde uns drei ausschließen.« »Deshalb müssen wir uns absprechen, uns ein gemeinsames Alibi beschaffen. Dieses ganze Brimborium ... ich schlage vor, wir waren hier und haben gemeinsam weitere Pläne besprochen.«

»Du meinst das, was die Polizei als konspiratives Treffen bezeichnen wird. Sowas wie »Die Gruppe ist tot, ach, was solls, bauen wir was neues auf.« Lassok zerrt an seinem Ziegenbärtchen. Glarenza nickt. »Nur auf die möglichst natürliche Art. Wir müssen uns absprechen.«

»Hat niemand von euch daran gedacht, rauszufinden, wieso die Gruppe nun ... äh... vernichtet wurde?« fragt mein Unterbewusstsein, das bisher diese Frage erfolgreich in den Hintergrund gedrängt hat. »Nee.« Lassok schüttelt den Kopf. »Ich vermute einfach, dass irgendein Psychopat... ooh...fuck.« Ich sehe, wie er begreift, wie ein Schock, der sich auflöst. »Du meinst, irgendwie sind wir noch in Gefahr?« Ich versuche zu nicken. »Ich nicht... ich habe das 1 gegen 1 überlebt, ich habe das Messer gesehen, ich habe ihn gehört, ich stand ihm gegenüber... ich lebe noch. Doch ihr... euch hat der Zufall oder was auch immer davon abgehalten, um 10 im Club zu sein... ich finds ja toll, dass ihr eure Angst so in den Hintergrund schieben könnt, ich könnte das nicht...« während meine Worte den Raum durchkreuzen, beginnen sich die Dinge zu ändern.

»Fuck.« ist die Reaktion Glarenzas und Lassok, taub wie er zu sein scheint, nickt trotzdem. Ich sehe, wie ihre Gesichter einen grauen Glanz annehmen, oder ist das nur der Schweiss, der ihnen, als wäre es vorher unwichtig gewesen, nun endlich doch über die Stirn wandert. Glarenza greift in eine Schublade und zerrt ein Taschentuch heraus, wischt sich über das Gesicht. »Fuck fuck fuck« sagt er noch einmal und eigentlich meint er »wir sind am Arsch.«

Stunden, die sich anfühlen wie Tage, später sitzen wir noch immer im Büro. Ich kann mich an dem Anblick von staubfängerhaften Büchern in den Regalen nicht noch mehr sattsehen als ich jetzt bereits getan habe. »Ich hab Hunger.« meint Lassok. »Wieder nüchtern?« fragt Glarentza mit listigem Seitenblick in meine Richtung, grinst unsichtbar für den alten Mann. »Ja. Ja. Ist schon gut. Mit mir könnt ihr ja machen.« Ich zucke mit den Schultern ... dann richte ich mich auf. »Es ist Tag. Ich geh nach Hause.«

»Ernsthaft?« fragt Glarentza und ich hätte fast das Zittern in seiner Stimme verdrängt. »Ernsthaft. Was machen wir denn auch hier? Warten. Staubflocken zählen ... Hey, ich bin keine Garantie, dass der

Wahnsinnige nicht hinter euch her ist...« falsche Worte, sie werden bleich. Nun beginnt es, ich sehe es schon, die Paranoia kommt bei ihnen durch. Ist mir egal. Ich bin keinem was verpflichtet. Ich strecke statt dessen meinen Rücken durch und schlurfe zur Tür. Diese Nacht... näher an der Hölle war ich noch nicht.

Kurz vor der Tür ein Stop. »Wenn was ist ... ich weiss ja, ihr seid hier.« Das Treppenhaus erwartet mich und auch, wenn ich mir relativ sicher bin, dass der Messermann, denn mit einem Messer war er unterwegs, jedenfalls lauert der Mann garantiert irgendwo im Schatten, lächelt mit perlenweissen Zähnen wie die Grinsekatzte aus den Alice-im-Wunderland-Büchern und Filmen und bereitet sich auf seinen entscheidenden Schlag vor. Es wäre fast perfekt gewesen, wenn er nicht so feige gewesen wäre. Ich hilflos und müde, die anderen am Zittern... drei sind weniger gefährlich als neun...

Außer die drei wissen, dass sie bedroht sind und die neun ... hmm... Lämmer, die den Schlachter nicht erkennen, der... unter ihnen wartet. Sorgen sind wie Wolken, sie bringen Dunkelheit und, wenn man Pech hat, auch Regen. Regen, der zeigt, dass man noch lebt.

Ein schrilles Zirpen durchbricht die Stille, die ich für einige Augenblicke sowohl genossen als auch gefürchtet habe ... eine Art Rasierklinge, die mich aufschrecken lässt, dann, stoppt, erneut zustößt, Schmerzen, Angst, Panik erzeugt. Es klingelt wieder. Es ist mein Handy. Ich weiss nicht, wie lang es schon nicht mehr in der Ladeschale gelegen hat, aber eigentlich sollte es leer sein. Ich werde ungern angerufen, habe das Teil nur mit, falls mal ein Notfall auftritt. Ich fühle ein Kichern aufsteigen. »Die letzten Tage waren reine Notfälle.« Es ist eine unbekannte Nummer, die mir entgegenvinkt.

»Du bist also doch wieder da.« Lassok grinst. Ich winke ab. »Schlimmer. Die Bullerei hat sich gemeldet.« Ich sehe, wie sie bleich werden, Lassok auf dem Sessel, die Hände verkrampft, den Blick durch dem 1000 Meilen Starren ersetzt, den Mund, nun, ein Strich würde eher passen und natürlich Glarentza, dessen Hände über sein kahl werdendes Haupt wandern auf der Suche nach einem Anker. »Es geht um den Neunfachmord. Sie brauchen noch ein paar Informationen, zumindest sagen sie das.« Ich glaube noch immer nicht, was ich sage, obwohl es nur Dinge sind, die ich wiederhole, nachdem die Stimme am Telefon es mir wieder und wieder vorgebetet hat. »Man will euch auch nochmal befragen, aber irgendwie ... war ich wohl als einziger erreichbar.« Lassok zuckt mit den Schultern. »Handy. Hab ich ned. Warum sollen wir hin?« er zittert merklich. Entweder der Alk fehlt oder er hat wirklich Angst. »Gestern abend soll bei eurem Freund Irgendwas und seiner Freundin... nun... Besuch, ungewollt.« Ich sehe das Gesicht vor mir und es presst sich mir in den Blick, ein ungewollter Aufprall eines LKW's in der Fussgängerzone meines Verstandes. »Jajaja, blah.« ist meine entsprechende Reaktion, während ich dem Telefonkabel auf Glarentzas Tisch zu folgen versuche und bei der Telefondose lande. Ich meine, vor der Telefondose.

»Du hast erwartet, dass man dich anruft?« Er nickt, beiläufig, als hätte ich keine Frage gestellt. »Hmm ... und nun?« fragt er. »Wir sollten uns auf den Weg machen. Ich glaub, wenn wir es nicht tun, dann kommt die Bullerei zu dir, zu mir, zu uns. Willst du das?« Er nickt, er schüttelt den Kopf. »Ich... okay okay, gehn wir. Ich brauch aber vorher noch was zu essen. Irgendwas ungesundes. DAMIT ICH ABKRATZE, BEVOR WIR BEI DEN BULLEN AUFSCHLAGEN.« Wow, das war wütend.

Es ist schwer, der einzige emotional normale Mensch in einer Gruppe zu sein, während die anderen ihrem Wahnsinn freie Bahn lassen, nur weil sie wissen, dass es einen gibt, der sie retten wird. Ich. Roy. Matters. Super. Das sind zumindest die Gedanken, die ich mitbekomme, während die anderen die Treppe hinuntertrampeln, zornig und voller Panik. Die Polizei denkt vermutlich, wir haben die letzten Stunden daheim und schlafend verbracht. Wenn die wüsste ...

Es sollte eine Tüte Chips werden, aber Lassok deutet stumm auf die Zeitungsauslage des Kiosks. Die Betreiberin starrt gelangweilt in den Samstagmorgen, reagiert so unbeeindruckt, dass man denken könnte, es stände jeden Tag »Massenmord! Autorengruppe ausgelöscht!« auf den Zeitungen, je nach Zielgruppe mit mehr oder weniger Ausrufezeichen geschrieben. Lassoks Kinn rutscht eine Ebene tiefer. »Willste koofen« meint die Stimme aus dem Kiosk. Ich schüttele den Kopf. »Komm, Richard. Hier gibts nix mehr zu sehen.« Es kommt mir vor, als müsste ich wirklich die beiden retten, denn Glarentza steht an der grünen Ampel und bewegt sich nicht. Erst als ich näherkomme, beginnt er sich aufzurichten, seinen Blick von der Straße zu heben. »Ich habe Angst.« meint er. Wow. Toll. »Ich auch«, versuche ich ihn aufzumuntern, erfolglos. Er zuckt mit den Schultern. »Langsam wird mir die Lage bewusst. Es ist eine scheiß Lage.« Ich nicke. Lassok kaut im Hintergrund an seinen Chips rum und ich möchte nur kotzen.

»Gehts?« fragt Tiziana, der Irinas noch immer auffällig starkes Zittern langsam auf die Nerven gehen muss, denn Irina selbst fühlt sich schon scheiße in ihrer Haut. Diese Bernd-Sache. Sie fühlt, wie die Bilder von gestern abend wieder in ihren Verstand dringen; sie muss kämpfen, um sie überhaupt, wenn auch nur für Sekunden, loszuwerden. »Shit. Bernd. Dann so ein magisches Bullshit-Messer. Sind wir hier in einem schlechten Film.« Sie verzieht das Gesicht. »Ich kann nicht, ich kann mir Bernd nicht anschauen. Es ... ich...« Sie schluchzt. Die Leute auf der Straße starren an ihr vorbei. Sie ist dankbar, zumindest sagt sie sich das. Doch es ist anders. Sie bräuchte jemanden, der sie anstarrt, sie kopfschüttelnd anspricht, dass sie sich beherrschen soll, sie anschreit, dass sie eine große Frau zu sein hat und kein Mädchen. Doch der Mensch, der das getan hat, ist... tot. Bernd. Sie fühlt, wie in einem schlechten 50er Jahre Film, wie die Welt verschwimmt und sie an einem anderen Ort auftaucht. Doch das geht nicht, nicht jetzt, nicht hier.

»Wir müssen uns das Teil vornehmen, ich meine die Waffe, das Messer. Das führt uns zu seinem Besitzer.« Tiziana nickt mit dem Gesichtsausdruck des allzuoffensichtlichen, des gelangweilten. Irina möchte sie schlagen, aber sie kann nichts dafür, dass Bernd tot ist. Vielleicht ... nein... aber vielleicht doch? »Ich meine, sie kommt doch nicht extra nach Berlin, um mit mir an einem Fall zu arbeiten und tut alles, damit wir beide unter uns... ich meine...« diese Stimme in ihrem Kopf. Tiziana tut unbeteiligt, starrt auf den Boden, fast schon schuldbewusst.

»Hey, hey, Sie. Hallo. Bleiben Sie doch stehen!« Irina blickt verwirrt auf. Vor ihren Augen formt sich ein Bild, verwirrend erst, dann noch schlimmer. In der Gruppe von Menschen, die gerade eine der hunderten Ampeln der Hauptstadt belauert, findet sie einen Schatten. Tizianas Stimme peitscht über den grau werdenden Platz. »Ist das eine Illusion?« Irina schaut noch einmal hin. Nein, der Schatten windet sich in der Menge fremden Fleisches, Augen werden sichtbar, Zähne ... kein Gesicht, kein echtes Gesicht, mehr eine wandernde Masse als feste Struktur. »Hey, Sie.« Tiziana wieder. Doch ihre Stimme ist nicht mehr an ihrem Ort. Sie eilt dem Wesen hinterher. Nicht schon wieder. Scheiße. »Hey!« Irina brüllt in den Wind, der wie ein atemloser Hund seine dreckigen Fetzen über die Welt fegt. Dann ist sie auch unterwegs, eine Reaktion unbewusst, ungekannt, ihre Hand findet die Waffe. Wer immer das Ding ist, das da davonrennt, es ist fällig. Wer flieht, hat immer unrecht, alte Polizeiregel. Doch woher ist es gekommen? Gedanken wie diese fallen von der Stufe der Realität zurück in einen Status des »Später, erst töten.« Gefühls, Wut bäumt sich auf und verdrängt alles, sie wird zur Höllenmaschine, die Rache übt.

Ja, nur ein Schatten, aber was für einer. Die anderen Menschen in ihren grauen Mänteln, Personifizierungen des Novembers, der Masse, in der man sich sicher vorkommt, weichen einen Hauch zurück, versuchen, das Fremde in ihrer Mitte abzustößeln, auszusondern, wie sonst auch immer.

Eilende Fremdlinge, gezückte Waffen, eine Jagd ohne Erbarmen, wenn der eine nicht dem anderen die Stirn bieten getraut. Ein Hauch Großmutter schwingt mit, als die Gestalt einen Weg durch die Mäntel sucht. Es ist Samstag, eine Chance, zu verschwinden, nur möglich, wenn man es mit irgendwelchen Mittelchen schafft, einen Ausgang aus dem trägen Fluss der Späteinkäufer zu finden. Sprich, erfolglos. Die Waffen im Anschlag, den Zeigefinger an den Abzug gelehnt, wie man es in hunderten Versuchen gelernt hat, nicht zu zucken, wenn etwas ungewöhnliches geschieht, nur ein Hauch von Zweifel kann alles, was man bisher nicht getan hat, ins Leben bringen, nein, ums Leben bringen. Das eigene Dasein als Schranke zwischen Tod und Leben, zwischen Sterben und gerettet werden können. Man schießt nicht in den Rücken, doch die Gestalt, klein, doch brutal unauffällig, lässt es nicht anders zu.

Sie stolpert, kracht auf den Boden, sofort ist Tiziana bei ihr, wie eine Löwin, die gerade ihre erste Antilope nach langer Abstinenz gerissen hat, doch hier wehrt sich die Pflanzenfresserin, tritt, kratzt beisst, strampelt sich den Weg frei, rutscht förmlich aus der Umklammerung, rappelt sich hoch, sucht einen Ausweg, findet nur ein Loch, schwarz, rund, metallisch, eine Verlängerung aus Metall, ein Finger, ein Abzug, ein Griff, eine Hand, ein Arm, der bedrohlich zittert, als ob die Waffe übermässig schwer wäre, doch schwerer als dieses ist der Kampf in Irinas Innerem, jetzt nicht abzudrücken.

»Bei Gott, bleib liegen, sonst knall ich dich ab.« Tizianas Hand packt die Kaputze des Fremden und zieht sie ab. »Hmm ...« Die Luft fühlt sich dickflüssig an und Irina greift an ihren Hals, um den Knoten zu lösen, der sich gerade gebildet hat, unbewusst, böse. Verwirrung macht sich breit und alles, was sie als Puzzle verstanden haben will, ein böses Puzzle voller bizarrer Teile, löst sich auf und macht Platz für noch ein krankeres Teil. »Sie?« ist der Hauch ihrer Stimme, doch... mehr auch nicht.

»Danke Herr Matters, dass Sie hergekommen sind« Die Auslagen des Kommissariats, eine Art Warteraum für Betroffene, ich meine Verdächtige, geschmückt mit den üblichen Zeitschriften »Mehr Sicherheit im Straßenverkehr«, »Was tun, wenn die Ampel auf rot steht« und »Zeugen gesucht, was Sie beachten müssen, wenn Sie etwas sehen, das Sie nicht sehen sollen.« Lassok kratzt sich wieder, ich empfehle baldigst eine Dusche und Glarentza, samstagvormittaggeschädigt, nun, der wartet nur. Ich auch. Für nen ordentlichen Haftbefehl sind wir viel zu proaktiv, man hätte uns auch abholen können, aber die neue Polizei spart Geld durch die Dummheit der Verbrecher, genauer gesagt, durch uns. Ich zittere.

Eine Tür öffnet sich, Schritte auf hartem Fliesenboden: Besser fürs Abspülen von Kotze und Blut geeignet. »Herr Matters?« Eine Frau, Anfang 20, kaum schon mit der Erlaubnis der Eltern unterwegs, einem Job nachzugehen, die Augen aufgerissen. Augenblicke später merke ich, wieso sie so aufgeregt ist.

»Herr Lassok?« Der Angesprochene blickt auf, lässt etwas Professionalität in sein Gesicht tropfen und nickt. »Mit wem habe ich das Vergnügen.« Ihre verschränkten Arme, wie in einem katholischen Kalender für Heilige, ergriffen von einer Epiphanie, lassen das Schlimmste vermuten, einen aufrichtigen Fan und ich weiss nun, woher ich die Pose kenne. »Gisela«, flüstere ich, doch nur Glarentza hört mich und beginnt vorsichtig zu grinsen, welches größer wird, ich meine das Grinsen und zu einem Schlag auf Lassoks Schultern führt. »Werte Dame ... ja, das ist Richard Lassok.«

Das Kreischen wird ohrenbetäubend, erinnert mich an die Sirene morgens, die uns beim Bund weckte, immer wiederkehrend, schrill, einen Hauch von Bomberalarm im Hintergrund, »Oh mein Gott«, das »o« schrecklich langgezogen. Mehr ist nicht, keine Ballons, die vom Himmel fallen, nur ein weiblicher Fan vom Rang eines Stalkers, der jetzt, hier, in egal welcher Situation, seiner Freude Ausdruck verleiht. Ich nicke, dankbar, dass ich nicht ihr Idol bin, auch wenn ich in den letzten Monaten davon geträumt

habe, überhaupt Leser und Fans zu haben. Nun, ... heute mal kurzzeitig nicht. »Ja, wir sind hier, weil wir Fragen gestellt bekommen sollen.« meint Glarentza, wirkt auffällig düster.

»jaja, natürlich«, meint sie, ihre Augen noch immer auf ihr Idol, ihren Gott gerichtet. »Kommen Sie bitte hier entlang.« Sie wandert durch die Gänge, förmlich freudetrunken, als könne jeder Schritt, der in seiner Gegenwart geschieht, Blinde zum Leben erwecken oder Tote heilen. Boah, Freaks. Verdammt, hätte ich auch gerne. »Und Sie sind also seine Freunde?« fragt sie. »Ja, so ähnlich«, meint Glarentza, das eine Mal am Tag eine gute Tat, so dass ich nicht antworten muss: »Nein, er ist ein Arsch, aber wir kennen uns vom Leute-auf-die-Straße zerren.« Dennoch, es nervt.

»So hier. Die Herren werden bald kommen und Fragen stellen. Darf ich ...« sie wirkt entrückt. Wie die Tussi in Lassoks Buch, das mir mehrmals schon Würgereize bereitet hat. »darf ichs wagen, Sie um ein Autogramm zu bitten?« Lassok, als wäre er das gewöhnt, nickt beiläufig. Ich höre im Hinterkopf, wie in ihrem Verstand eine Saite mit hellem Klang zerspringt, pling macht, und hoffe, sie nicht zu schweben anfängt, oder besser, eine Flasche, die aus Jonestown kommt, aus irgendeiner Tasche zerrt, um ihm »zu folgen, wohin er auch immer gehen will.«

Sie eilt davon mit Engelsflügeln an den Schuhen und Glarentza und ich stehen erst einmal baff, leicht überfordert in einem dunklen Gang mit einem Hauch von Licht an den beiden Enden. Ich höre schon das Knacken der Monster in den Ecken, zumindest im übertragenen Sinne. Man muss nicht alles so ernst nehmen, besonders nicht, wenn man einen Fan trifft.

»Richard, das war ... interessant« höre ich meine Stimme wiederhallen. Er versucht, zu lächeln. »Doch doch...« ist meine Reaktion darauf, »ich bin immer wieder überrascht, wie gut die Menschen auf deine Art von Literatur anspringen, als würdest du ihnen aus der Seele reden.«

Die verlorenen Schritte der jungen Frau tauchen wieder auf, lauter als zuvor. Ihre Augen sind verquollen, als hätte sie geweint. »Kommen Sie bitte alle mit. Man erwartet sie.«

Das für sie heilige Buch in ihren Händen bleibt sie vor Lassok stehen. Ein Stift wird gezückt und die Frau, von Gottes Hand berührt, sinkt förmlich zusammen, als Lassok sein Geschmiere darauf ablässt.

Die Türen schließen sich und es beginnt die bald allzu übliche Befragung über die Mordnacht, die ich bereits und in allerwinzigste Sekundenbruchteile aufgegliedert habe und ich muss gestehen, dass ich, so ich mich wieder an diese Zeiträume erinnere, die Panik erlebe, die ich vorher und hinterher hatte. Ich sage nichts von der Kreditkarte in meiner Wohnung, ja, wozu ... ein Verdächtiger, der mit einer noch verdächtigeren Karte, die noch dazu mit den eigenen Fingerabdrücken übersät sein muss, nein, so wahnsinnig bin ich nicht. Immerhin fragt der unbekannte Polizist, der mir latent am Arsch vorbeigeht, nichts über die letzte Nacht... nichts über einen Mann auf einer Straße, der von einem Auto zerteilt wurde wie mit einem stumpfen Messer. Fragen über Fragen, Punkte für Punkte...

er gibt auf. Ich auch. Ich sage, was er hören will, nur nicht, was die Wahrheit ist. Ich habe keine Lust auf die Wahrheit und die Toten, ganz ehrlich ... nur Namen. Hätte ich was von ihnen gelesen und gemocht, ich hätte gelitten, als ich von ihrem Tod erfahren habe... da ist aber nichts. Nur mein eigenes, kleines, bescheidenes Leben, das wie ein Emporkömmling versucht, die Lücken zu finden, um seinen eigenen Namen auf die Monumente der Welt zu schreiben und, falls nötig, andere Namen zu löschen. Ich grinse innerlich.

Wir treffen uns draußen, der Kaffee aus dem Automaten ist mies, richtig mies und ich verstehe, dass die Polizei immer Fresse zieht, wenn sie Berlin beschützen muss ... Ich hatte immer das Gefühl, dass die Kameras eingeschaltet, immer in unsere innersten Gedanken gerichtet sind. Ich sage das den

anderen und sie nicken. »Ich hab da noch was.« meint Glarentza und zieht eine Handschelle aus der Jackentasche. »Nichts ist geiler als bei den Bullen was zu klauen.« Wir, ich und Lassok, betrachten das metallglänzende Teil. »nicht umsonst... ist es so beliebt... wenn man es mit Federn umhüllt« sagt Lassok, »aber ich habe was besseres.«

Jemand öffnet die Tür. »Es ist keiner mehr da, oder zumindest im Labor ... ich habe da was...« er grinst, als das Gesicht seiner neuen Freundin erscheint. »Machen Sie schnell, oh mein Gott...« Drinnen ist es wieder, wie vorhin, halbduster, aber da wir ohne wirkliche Aufgabe sind (waren wir das vorher? Ich glaube nicht wirklich)... schleichen wir wie in einem schlechten Film vorbei an den halbgeschlossenen Türen, doch wir hören nur Leute reden, wenige. Ich weiss nicht, ob ich überhaupt »interviewed« worden bin... das liegt am Schlafmangel. Er schlägt zu, wenn ich nicht weiterweiss, eine Art Trauminduktion. Die Treppen zum Labor... sie sind nasskalt, hören sich zumindest so an. Die Glastür öffnet sich mit einem kaum hörbaren Zischen. Tch... »Wir haben da was gefunden. Ich würde mich freuen, wenn Sie das... hmm... kennen Sie das, Herr Matters?«

Sie zieht einen durchsichtigen Beutel aus einer Schublade, gut, keine der üblichen Schubladen, der Code, den sie eingeben muss, muss wichtig sein ... 8stellig. Die Frau ist gut... oder hat einen Zettel dabei. Ihre Augen sind geweitet, als sie das Messer präsentiert, ein Hauch von Wagnis wandert durch die Luft. Wow. Meine Augen bleiben an den metallenen Kurven dieses Babies hängen, kannte ich doch bisher nur die Klinge, die zwischend durch... mir wird schlecht, ich fühle, wie meine Beine schwach werden, mein Rücken sich nach hinten legt und meine Hände, ohne mein Wollen nach etwas greifen, um sich festzuhalten. Enttäuschend, finde ich, dass ich nichts finde. Mein Kopf knallt an die Wand, meine Hände noch immer in panischer Suche, ich rutsche zu Boden. »Gehts?« fragt Lassok, die Augen noch immer auf die Waffe gerichtet, die... vermutlich... die Gruppe ausgelöscht hat. Ich sehe kein Blut, irgendjemand hat das Teil wohl saubergemacht. Es glitzert durch die Dürsterheit. »Na, hab ich zuviel Versprochen? Ich musste Ihnen das zeigen.« Sie ist Verschwörerin und will uns in ihrem Team... wenn wir nicht mitmachen, dann... Sie weiss, was sie will. »Ich will, dass Ihr mich mitmachen lasst.«

»Bei was?« ist meine Frage. »Ach, Kleiner ...« Sie kichert, dabei schätze ich, ist sie maximal 3/4 meines biologischen Daseins hier auf dem selben Planeten wie ich. »Ich meine, bei eurer Schatzsuche. Richard... Rich... hat doch gesagt, dass ihr auf der Suche nach... den Leuten, die eure Freunde getötet haben.« Meine Augen beginnen, auf »Rich« zu zielen, der mit freundlich-blödem Grinsen einen halben Schritt nach hinten tritt. »Ich kann euch wirklich helfen.« Ihr Blick ist fan-irre. Glarentza schluckt, zumindest sehe ich das. »Ich könnte auch anfangen zu schreien und zu kreischen und zu weinen und... nun, meine Kollegen sind schon scheiße drauf. Euer »Freund« hat einen Kollegen angegriffen und... schwer verletzt. Sie kennen ihn vermutlich, Herr Matters... seine Partnerin hat Sie gestern verhört.«

»Sos.« ... mir fällt nur ihr Gesicht ein, das starr auf meines gerichtet war, so dass ich, unschuldig oder nicht, als Verbrecher zitterte. Wenn man in den Köpfen der Leute ein Bild repräsentiert, dann stimmt das zu 90% auch. Insbesondere, wenn die andere Person ein Bulle ist. Ich war mir, bin es noch immer, nicht sicher, ob ich es nicht selbst gewesen bin, der, wie in einem mehr oder weniger schlechten Horror-Roman ein Doppelleben führe, von dem das eine Ich nicht weiss, dass das andere Ich böse Dinge tut. Es gibt zuviele dieser Bücher derzeit, nur so am Rande erwähnt.

»Angegriffen ...«

»vom Dolch. Genau. Schauen Sie sich den doch mal genauer an.«

Der Griff erscheint im Licht der grellweissen Speziallampen wie einer dieser unheiligen Objekte, die man sich nicht traut, anzufassen. Ich fühle schon im Hintergrund, wie die Wände knarren, flüstern »Fass es an.« Nein. Ich will nicht. Und doch ... durch das Plastik kann mir doch nichts geschehen...

»Wir müssen es bald wieder in die Aservatenkammer bringen ...« meint sie, den Blick auf die langsam dahintickende Uhr gerichtet. »Können wir ein Foto machen« fragt Glarentza, den Blick auf die Waffe gerichtet, so, wie mir scheint, ein leichtes Zucken unterdrückend. »Sicher. Aber schnell.«

Handys werden gezückt und in der Hoffnung, dass mit der miesen Bildqualität irgendwas erkennbar sein wird, fleissige Fotoserien geschossen. »Wieso brauchen wir Bilder?« fragt Lassok. »Ich kenn da jemanden, der sich mit sowas auskennen könnte. Nur könnte. Woher glaubst du, habe ich mein original tibetanisches Phurba?« Er grinst. Ich habe einen Verdacht ... nicht, dass er sich das Messer unter den Nagel reißen will. »Wieso das alles?« frage ich. »Weil...« sie antworten nicht, keiner von ihnen. Irgendwie komme ich mir vor, wie das dritte Rad an einem Fahrrad, notwendig, wenn man jung ist, aber dann, irgendwann mehr Ballast als sinnvoll. »Ich geh nach Hause. Macht mal schön, was ihr auch immer machen wollt.« sagte er, also ich, mit gepresster Stimme. »Was soll das jetzt?« fragt Glarentza, doch Lassok winkt ab. »Lass ihn. Das ist nicht seine Baustelle, comprende?« und wie auch immer, Glarentza nickt. Langsam, aber sicher frage ich mich, was die beiden zusammenhält, Männernähe oder gegenseitiger Hass. Vermutlich eine Mischung aus Beidem. Aber jetzt haben sie ja eine neue Gefährtin und... nun, die kann mich sehr gut ersetzen, finde ich.

»nun ... dann mal tschüss.« sind meine letzten Worte, bevor ich so vorsichtig wie möglich die Treppen hinaufschleiche, da meine Anwesenheit in diesem Gebäude seit mehreren Minuten nicht mehr offiziell erklärbar ist.

»Er ist weg« meint Richard und nickt ins unbekannte Dämmerlicht eines frühen Novembermittags. Er reibt sich die Hände, sie fühlen sich kalt an, während die Augen der anderen noch immer auf die Waffe gerichtet sind, mit dem der Club der Vollidioten, äh, die Gruppe 99 förmlich hingerichtet worden ist. Ist halt ein Messer, bisschen älter vielleicht, ein bisschen weniger gerade geschmiedet, der Griff aber, mit seinen ... Augen? Sieht mehr und mehr danach aus, als ob man es tatsächlich für eine Geschichte nutzen kann. »Die Macht des magischen Dolches« oder »Der Fluch des Dolches.« Er stellt fest, dass er seit Monaten nichts mehr wirklich geschrieben hat, mehr vor dem Ding, das einer Schreibmaschine mehr gleicht als ein Computer (von Computern kann man nichts halten, sie sind nur Eckpfeiler einer dekadenten Gesellschaft, das seine Erlösung im Nirvana der Nullen und Einsen sucht), aber das hier könnte ein wenig besser sein als die letzten Tage, voller Selbstmitleid und Bauchschmerzen, verdammter Alkohol...

»Was?« fragt er, als er bemerkt, dass ihn sein Verleger und sein neuer »Fan«, was auch immer eine perfekte Abkürzung für Fanatiker! Ist, anstarrt, als hätte er etwas schlimmes getan, z.B. auf den Boden gekotzt oder er wäre über eine Gruppe Zebrastreifenfanatiker gefahren während einer Ampel-Rot-Phase. »Schon wieder am Abdriften« fragt Glarentza und Richard, nun, was soll er sagen. Er schüttelt den Kopf »Nur am nachdenken ...« ist seine Reaktion.

»Gut ... wie auch immer.« Glarentza gähnt. »Hey, hattest du damit Recht, dass du jemanden kennst, der sowas... äh... kennt?« Richard muss einen Müdigkeitsanfall unterdrücken. Der Restalkohol und die, wie nennt man das hier, Befragung, fühlt sich in seinen Knochen so wohl, dass er sie ersetzen will, egal mit was, Hauptsache... egal.

»Mein Freund, ich habe dich durchaus nicht belogen, als ich sowas gesagt habe. Ich werde ihn mal anrufen. Bin gleich wieder da und ... nicht vergessen, tut nichts, was ich nicht auch tun würde.« Glarentza grinst, dann schleicht er hinaus. Die Glastür schließt sich leicht zischend.

Der Druck eines fremden, leicht wahnsinnigen Augenpaares brennt auf seinem Körper. »Ich möchte Ihnen noch einmal direkt sage, was mir Ihr Buch bedeutet.« sagt die Frau, die mit ihm allein im Raum ist. Sie beginnt, an den Knöpfen Ihrer Bluse zu spielen. »Äh«, sein Gesicht zuckt. »Ich ... freue mich, dass es Ihnen, äh... gefallen hat.« Er fühlt, wie die Hitze aufsteigt, jene trockene Hitze, die er nur kühlen könnte, wenn er... »haben Sie was zu trinken hier. Ich meine, etwas für normale Menschen, nicht... Sie wissen schon, Sachen zum Einlegen von Toten... äh...« Sie stoppt, wirkt verärgert. »Nee, sowas ham wir hier nich.« Ihre Stimme hat einen schneidenden Unterton angenommen. »Schade... äh...« Er fühlt Schnappatmung aufsteigen. »Und... Sie sind also ein Fan meines Buches?« Seine Frage fühlt sich so falsch an wie irgend möglich, doch der Gesichtsausdruck der Wahnsinnigen, kaum einige Schritte entfernt, ändert sich schon wieder. »jaja... das ist... wow« Ihre Augen glänzen, erinnern ihn an seine Protagonistin, die, wie könnte es auch anders sein, nur eine Mischung verschiedener Frauen gewesen war, derer er in seinem allzulangweiligen Leben hatte habhaft werden können. Aber das sagt er keinem, Nein, Sir, das wäre zu billig, zu... »Danke.« sagt er. »Ich hatte besondere Menschen in meinem Kopf, die dieses Buch lesen und wahrhaft verstehen würden.« Hoffentlich hat sie den Sarkasmus nicht bemerkt! »Es gibt nur Wenige, die die Tragik der Protagonistin nachvollziehen können... dieses Mehr-Wollen, diesen Kampf gegen die Gleichgültigkeit... mein Gott, wir sind heute so viel weiter als früher, aber noch immer müssen Menschen, die ein »Mehr« im Leben wollen, kämpfen, vielleicht viel mehr noch, weil...« er stoppt. »weil wir alles haben, nur nicht das, was wir wollen.« flüstert sie. Er nickt. »Ich habe eine Bitte« flüstert sie, rutscht an ihn heran. Er fühlt ihren kalten Atem, ein pfefferminziges Etwas aus Sehnsucht und Habgier, ihr Körper fühlt sich hart an, schmerzhaft verzerrt, als wolle sie ihn hineinkriechen und ihre Eier in ihm ablegen und dann wieder davonfliegen wie eine dieser bekloppten Wespen. »Ja«, er kann kaum atmen. »Wenn die ganze Sache zu Ende ist, lassen Sie mich ein Stück Ihres Lebens teilen. Ich möchte...« sie stoppt, versucht, Worte zu erschaffen, die es ihr ermöglichen, ihre Gefühle auszudrücken, »ein Teil davon sein. Sie wissen ja gar nicht, was es mir bedeutet, dass Sie hier sind.« Der Wahnsinn lauert an allen Ecken und nur der gewitzte Autor kann sie finden und bearbeiten. Hier jedoch: Hölle.

»Wie?«

»Schreiben Sie mich in ein Buch, auf dass ich ewig lebe.« Ihr Grinsen ist größer geworden. »Machen Sie mich unsterblich!« Sie kichert. Richard versucht noch immer, zu lächeln, vergebens. Nicht, dass die Frage unerwartet kommt, nein, es ist nur so, dass er sie schon gehört hatte und, nun, Gisela sollte auch sowas sein, ein Wunsch einer Frau, unsterblich zu werden. »Glauben Sie wirklich, dass man mich noch liest, wenn wir alle dahingeschieden sind?« fragt er. Sie nickt, schnell, hastig, bemerkenswert betroffen von seiner Aussage. »Ja. Bitte.« Das Bitte sagt sie nicht, es bildet sich nur in seinem Kopf, ein Mangel an Verpflichtung ihr gegenüber baut sich dergestalt auf, dass sie ihn entgültig nervt. Sie versteht gar nichts. Auf gewisse Art und Weise ist er auch selbst schuld und wieder nähert einer der Augenblicke, in denen er mit sich selbst hadern muss, weil er kein normales Leben führt, zumindest nicht in den Augen der Welt. Er atmet schwer, dann, als wäre es nicht genug, hört er Glarentza durch die Tür tapsen. »Habe ihn. Falls jemand mitkommen will ...« er ignoriert die Frau, welche, komplett unabhängig davon, bereits davoneilt, vermutlich, um ihre Jacke zu holen. »Hol mich hier raus, Steffen«, flüstert Richard, doch, zu spät, sie ist wieder da. »So, bin fertig.« Ihr Grinsen schreit Wahnsinn.

Berlins Straßen in den mittäglichen Samstagsstunden, ein Haufen Wahnsinniger, die mit maximaler Effektivität oder eher, mit enormer Gewaltbereitschaft ausgestattet, drängt sich mir entgegen, teilt sich jedoch, als ich wie ein Eisberg hindurchwandere den Blick zu Boden gerichtet, mehr in Gedanken als in dieser anderen, der üblichen Welt. Der Vorteil ist, dass man selbst nur ein Objekt ist, das andere nicht beobachten, nur nebenbei mitbekommen, vielleicht, wenn es ein Maximum an Aufmerksamkeit erreicht, vielleicht einen kurzen Eindruck bekommen, diesen jedoch fast sofort wieder verdrängen, wie

eine schlechte Erinnerung vor Jahren.

Ich suche die nächste U Bahnstation oder irgendwas anderes, das mich schnellstmöglich nach Hause bringt. Meine Sinne sind überaus geschärft, was daran liegen muss, dass mein letzter Schlaf fast ein gefühltes Jahrzehnt in der Vergangenheit liegt, was wiederum bedeutet, wenn meine verbleibenden Synapsen noch funken, dass ich dem, was ich denke als auch mitbekomme, einem gewissen Zweifel unterwerfen muss, sprich: Glaube nicht, was du denkst oder siehst.

Denn, wie könnte es anders sein, beginnen sich Gestalten aus der Menge zu lösen, werden zu Einzelpersonen, die Hände ausstrecken, zischen, ihre Köpfe in bizarre Winkel zu verstellen, vibrieren und ich, stehengeblieben wie eine dieser Ziegen, die in Panik alle Viere von sich strecken und einfach umfallen, ich muss ich hier gegen die aufkommenden Schreie in meinem Inneren auflehnen und dann dennoch, im Gehen eingeschlafen, aufgeschreckt, denn ich sitze schon in der Bahn und belausche das Kichern irgendwelcher Kiddies, die mitbekommen haben, dass ich schnarche.

Mein Handy zeigt 14:30 Uhr. Irgendwie zumindest, denn der Akkustand meint, dass ich dringend nach Hause muss. Ich bins noch nicht, deutet die Anzeige an der Tafel an, irgendwas mit Bahnhof Zoo. Ich gähne und lasse mich selbst aufstehen.

Die kalte Luft ist eine Wand, die mir mehrfach ins Gesicht tritt. Die Treppen in meine Wohnung, so ich es ins Haus meiner aktuellen Lage geschafft habe, sind steil und ich ziehe mich nach oben, bis ich vor der weinrot gemalerten Tür stehe, die (ich rüttle vorsichtshalber) geschlossen ist. Ich habe den Schlüssel dabei, was für ein Glück und lasse das Holz hinter mir zufallen. Das weiße Kärtchen lauert in der Ferne, es glänzt im Licht einer gegenüberliegenden Fensterbeleuchtung. Wäre es Dezember, könnte man mehr sehen als nur die Kanten und die Farbe, freudigerweise brauche ich zu Weihnachten keine Lampen anzuschalten, wenn mich das Flackern der Festlaternen gegenüber nicht aufregt.

Ich tue das, was man normalerweise macht, wenn man nach 14 Tagen Urlaub nach Hause kommt ... ich prüfe alles.. »war hier jemand?« und »Ist auch nicht irgendwo was kaput.«; denn der Geruch, der sich mir entgegengeworfen hat, ist mörderisch und ich sehe nicht ein, dass ich ihn selbst verursache. Aber da ist nichts. Nur die Karte, bleich und nah. Ich fühle mein Starren ihr gegenüber, bis ich mich nicht mehr an ihm sattsehen kann und werfe sie weg. Einfach so.

Ich will mit der Sache abschließen, besser so als mit der augenscheinlichen Katastrophe, die Lassok und Glarentza immer wieder angedeutet haben, selten nur, klar, aber unaufhörlich, durch Seufzen und Jammern und dumm-in-die-Gegend-starren. Das Bett wartet. Irgendwie schaffe ich es, dorthin zu gelangen, während Bilder und Gedanken auf mich einströmen. In der Hoffnung, dass dieser Wasserfall endet, wenn mein Bewusstsein für den heutigen Tag zusammenbricht, schließe ich die Augen. Stille, nichts als Stille, nur das sanfte Rauschen der Großstadt um mich herum, ein Wispern von Vielmillionen Stimmen, das meine Seele betäubt.

Bis ich ... Minuten oder Stunden oder Tage später im Bett sitze, zittere, meine Lunge schmerzt, wie lange nicht mehr, wie nach einem Marsch und meine Augen brennen, mein Herz rast, weil mein Kopf mich gerade umbringen wollte mit seinen Geschichten und Bildern, mit seinen...

Es war dunkel, das weiss ich noch. Aus der Dunkelheit, in Überlappungen trennten sich Linien und Punkte vom Hintergrund, schoben sich in eine Art Zwielicht, formten eine Tür, die ich, ohne es zu wollen, berührte, das kalte Holz fühlte, sie öffnete. Vor mir eine Treppe, die vor einer weiteren Tür endete, die ich, warum auch nicht, erneut öffnete. Ein Saal, groß genug, um eine Armee zu beherbergen, doch diesmal nicht, denn es war ein Ball angerichtet. Menschen tanzten, drehten sich im Kreis, umeinander, tanzten mit geschlossenen Augen, die Musik in sich aufnehmend, tanzten, als gäbe

es kein Morgen. Licht strahlte zwischen den schwarzglänzenden Gestalten hindurch und ich, neugierig wie immer, schob mich zwischen den Gästen der Feier hindurch, ignorierte die leisen Flüche der anderen, denn, so oft ich es auch versuchte, sie berührten mich doch, konnten mich nun nicht mehr völlig ausschließen aus ihrem Reigen. Das Licht kam aus einer Quelle in der Mitte des Saals, nicht von oben, wie üblich, sondern von einem Podest, ähnlich einem Stahlträger, mit einem purpurnen Kissen belegt, in dessen Mitte ... der Dolch steckte, sich drehte, seine Augen durch die Massen blicken liess, als wartete er. Ich trat näher heran.

Es packte mich. Nein, ich packte es. Nein, wieder anders, genauer gesagt, es war sowohl ein Ziehen als auch ein Folgen. Meine Hand war nicht mehr mein Eigentum und während mein Verstand aufheulte, als mir die Kraft der Waffe bewusst wurde, die Bilder, die sie mir zeigte, die ich nicht sehen wollte, die Schreie, mein Gott, die Schreie, die sich aus dem Nichts in mein Gehirn bohrten, es förmlich aus meinem Kopf schälten, ich kann es nicht vergessen, kann nicht einfach so tun, als ob es keinen Sinn oder Verstand habe, daran zu glauben, dass es nicht mehr war als nur ein Traum, nein ...

Eine Welle aus geschmolzenem Metall schiebt sich über die Erde, hinterlässt nichts als Tod. Menschen laufen davon, unfähig zu begreifen, dass dies das Ende ist, dass sie keinen Zufluchtsort haben, den sie aufsuchen können, dass es kein Morgen gibt, an dem sie Essen, Trinken, Feiern, ihren kleinen Leben folgen können, nein, dies ist das Ende. Und das Ende ist die Hölle. Erstarrt unter Bergen schwarzglänzenden Metalls warten die Seelen der Unglücklichen darauf, befreit zu werden, auf ewig eingeschlossen, denn da kommt kein Retter, nein, nur eine Ewigkeit allein mit den eigenen Gedanken in einem Nichtmehrvorhandenen Körper, kein Atem mehr, der ein Zeichen von Leben sein könnte, ewig entfernt von Freunden, Familie, ewig entfernt von Hoffnung, ewig entfernt vom Vergehen.

Diese Wand, dieses Eisen, ist nicht von dieser Welt. Nur deshalb, ja, nur deshalb konnte es in den 24h des Untergangs die Menschheit in den Untergang reißen, ich weiss nicht, ob es ein Meteorit war oder doch, wie schon so oft zuvor, tief im Innern der Welt lagerte, wartete auf eine bestimmte Konstellation der Planeten, der Gravitationskräfte um uns herum, nein. Es ist zu spät, es ist gleich ... doch der Dolch zeigt noch mehr, zeigt einen Riss, den Schimmer einer Alternative, denn da ist er, Trommelwirbel, der eine Held in seiner Rüstung aus glänzendem Was-auch-immer, die Augen in den Himmel gerichtet, den Blick versenkt auf den Dolch, den er in der erhobenen Hand trägt, der einen Lichtstrahl in den Himmel schickt, einen schneidenden kalten Laserstrahl, dann mit der anderen Hand, als ob es nichts wäre, die kochende Vernichtung unter seinen heiligen Füßen berührt und die Klinge darin versenkt, als könne man den Tod aufhalten. Doch siehe, dort, wo der Dolch auftrifft, weicht die Zerstörung zurück, flieht förmlich. Freude steigt auf, als die Klinge in meiner Hand ihre Erlöserqualitäten präsentiert, doch, als wäre alles umsonst, umspült mich der Tod mit seinen flüssigen Klauen und reisst mich hinunter in die kochende Finsternis

aus der ich erwacht bin.

Wenn ich abergläubig wäre, dann wäre das ein Ruf der Mächte, dass ich mir die Klinge kralle und irgendwelche Planeten rette, bevorzugt meinen eigenen. Hmm, dennoch bin ich extrem wach, jede Nervenzelle vibriert in meinem Körper und singt das Lied von Wahnsinn. Super. Bin ich nun doch direkt durchgeknallt. Ich vermute, dass ich nicht der Einzige bin, der derzeit von Weltuntergangsfantasien gestört wird. Ich drücke mir die Hand auf die Augen, so dass ich gar nichts mehr sehen kann, doch die Bilder tauchen immer wieder auf, so erhebe ich mich von meinem Bett oder wo auch immer ich gelandet bin und treffe mich vor dem Fenster selbst wieder. Die Menschen da draußen. Es ist Samstag, natürlich sind da Menschen und nicht gerade wenige. Sie ignorieren die Gefahr, lassen ihr Leben nicht davon bestimmen, dass es morgen bereits vorbei sein könnte. Oder später, je nachdem. Scheiß drauf. Ich bin der Messias. Sagt mir der Traum. Aber ich brauche den Dolch ... wenn ich denn dran glauben würde. Den Typen, der so locker 9 Leute zusammenschneuzelt, der ist

auch so ein Wahnsinniger und ich fürchte mich, auch so zu werden. Wieso der Gedankensprung? Weil ich noch am Leben bin, weil er mich kennt, weil er....

Es klingelt. Passend zum Gedankengang ein Schockeffekt. Zufallsgeneriert oder Schicksal: ich gehe an die Tür und schaue durch das Fischauge. Nichts. Gut, das liegt daran, dass ich es bereits vor Jahren zugeklebt habe, zuviele schlechte Bilder in meinem Kopf über starrende Augen in der Finsternis ...

»Herr Matters? Ich bin Regina. Im Quadrat. Also ... ich meine.« Sie ist jung, kaum Mitte 20, bleich, blond, schmal. Wenn ich sie kenne, nur aus Gerüchten oder Erwachsenenfilmen, aber eigentlich merke ich mir die zweiten durchaus öfter als Gerüchte. Nur der Name. »Wie?« ist meine Antwort und gleichzeitige Frage. »Ich bin hier, weil Sie... nun...« Sie seufzt. »Hören Sie, ich bin sehr ungerne hier, daher bitte ich Sie, direkt mitzukommen.« »Polizei?« Sie schüttelt den Kopf, Ihre Haare erinnern an einen goldenen Schirm. »Die waren gestern schon bei uns... nein. Nicht... Ich meine«, sie seufzt wieder. Langsam nervig, finde ich. »Der Professor möchte Sie sprechen. Es ist von größerer Tragweite, als Sie sich vorstellen können.« Professor... nix im Kopf. »Die Morde?« Sie nickt. »Und der Dolch. Und der ganze Rest.« Sie reagiert nicht auf meine Frage, wie sie auf den Dolch kommt, was aber daran liegt, dass ich sie nur im Kopf gestellt habe. Sie zerrt an ihren Fingernägeln. »Okay. Langsam finde ich, dass es Antworten geben sollte.« Sie lächelt müde. »Antworten? Sie meinen: noch mehr Fragen.«

Das ist also der wichtige Laden. Sieht kleinkariert aus, ein typisches Antiquariat, im Gegensatz zu einem Antiquitätengeschäft ... hier ist die Klientel klein und fast noch ärmer als die Person, die ihre irgendwas-Bleistifthalter aus falschem Silber, dafür mit einem weggerubbelten »Made in China« bei einer Haushaltsauflösung losgeworden ist.

Genauso sieht der Ladenbesitzer aus. Richard teilt sich selbst mit, dass er ein wenig mehr erwartet hat und Glarentza würde ihm zustimmen, wenn er nicht wüsste, dass genau dieses Art Absicht war. Es ist mehr eine Laune der Natur, dass der Mann klein, schmal und mit einer übermässig großen Nase ausgestattet ist, er kann das Geld förmlich riechen und die guten Sachen, auch dass weiss Glarentza garantiert, Richard nicht, behält der Mann für sich.

»Ja?« fragt der kleine Mann. »Hallo Karl.« meint Glarentza, »Ich bin hier wegen des Dolches.« »Und wer ist deine Freundin?« fragt der alte Mann. »Ich bin ...« doch dies wurde schon unterbrochen. »War ne rethorische Frage. Was interessieren mich Glarentzas Weiber?!« Er schlurft nach hinten. Der Perlenvorhang klickt leise, dann ist da nur noch das Geräusch der Straße irgendwo im Hintergrund und Martinas beleidigtes Hecheln.

Es ist eine Art Hölle für Dinge und Richard findet sich selbst mit dem Teufel in einem Raum, er weiss es, fühlt es. Es ist weniger ein echtes Sein als eine Andeutung in den Schatten. Er braucht ... Schnaps. Alk. Das Zeug. Er versucht, sein Zittern zu unterdrücken. Im Halbdunkel des Geschäfts sieht man es eh nicht so gut. Shit. Irgendwo in der Nähe hat er einen Supermarkt gesehen. Vorsichtig an den anderen vorbeischieben, die Tür einen Spalt öffnen und

»Richard, bist du noch da?« Glarentza wieder, dessen Blick in seine Seele zu gehen scheint, tiefer als die Leute da draußen. Man kennt sich ja schon lang genug ... zu lang. »Ja. S geht« zischt Richard.

»Gut. Ich möchte nicht, dass du rausrennst und dich in der Gosse mit ner Flasche Wodka wiederfindest.« Shit. Richard leckt sich die Lippen. »Wodka? Ne.«

Der Perlenvorhang öffnet sich zum perfekten Zeitpunkt. »Ich weiss nich, ob es das Teil ist oder nur

eine Nachbildung. Dafür müsstet ihr in einem Museum nachfragen, nicht bei mir.« Sein Grinsen enthüllt einen fehlenden Schneidezahn und den fauligen Atem eines zu lang allein lebenden Mannes. Martina lässt ein kaum hörbares Hüsteln folgen. »Es muss der Dolch sein, keine Nachbildung!«

Drei Augenpaare richten sich auf ihr Gesicht, auf ihr Lächeln, auf die rollenden Augen. Angst schiebt sich in den Raum ... oder es könnte auch nur eine andere Person sein, denn es öffnet sich die Lادتür. Ein älterer Mann, aufgeregt, als wäre es sein erster Besuch in einem Freudenhaus, mit hochrotem Kopf und Schnaufen in den Lungen, schiebt sich nach vorn.

»Kann ich hier altes Silberbesteck kaufen?«

Die Minuten vergehen. Gespannt lauschen die Besucher dem Neuankömmling und seinem potentiellen Verkäufer von Silberbesteck für die Oma, die sich gerne an ihre Kindheit in einem stinkreichen Haushalt erinnern möchte ... zwei Bündel zusammengeschnürtes Ex-Silberzeug später, die der Mann dumpf-flüchelnd in seine Plastiktüte stopft, ist das Gespräch auch schon vorbei. Die Verbliebenen schütteln sich. »Nun zum Eingemachten...« Die Zahnlücke schweigt bedrohlich.

»Sie sind endlich hergekommen. Schön.« Der alte Mann erhebt sich mit einer gewissen Mühe und humbelt auf mich zu. Ich persönlich finde solches Verhalten ... dumpf-kleinbürgerlich, aber gut, wenn ich schonmal hergekommen bin, dann kann ich auch... »Wieso bin ich hier?« platzt es aus mir heraus. Die Wohnungstür ist noch nichteinmal ganz geöffnet, da erhalte ich schon einen liebgemeinten Stoß in den Rücken, schon knallt die Tür hinter mir zu und ich stehe in einem Alptraum.

»Kommen Sie doch näher, junger Mann.« der alte Mann hält seine Hände weit auseinandergestreckt und ich rutsche vorsichtig an ihn heran, nicht, dass er mich mit seinen Klauen packt und erwürgt. Er ist nicht gerade ein Muskelberg, aber der Vorsichtige erlebt den nächsten Tag eher als ... nun... der Unvorsichtige halt.

»Sie ... wollten mich sprechen?«

Er nickt. »Ja. Sie sind der Auserwählte ...«

Okay, Zeit, dass ich mich umdrehe und langsam dem Ausgang entgegenstrebe, doch da steht sie, die junge, dürre, blonde Frau, von deren »sanftem Stoß« ich mich noch nicht wirklich erholt zu haben scheine, denn so weich war der gar nicht. Ich bin zwar groß und schwer, aber ... nun, ein gelungener Treffer lässt auch mich, ja, sogar mich, zusammenfallen und nach Mama rufen.

»Sie verwechseln mich mit jemandem anderen.« Meine Füße gleiten fast mühelos über den laminierten Boden des Flurs, die Augen schwenken hin und her, suchen einen Ausgang, eine Erlösung, ein Fenster, dann erinnere ich mich, dass wir nicht gerade im Erdgeschoss sind, okay, Fenster fällt aus, aber ... Eine Hand packt mich. »Kommen Sie!« Sie wieder. Augen toter Puppen begleiten meinen Eintritt in... ja... wo eigentlich?

Die Wände hängen voller toter Dinge, Erinnerungen aus Zeiten, an die ich mich kaum erinnern kann, ich bin in einer Art Katakomben, in einem selbstgewählten Grab. Jetzt fehlt nur noch, dass ein Jungpionier aus einem Schrank tritt und anfängt, »Unsre Heimat« zu singen. Die DDR hat überlebt, hier, in dieser Wohnung. Der Alte erscheint stolz, als er meine Blicke bemerkt, lächelt, winkt mich näher wie einer dieser Zauberer in den Märchen, die etwas zu verkünden haben. »Kommen Sie, setzen Sie sich ... bitte.« Sein Dialekt ist klassische altberlinerisch-störrisch. Exmilitär. Sagt mir sein Blick, wengleich ich ihn nicht kenne. »Ich bin Professor Brawn. Kommen Sie. Keine Angst, Ludmilla ist

nicht so gemein, wie sie erscheinen möchte.« Eine Lachfalte bildet sich neben seinem rechten Auge, dann ist sie verschwunden. Ludmilla oder wie sich diese Regina auch immer nennen mag, hält sich an der Wand fest. Ob sie nun umkippt, wenn sie loslässt oder was auch immer, weiss ich nicht. Das Unwohlsein bleibt.

»Möchten Sie einen Kaffee?« fragt er mich. Ich schüttele den Kopf. »Nee. Antworten. Bitte ...« das letzte Wort vibriert leicht und verlischt wie eine Kerze. »Natürlich.« Er rückt näher heran. Altmännergeruch, eine Mischung aus Verfall und Franzbrandwein. Dabei sieht er gar nicht so alt aus.

»Die Zeit drängt, Herr Matters. Eigentlich habe ich Sie bereits vorher erwartet, aber meine Gefährtin fand Sie nicht in Ihrer Wohnung. Stattdessen zogen Sie wohl mit den Herren ...« er hustet, bis sein Kopf die Farbe einer blubbernden Blase aus Ketchup und Erdbeersirup annimmt, nun, zumindest, was ich im Halbdunkel der allgemeinen Wohnsituation sehen kann. Die Puppengesichter, die Erinnerungen an die alte Zeit, die in manchen noch immer schlummert, diese Dinge drücken auf meinen Geist. »Lassok und Glarentza« erwähne ich nebenbei, damit er nicht umkippt und stirbt. »Brawn. Ich kenne Ihren Namen irgendwo her...« versuche ich ihn abzulenken, nett zu sein. »Flüchten Sie sich mal nicht in Smalltalk, auch wenn ich mich freue, dass Sie mich überhaupt kennen. Die letzten Tage müssen Sie ungemein erschöpft haben. Setzen Sie sich doch einfach mal hin, comprende?« Die letzten Worte sind schmerzhaft befehlsgelehrt und mein Körper folgt diesem. »Gut.« Er nickt. »Kaffee, Sie brauchen Kaffee und Ruhe. Wir haben nur für beide Dinge keine Zeit.« Ich reagiere nicht. Die Kaffeemaschine erwacht blubbernd zum Leben. Auch ein DDR-Fetischist darf anscheinend einen imperialistischen Vollautomaten haben. Reichlich inkonsequent. Dafür heisst Ludmilla Regina im Quadrat. Ich grübele noch immer über den Namen.... »Kenne ich eines Ihrer Bücher?« Er blickt nach oben, betrachtet die Deckenlampe wie ein Sternzeichen, das von einem vergangenen Schicksal kündet. Fehlt nur noch, dass die die Luft im Rahmen einer filmreifen Rückblende beginnt, zu verschwimmen. Dies läge aber hier eher an der stickigen Luft. Die letzten Reste von Sauerstoff, die wir mit der offenen Tür in die Wohnung gezerzt haben, sind schon vor Minuten assimiliert worden. Damit fällt auch aus, dass ich aus dem Fenster springen »möchte.« Man muss davon ausgehen, dass man es gar nicht mehr öffnen kann...

Der Kaffee ist heiss und stark und ich verbrenne mir die Zunge. »Mein Buch lautete ... Sie kennen es garantiert... nicht... 'Die Biologie der Macht'«

Ich nicke. »Daher kenne ich es. Ich wollte es kaufen, aber irgendwann ist mir das verlorengegangen ... Sie kennen das, unsere Generation hat mehr vergessen als andere jemals gelernt haben.« Sein Blick bleibt starr. Regina Quadrat kichert, verstummt.

»Sie haben mich hergebeten, herschleppen lassen, was auch immer, weil Sie mir was über den Dolch erzählen wollten?« versuche ich ein Gespräch zu beginnen. Er nickt, schüttelt de Kopf, nicht wieder, seufzt. »Nein, ich habe Sie hergebeten, weil ich Ihnen etwas über sich selbst erzählen wollte. Sie sind nunmal der Überlebende des Gemetzels. Die anderen, nun, ich meine, Ihre beiden Freude, sind eher zufällig entkommen ... wie man so hört. Sie aber... wurden explizit eingeladen.« Ich ziehe die Karte aus meiner Hosentasche, kann mich nicht wirklich erinnern, dass ich sie eingepackt habe, vermutlich doch, denn, nun, sie ist ja hier.

»Das ist eine normale Karte.« Ich werfe sie dem Mann hin. »Nun ... eigentlich... nicht. Wir haben andere Karten. Ich meine, als ich dabei war... hatten wir sowas nicht. Aber dieser neumodische Kram... immer mehr Leute mit ihren Computergeschreibselsachen... die Karte also, die ist für dich. Nur für dich. Du warst anscheinend der Neue... die Karte ist ohne diesen bescheuerten Gruppen-Aufdruck. Sowas...« Er deutet auf eine Schublade, aus dem seine Freundin eine Tüte zieht, sie ausschüttet. Splitter einer goldenen Karte schweben förmlich auf den Tisch. »Ich habe Sie aufgehoben, weil sie eine Erinnerung ist... habe sie zerstört...damit ich nicht mehr in Versuchung komme... Versuchung, jaja...« er schweift ab. Allein daran erkennt man sein Alter. Dieses »Ineinanderverfließen von Wollen und

Erinnern...« so typisch.

»Wer hat mir diese Karte geschickt? Der Club. Aha. Gut. Ich dachte schon, ich wäre vom Angreifer, vom Mörder, wer-auch-immer ...«

Er schüttelt den Kopf. »Vielleicht. Man muss von der Prämisse ausgehen, dass nicht alles Zufall ist. Nichts, was Ihnen derzeit passiert, ist Zufall. Sie reagieren so, wie Mutter Natur es vorgesehen hat und wie Papa Schicksal, Karma, an was auch immer Sie glauben, es einrichtet.« Er gähnt. Mir fällt es schwer zu glauben, dass er täglich mehr als eine Stunde lang wach ist ...

»Sagen wir es so ... ich vermute...« er hustelt, »ich vermute, dass man den Club ausgelöscht hat, weil er eine Gefahr war. Ja, seit wann ist eine Gruppe von Schriftstellern gefährlich, fragen sie... ich weiss es nicht. Die falsche Person hat das falsche Wort gesagt...«

»Junger Mann« sage ich und das sage ich immer, wenn irgendein alter Mensch meinen Weg kreuzt und meine Zeit verschwendet ... »Drumrumgerede ist so eine schlimme Angelegenheit, die ich nicht schätzen kann, auch wenn ich es ständig versuche.«

Sein Gesicht bleibt starr, doch seine Augen funkeln. »Gut.«

Norwin

Die Sonne erstarrt einen kurzen Augenblick, während sie die Hügel berührt, einige letzte Augenblicke, bevor der Tag zur Neige geht. »Norwin, komm rein, das Essen ...« doch der Junge hört nicht die Stimme seiner Mutter, sondern blickt in die Ferne, die Augen halb geschlossen, als wäre dort, wo Licht und Schatten sich treffen, eine Zukunft, ein Reich voller Sagen und Geschichten, voller Gold, so ohne Hunger und Arbeit, so... »Norwin!« Eine Hand packt sein Ohr, zerrt ihn nach hinten. Der Schmerz reisst ihn aus seinen Träumen. »Ja, Vater. Verzeiht!« die Hand lässt ihn los, die Gestalt stampft in die kaum erleuchtete Hütte, so schwach ist das Licht im Gegensatz zur Sonne, die nun ihren letzten Atem aushaucht. Schatten legen sich über die Welt, die Bäume bekommen ein finsternes Gesicht und atmen Tod. Es wird kalt. Die letzten Feste des Jahres sind vergangen, die Ernte eingefahren, jetzt kommt nur noch der Winter. In der Ferne ruft ein Käuzchen und wer es hört, der wird sterben. Norwin zuckt zusammen, wirbelt herum und rennt in die Hütte, schlägt die Tür hinter sich zu und lehnt sich gegen das kalte Holz. Sein Vater betrachtet ihn mit zusammengekniffenen Augen. »Wasch dich, dann komm essen. Morgen wird ein wichtiger Tag. Wir fahren in die Stadt.«

Stunden später, als der Mond am Himmel steht, liegt Norwin mit offenen Augen auf seiner mit Stroh bedeckten Liege. Seine Decke hat sich einer seiner Brüder genommen, wie immer, denn Norwin ist schwach und wird, wenn er sich nicht anpasst, als Knecht enden, als Tagelöhner, oder, wenn er seinem Leben die Wichtigkeit abspricht, die er jetzt, im Augenblick, erneut nicht erlebt, als Söldner irgendeines Herrschers in einem fremden Land. Er seufzt. Hier hält ihn nichts. Mag sein, dass er der Älteste ist, aber sein Vater hatte schon kein Glück mit dem Land, es ist trocken, klein, es wächst nichts zwischen den Baumstämmen und Vater hat sich in den letzten Jahren auch keine Freunde gemacht, so dass man ihm helfen würde, das Land nutzbar zu machen. Aber das sind böse Gedanken und Norwin sendet einen Hilferuf und eine flehende Entschuldigung nach oben, in den Himmel, der durch die Lücke in lederbehangenen Fenster scheint, finster und dennoch voller Sterne, während der eisige Mond seine

Bahnen zieht.

Ein Blitz, ein Strich in der finsternen Landschaft der ewigen Finsternis, die da draußen lauert. Ein weißer Streifen, vielleicht einer von Gottes heiligen Engeln, stürzt, nein, fliegt auf die Erde zu. Das bittere Gefühl in Norwins Magen wird stärker, verdrängt den allgegenwärtigen Hunger. Es donnert. Keiner, außer Norwin, wird dies gesehen haben, dieses Ding, das seinen Weg zur Erde gefunden hat. Er rappelt sich hoch. Seine Brüder sind jetzt unwichtig, grunzen schwach, drehen sich um. Es sind noch Stunden bis zur Morgendämmerung und jeder Augenblick Schlaf zählt.

Er landet mit dem Gesicht im Dreck. Fast lacht er, doch seine Nase schmerzt und seine Hände, wengleich sie nie wirklich sauber werden, sind aufgerissen von den Steinen, die um der Hütte herumliegen, wartend, genau auf einen solchen Augenblick. Nein, das ist anders. Niemand kümmert sich um die Hütte, keiner starrt gebannt auf das kleine Feld, hofft und betet. Wo ist das Ding aus dem Himmel gelandet? Hat es ein Loch in die Erde gerissen? Norwin zittert. Die Hölle!

Die Worte des Priesters schallen in seinen Erinnerungen wie die Prügel, schmerzen in seiner Seele, wie die Schläge des Vaters, der wie so oft, ungeduldig und zornig auf ihn hinabblickt. »Aus dir wird nie etwas!« doch dies vergeht. Norwin folgt dem Flackern zwischen den Bäumen um die Hütte herum. Wieso wohnen sie so weit von der Stadt entfernt? Vater würde ihn wieder schlagen, wenn er diese Frage stellte, doch in seinem Herzen weiss er es: Seine Mutter, sie ist verrufen unter den Menschen, sie ist anders als die Bauernweiber, die den Kopf zu Boden drücken, als würde der Himmel auf ihnen lasten, als wären ihre heimlichen Gedanken versteckt, je tiefer sie sinken. Sie wispern, ohne dass andere es hören, doch Norwin, nun, dieser Junge ... »Der hat den Fluch seiner Mutter!« Hexe, so nennen sie seine Mutter heimlich, unhörbar, doch für ihn sind es knirschende Schläge. War. Es ist vorbei. Sie ist tot. Noch immer findet sie einen Weg in sein Herz, obschon die ganzen Jahre lang kaum einer von ihr gesprochen hat. Die neue Mutter... sie ist anders. Sie ist eine von ihnen, hasst ihn.

Die Bäume schwingen im Wind der Nacht, Norwin zittert, die Herbstkälte ist früh gekommen, es wird ein böser Winter werden. Deshalb fährt Vater in die Stadt! Doch was will er verkaufen? Sie haben doch nichts mehr. Er fühlt förmlich den Zorn seines Vaters, der hingestreckt wie ein Toter auf dem Stroh liegt, wie so oft, in Träumen von Reichtum und Macht. Ein bitterer Schmerz schiebt sich aus seinem Magen nach oben. Knecht! Oh. Die Erkenntnis trifft seinen Magen wie so oft. Er kann kaum atmen. Sein Vater will ihn verkaufen! Nein, das kann nicht sein! Nicht Vater! Nicht ihn! Im Herzen jedoch weiss er, dass seine Bilder, wie so oft, die Wahrheit sind, ganz gleich, ob der Teufel oder der Herr ihm diese eingeben, ihn warnen wollen. Kann er fliehen? Er schüttelt den Kopf. Nein, das wäre eine Sünde. Du sollst Vater und Mutter ehren.

Seine Füße stoppen ohne seinen Willen, seine Zehen krallen sich an der Kante fest, ein Loch hat sich vor ihm aufgetan, ohne dass er es mitbekommen hat. Er starrt halbblind vor Angst in die Tiefe, aus der ein wunderliches Licht ströhmt. Es ist grell, die Farbe erinnert in an die Edelsteine, die er vor langer Zeit sehen durfte, als der oberste Lehnsherr durch die Stadt zog, mit Tross und ... aber das ist nicht wichtig. Das Licht, es ist wunderschön, es könnte... es könnte helfen. Ja, helfen! Wenn er nur näher herankommt an dieses Geschenk des Himmels. Das Licht, so warm es ist, wird noch heisser, je näher er heranrutscht. Vorsichtig, dass er nicht den Halt verliert, schiebt sich Norwin hinunter die die Tiefe. Er hört nichts mehr, sieht nur noch das Licht, alles um ihn herum verschwimmt vor Entzücken. Dann ist da nichts mehr.

»Norwin!« Wo ist der Bengel nur? Nicht, dass er nur die Haare vom Kopf frisst, nichts tut, sein Leben damit verbringt, zu träumen, jetzt ist er auch noch fort. Was ist nun mit der Fahrt in die Stadt.

»Norwin!«

»Er war nicht in seinem Bett, Vater« flüstert einer der Kleinen, Jannik oder ähnlich, was kümmert es ihn. Kinder sind da, zu helfen, nicht, um Namen zu haben. Seine Frau hat ihm das Kind gezeigt und einen Namen genannt, das reicht. Ist auch schon ein paar Jahre her. Sein Blick geht aus dem Fenster, fort von dem Feld, das nichts als Ärger und Hunger eingebracht hat, hinaus in die Wälder. Würden sie ihm gehören, diese Bäume, er hätte sie schon lang verkaufen können, das Holz ist pures Kupfer, wenn nicht sogar Silber, wenn man den richtigen Käufer findet. Vermutlich, ja, ganz sicher, der Junge ist wieder im Dickicht untergetaucht, wie so oft, wenn er etwas getan hat, das ihm nicht gefällt. Seine Mutter, Gott oder der Teufel mögen sie unter sich aufteilen, war ihm so gleich, dass jeder Blick in seine Augen die alten Zeiten zurückholt, Schmerzen und Lachen, ein Ziehen in seinen Lenden, Gedanken an Sünde, an Bitterkeit, an ... nein, aufhören!

Heute könnte der Junge endlich einmal helfen! Die Wut bäumt sich in seinem Herzen auf, verwandelt seine Gedanken in blutroten Regen. Er sieht nur noch, wie er sich selbst aus dem Haus begibt, stampft, die Hände zu Fäusten geballt, als wäre er nur Beobachter, »Zauberei!« in seinem Kopf, kichert wie seine tote Frau, zur Hölle mit ihr. Das Gestrüpp reißt an seinen Beinen, schneidet sich in seine Haut, tiefhängende Äste peitschen in sein Gesicht, blenden ihn zeitweise. Ein Leuchten schiebt sich in seinen Verstand. Da, der Junge. Ein Loch? Er fühlt Hitze aufsteigen. Hat Norwin ein Loch in die Hölle gebohrt? Seine Mutter zu befreien? Bilder, nur Bilder von Dämonen und Teufeln, mit riesigen Spiesen, die sich über die Erde schieben, die Seelen der Verdammten an glühenden Ketten hinter sich herziehend.

Der Junge liegt da, die Hand ausgestreckt, zwischen den Fingern ein.. glänzend leuchtendes Ding, eine Kugel. Ein Geschenk des Himmels! »Norwin!« Woher hat der Junge diesen Schatz? »Norwin!« Er packt das Kind, zieht es nach oben. Norwin hebt seine Augen, doch sie sind weiss. Weiss wie ein Ei, da ist kein ... schwarzes... wo ist der Kreis, der Punkt? »Norwin!« Der Junge, er ist blind! Aber die Kugel... die Kugel. Er greift nach ihr, zerrt sie aus Norwins Händen. Das Licht blitzt auf, verschwindet. Zurück bleibt die Kugel, glänzend, unwirklich, wie ein Regenbogen auf grauem Grund. Der Junge bricht zusammen, wortlos. »Norwin!« Sein Vater beugt sich hinunter, schüttelt ihn. Ein Schrei löst sich aus Norwins Mund, er öffnet die Augen. Was auch immer dieses Weiss war, das sie überzogen hatte, es ist fort. Seine Augen sind wieder so, wie Gott sie geschaffen hatte. »Norwin!« Er weiss nicht, was er tun soll, hält den Jungen im Arm und weint. Weint, weil er ihn fortbringen wollte, weint, weil er nun gerettet ist, denn die Kugel... ist ein Geschenk Gottes.

»Lass sie nicht entkommen« flüstert der Junge, doch sein Vater hört ihn kaum, zieht ihn hinauf zu sich, legt ihn auf seine Arme und trägt ihn hinaus in die Welt, heraus aus dem Wald, nur heraus. Ein kalter Wind zieht über seinen Rücken, als wäre er dem Bösen um Haaresbreite entkommen.

»Wir haben Geld!« ruft er und die Hütte erschallt in hellem Ton »und das haben wir Norwin zu verdanken!« Nie schien es, als dass diese Worte jemals zu hören seien. Norwin öffnet die Augen. Die Stille ist verflogen, die Gedanken kommen wieder, der Schmerz in seiner Hand, ein Feuer ohne Flammen, alles kommt wieder. »Wie das?« fragt die neue Mutter, unfähig, ihre Dummheit zurückzuhalten, Norwin hasst sie mit derselben Hingabe, mit der sie ihn verachtet. »Ich war in der Stadt, allein, denn es war nicht notwendig, dass Norwin, nun ...« er atmet schwer, muss sich erst einmal setzen. »Es waren Männer dort, die ich bisher nicht gesehen hatte. Der Markt war sonst.. nun, das ist gleich. Sie fragten, ob jemand den Feuerschein letzte Nacht gesehen habe. Ich habe mich gemeldet und gesagt, dass mein ... Sohn... etwas gefunden hat. Sie waren sehr interessiert. So sehr, dass...« er wirft einen Beutel auf den Tisch. »Gold.« Die Familie starrt auf den Beutel, als wäre das Himmelreich

darinnen, nur Norwin... als wäre eine Erinnerung ausgelöscht worden, die noch immer an die Türe seines Kopfes klopft, nur Norwin blickt weg. »Sie würden noch mehr geben, wenn... es mehr gäbe.« Er lächelt. »Wir können hier weg. In die Stadt. Ich kann... wir können... «

Der Junge ist fort. Hinausgestürmt, während der Vater durch seine Pläne wandert. Es war falsch, so falsch ... In einer anderen Zeit, an einem anderen Ort hätte er mit seinem Vater reden können, ihn bitten können, dieses... Ding... zurückzuholen, oder es überhaupt nicht verkaufen, weil sich dieser Vater Sorgen gemacht hätte, statt... wie so oft, nicht nachzudenken, sondern ihn zu fragen, was diese Kugel bedeutete, aber nein... er muss fort, muss die Männer suchen, die

direkt vor der Haustür stehen. Auf Pferden, schwarz wie die Nacht, riesige Wesen, die nicht von dieser Welt zu stammen scheinen. Ihre Gesichter haben schon alles gesehen, Narben zeugen von Kämpfen und man möchte nicht wissen, wie ihre Feinde aussehen. Ihre Augen zeigen einen Blick, der tausende von Schritten in der Zukunft liegt, sie sind Kämpfer, keine einfachen Männer. »Ah, Ihr seid gekommen.« Vater kniet am Boden, die Familie folgt ihm, nur Norwin nicht. Angst hält ihn davon ab. »Norwin. Runter.« Norwin hört es nicht. Er rennt.

Die Pferde sind hinter ihm. Ihr Schnauben ist von überall hörbar, ganz gleich, hinter welchem Baum Norwin sich zu verstecken sucht. Ihre Augen scheinen durchdringend, sie wissen, wo er ist, allein durch ihren Willen sind sie in der Lage, ihn zu sehen. Willen? Ja. Sie Reiter sind still, fast nur Puppen, die auf ihrem Meister sitzen. Die Bäume scheinen wie Glas zu werden, wenn ihre Blicke schweifen, Norwin ein Licht, sichtbar für alle. Sie zerren ihn zu sich hin. Er muss zum Loch. Die Erinnerung und noch etwas anderes treibt ihn voran. Der Tag bleibt ohne Kraft, bleibt ohne Sonne, ein ewiger Schatten, eine verdamnte Jagd. Dort vorn ist es! Als hätten seine Verfolger nicht aufgepasst, kann er sich von der magischen Kette befreien und springt.

»Wie er so daliegt, sieht es aus, als müsse er etwas beschützen, Bruder Ralph.« Die Gestalt dreht sich um. »Es beschützt auch etwas, nur ist es nicht mehr hier.« Er greift in seinen Mantel und zieht die Kugel an die Luft. »Wo diese ist, müssen noch mehr sein. Das Feuer letzte Nacht war über alle Maßen sichtbar. Wir brauchen alles!« Die Männer nicken. »Prüft, ob ihr etwas findet.« »Und der Junge?« Der Mann namens Ralph zuckt mit den Schultern. »Nehmt ihn mit. Er hatte Kontakt. Ganz gleich, was wir heute finden, es wird sinnlos sein, wenn wir das Kind hierlassen.«

Sie packen ihn, als bestehe er aus Luft. Er hört im Hintergrund, dass die Männer ausschwärmen, das Kratzen ihrer Stiefel auf dem Grund, hört, wie sie hinunterrutschen, dort, wo er die Kugel gefunden hatte. »Es ist fort, Bruder.« Er hört leises Fluchen und versucht, ein Kichern zu unterdrücken. »Zur Hölle damit. Der Junge. Er weiss mehr davon, als er zugeben kann. Wir sollten keine Zeit mehr verschwenden. Wenn die Grube leer ist, dann ist die Grube leer. Möge der Herr uns allen gnädig sein.«

Sie hören nicht, welche Worte Norwin flüstert, er selbst auch nicht, denn seine Gedanken sind bereits zu weit fort, folgen dem Licht in die Tiefe unter dem Wald, wo die Kugeln langsam hineintropften wie Regen, nur eines davon, nur eines hatte er retten können und der Ruf der anderen nach ihrem Gefährten in seiner Hand wich einem Flehen, verstummte, als die einstürzenden Wände sie begruben. All diese Bilder sind in seinem Kopf, all diese Bilder. Er möchte sich an die Stirn greifen, möchte die fremden Gedanken herausreißen aus seinem Kopf, doch ... er weint.

»Norwin, kommst du?« Er tappst durch die Finsternis. Der Boden, nur Stein, kein Leben, ist kalt, hart, nass. Es hat geregnet und das Wasser bahnt sich seinen Weg wie so oft direkt hinunter in den Keller, in dem die Zellen liegen. Nur ein Hauch von Tageslicht findet den Weg hier herunter, sonst sind es die

Fackeln, die zu oft ausgetauscht werden müssten, so dass es hier unten einfach nur dunkel bleibt. »Norwin?« Schon wieder ihre Stimme, laut und schneidend. »Ja, komme« Der beginnende Tag blendet ihn, als er nach draußen tritt. Die letzten Wolken verschwinden am Horizont und die Sonne hat ihren Platz als Herrin der Welt wieder eingenommen. »Na endlich!« Er betrachtet sein Gegenüber mit zusammengekniffenen Augen. Keine Erklärung, wieso man ihm eine Lehrerin vorsetzt hat, sie ist nicht viel älter als er, hat das Mundwerk eines bockigen Esels und den immer wieder aufflammenden Zorn einer im Leben zu kurz geratenen Göre. Hätte er gewusst, dass die anderen sie »Prinzessin« nennen, hätte er mit dem Kopf geschüttelt, aber er ist noch nicht lang genug hier, um mit anderen Kontakt aufgenommen zu haben, er ist nur allein in seiner eisigen Zelle, wartend, bis sie ihn ruft und dann, wenn sie es tut, fühlt er schon den Zorn und die Angst aufsteigen, die ihn an seinen Vater erinnert, der ihn augenscheinlich nicht vermisst ... warum auch, er würde doch nicht, für kein Geld der Welt, zurückkommen.

»Was tun wir?«

»Die Welt von den Tyrannen befreien«

»Und wer sind die Tyrannen?«

»Wesen aus dem Inneren der Erde. Wesen aus den Weiten der Himmel. Teufel in Menschengestalt ... und...« Norwins Stimme versagt. Sein Kopf ist leer. Das ist normal, er hasste schon immer auswändig zu lernende Fakten. Ohne Fäden, die alles verknüpfen, wie ein Webwerk, ist alles zu locker, zu chaotisch, zu umzusammenhängend.

»und?«

»und ...«

Der Hieb trifft ihm am Rücken. Er möchte schreien, aber er weiss, wo der eine herkommt, sind die anderen nicht weit. Sie, die Lehrerin, die Meisterin, ist schnell mit der Rute und fast noch schneller dabei, ihn in die Zelle zu schicken, auf dass er kontempliere, sich langweile, sich immer wieder frage, wieso er hier gelandet ist. Er kann sich nicht mehr erinnern, wo er ist, in welche Richtungen die Männer geritten waren, nachdem sie ihn aus dem Loch gezerzt hatten, nur noch an das Brennen einer Hütte, die einst sein Heim gewesen sein musste, verbrannt, weil das Böse dort untergekommen war, bevor sie ihm habhaft werden konnten. Wo seine Familie war, wusste er nicht, hoffte, betete, dass sie verschwinden konnten, flehte, dass man sie verschont hatte, zitterte und bangte, doch diese Phasen wurden kürzer und kürzer, je länger er hier, in diesen Mauern sein Leben verbringen musste.

»und?«

»und ...« er schluckt »falsche Propheten.«

»Gut. Gut. Gut.« Wenn sie zufrieden ist, sagt sie alles dreimal. Das ist so selten der Fall, dass es ihm immer wieder auffällt. Er schaut ihr nicht in die Augen, wenn er sie sieht. Nur aus der Ferne ist sie ungefährlich. Wie lachhaft, denkt er sich manchmal, sie ist doch kaum älter als er selbst, doch ihre Art erinnern an eine alte Frau in einem zu jungen Körper. Vermutlich auch eine Art Magie, hinter die er noch nicht gekommen ist.

»Gut. Immerhin etwas. Damit kann man arbeiten. Nun ...« Sie hält ihre Hände hinter dem Rücken und beugt sich hinunter zu ihm und er fühlt, wie ihm das Blut in den Kopf steigt. »... können wir weiterarbeiten.« Sie arbeitet in seinem Gehirn, arbeitet mit Bildern und Worten, die sich in seinem Verstand verankern. Sie spielt mit ihm, lässt ihn Dinge aufheben, die nicht existieren, lässt ihn Bilder

sehen, die er verstehen lernen muss, ohne dass sie wirklich da sind.

Er sitzt auf dem Boden, erschöpft, ringt nach Luft. Sie sitzt neben ihm. »Du brauchst diese Fähigkeiten, Norwin. Es ist kein Spass.« Er keucht. »Aber wozu?« Es dauert lang, bis sie die richtigen Worte findet. »Irgendwann wirst du es brauchen. Deine Imagination wird dir helfen, wird dich schützen, wird dich retten müssen. Nicht nur dich ... Du hast diese Kugel gefunden. Du hast das Licht gesehen. Es ist kein gutes Licht, Norwin. Vielleicht hat es dir eine andere Welt gezeigt, in der du glücklich bist, wo alles schön und gut ist oder...« sie wird rot »wo alle deine Wünsche und Sehnsüchte erfüllt werden. Du hättest...« sie bricht ab. Norwin fühlt, dass er sie küssen müsste, einfach so, weil sie ihm leidtut und... weil sie schön ist. So schön. »die ganze Welt in deinen Händen gehalten, sagte sie ganz sicher, wenn du nur tiefer gegraben hättest, wenn du nicht nur sie gerettet hättest. Sie, die im Licht einer falschen Sonne uns alle töten könnte... sie wird wiederkommen, wie ein Hund, den du seinem Herren wegnimmst...

Schmerz, größer als alles, was Norwin je erlebt hat ... Die Hölle, das Feuer, Flammen, die an seinen Eingeweiden lecken, sein Herz auseinanderreißen, sein Blut zum Kochen bringen. Er verlischt, kommt wieder. Wie ein Hammerschlag trifft er, reißt den Jungen von den Füßen. Er würgt. Der Krach ist ohrenbetäubend, Kreischen lodert aus der Tiefe heraus, lässt die Welt beben. Klirren. Hämmern. Ein Faden zieht sich aus dem Inneren der Festung auf unsichtbaren Kanälen direkt in seinen Verstand, ein Blitz, hasserfüllt aus den Weiten der Nacht zerrt an ihm, saugt ihn förmlich aus seiner Haut, er muss ihm folgen, diesem Flehen, diesem seltsamen Jammern.

Er sieht den Rauch, dann das Feuer, dann den schweissgetränkten Mann, fett, fast schon unförmig, dessen Bart immer wieder von den Flammen aus dem Gesicht gebrannt worden sein mussten, denn sie sind nur Fetzen und es stinkt nach Haaren, Schweiß und brackigem Wasser, das der Gehilfe, der nur einige Augenblicke von seiner Aufgabe, die Kohlen am Glühen zu halten, abgestellt wurde, den Bottich auszuleeren. Das Wasser schiebt sich über den Boden, formt den Matsch einen Bach, versickert in der Erde und Norwin kommt es so vor, als ob die Tropfen ihn anstarren wie winzige Augen, die sich für immer schließen. »Was«

»Ist das nicht ein Prachstück?« fragt der Schmied. Helmut ist sein Name, glaubt sich Norwin zu erinnern. »Die Klinge ... das Eisen war anders als jedes andere Eisen, das ich je bearbeitet habe. Es war...« er dreht sich um. »Du hast die Kugel gefunden? Gibt es davon mehr? Nein, will ich gar nicht wissen.« Er grinst müde. »Das Feuer war zu schwach, wir mussten,« seine Stimme wird heiser, »die Hölle wecken, wenn du verstehst, was ich meine.« Helmut stampft nach draußen, reckt die Klinge in den Himmel, betrachtet sie und deutet auf Norwin. »Im Ernst, Kleiner, es wäre besser gewesen, du hättest sie nie gefunden.«

»He, Schmied!« Bruder Ignatius hat das ganze Schauspiel beobachtet und winkt Helmut heran. Norwin bleibt im Schatten. Er hasst Bruder Ignatius noch mehr als seine Lehrerin, deren Namen er noch nicht einmal kennt, trotz der Wochen, die ihn die Mönche gefangenhalten, Mönche, die soviel anders sind als die, die er kannte. Da ist keine Gottesfurcht, nur Zorn in ihren Augen, als wären sie von der Macht, die sie besitzen, angeekelt. »Ihr seid also mit der Klinge fertig. Zeigt sie mir.«

Als wäre es noch immer glühender Stahl, als fürchte er, sich daran zu schneiden, so behutsam nimmt er die schimmernde Schmiedestück, betrachtet das Flimmern des Regenbogens auf der grauen Oberfläche und nickt. Norwin glaubt sogar, den alten Mann lächeln zu sehen. »Gut. Nun holt den Jungen. Wir haben einiges zu bereden.«

Margarete

Sie haben den Jungen wieder zurückgebracht. Sein Gesicht ist rot und nass, seine Augen sind

geschwollen, als habe er die ganze Nacht geweint. Sie kann sich kaum beherrschen, zu den Männern zu laufen und ihnen ins Maul zu treten, immer und immer wieder. Doch Zorn ist schnell und verflüchtigt sich noch schneller und so sieht sie in allem, was geschieht, was hier, in dieser einsamen Festung hoch in den Bergen, getan wird, mit einem anderen Blick als den kurzfristigen.

Wenn die Brüder etwas tun, dann hat das einen Grund. Immer. Sie glaubt nicht daran, dass die Geschichten, die man erzählt, wahr sind, dass der Junge ein Spielball der Teufel ist, doch, wer weiss, vielleicht ist dies so. Sie ist zu lang hier oben, denkt sie oft, allein unter Mönchen, die sich selbst und die Welt verabscheuen, weil sie Fleisch sind statt Geist und manch einer ist zu einer Pilgerfahrt aufgebrochen und nie zurückgekommen, nicht, weil sie Sünder wurden, denn Sünder waren sie sowieso schon, nein, weil sie starben ... und im Tod die Erlösung fanden, die das Leben ihnen nicht bringen wollte.

»Wisch dir das Gesicht ab.« sagt sie und wirft Norwin ein Tuch zu. Er nickt. Als er es ihr zurückgibt, ist es blutrot. »Meine Hand.« flüstert er. Ein Schnitt zieht sich durch das Fleisch. »Warum sagst du das nicht gleich?« Ärger bäumt sich auf. »Nimm das Tuch. Drück es in die Wunde und dann schließ die Hand. Ich komme wieder.«

Einige würden es frühmütterlichen Zorn nennen, den sie erleidet, doch das ist untertrieben. Etwas bäumt sich auf, etwas nie erlebtes, etwas Gutes für einige, doch hier, in dieser Festung, gleicht es einer Flutwelle.

Die Tür donnert. Bruder Ignatius, gramebeugt, wie er es sich nur zu sein traut, wenn er allein ist, blickt auf. »Ja?« fragt er. Sie ist es. »Wie geht es ihm?« ist seine Frage und an seinen Augen kann sie erkennen, wie schlecht er sich fühlen muss, dass er dem Kleinen diese Schmerzen zugefügt hat.

»Er wird es überleben.« ist die Antwort. Er nickt. »Gutgut ... du bist deswegen hergekommen?« Wieder weiss sie nicht, was sie sagen soll, der Zorn ist verraucht. »Ich habe mir Sorgen gemacht, Bruder. Er...« »er ist verletzt, ja, aber das war notwendig. Leider.« Er hustet. Die langen Winter in dieser Einöde zehren an seinen Kräften.

»Er ist wichtig. Er ist auserwählt, wenn ... wenn er es überlebt.« Seine Augen blicken in die endlose Ferne hinter den Mauern. »Ich muss dir nicht sagen, wie wichtig es ist. Wir sind Kräften ausgesetzt, die bössartiger sind als jene, die man uns in die Wiege gelegt hat. Menschen und Dämonenwerk« er seufzt, »sind nichts weiter als kleine Spielereien im Gegensatz zu den Dingen, was jenseits der Nacht warten, lauern. Diese Kugel, die unser Schmied zu einer Klinge geschmiedet hat, könnte hier so sehr helfen.« Er seufzt wieder und reibt sich die Augen. »Ich werde alt. Mag sein, dass ich den Krieg nicht mehr erleben werde, aber das ist auch nicht wichtig. Wenn der Junge ausersehen ist, dann muss die Ewigkeit schon bereit sein, zu warten. Niemand stirbt vor seiner Zeit.«

»Die Klinge?«

»Ihr wollt sie sehen? Hmm ... ich habe sie hier, eigentlich sollte sie Bruder Jakim ins Dorf bringen, um sie mit einem Griff versehen zu lassen, sonst kann man sie doch nicht anfassen, ohne sich zu schneiden.« Er schlurft zum Fenster, man kann sehen, dass sein Alter ihn zu Boden drücken will, er jedoch kämpft weiter. Wie alt er wohl sein mag? Sie fühlt Mitleid in sich aufsteigen, während er keuchend seinen Weg durch das Zimmer sucht. Doch dies ist Sünde. Es ist... Glück, dass sie hier oben leben darf, unter den verwirrend einsamen Männern, die nur die Welt, nicht... ihr eigenes Wohlbefinden im Kopf haben. Doch Norwin ist anders, noch.

»Da du es sehen möchtest ... hier.« Noch immer klebt Blut an der Klinge, Norwins kindliches Blut, das keinen Zweifel daran lässt, dass die Schmerzen, die der Junge hat, wahrhaftig sind. »Ihr graues Licht

strahlt unruhig, nicht wahr, meine Liebe?» Sie muss nicken, kann nicht anders. Regenbogenfarbene Schlieren... auf eisigem Grund. »Als er es berührte, begann das Metall zu glühen.« Sie blickt auf. Bruder Ignatius nickt. »Es ist ein Zeichen, die Wesen haben eine Verbindung zu ihm. Wesen... nicht von dieser Welt. Es gibt mehr als man sich vorstellen kann. All diese Dinge... es könnte eine Gefahr sein. Er muss hier bleiben. Als ein Sprecher oder was auch immer... der arme Junge. Er...«

Schritte im Hintergrund, Hall auf den Gängen, eine Faust klopft an die Tür und ohne einen Augenblick zu warten tritt der Schmied ein. Er hechelt. Zu viele Stufen. »Helmut. Was führt dich ...« Er winkt ab. »Der Junge. Er ist außer Kontrolle.« »Jetzt schon...? Verflucht seien...« Bruder Ignatius schließt die Truhe. »Es ist sicherer, wenn er die Klinge nicht zu sehen bekommt. Verzeiht Schwester, aber das ist wichtiger.«

Er dreht sich um und stampft hinaus. Margarete folgt, bleibt aber hinter der Tür stehen und betrachtet die beiden Männer, die einen Weg nach draußen suchen. Ihre Finger schmerzen, als sie versucht, die Kanten der Truhe zu erfühlen, einen Riss in dieser schier endlosen Ebene zu finden, in den sie ... ah, hier ist es. Hatte sie sich doch gewundert, dass Bruder Ignatius so lang brauchte, zu lang für sie, dass er es hier hätte präsentieren können... Ein Lächeln dringt aus den sonst so verschlossenen Lippen hervor, ein Hauch des Schreckens manifestiert sich vor ihr, eine ... Gestalt... unsichtbar sonst, doch nun flimmert die Luft, als wäre ein Tor in die Hölle geöffnet worden. Es führt ihre Hand an den versteckten Hebel, der nur allzubereit nachgibt. Sie überhört das Schreien der Menschen unten in den Gängen. Norwin ist... war... zu schwach. Sie wird nicht so schnell aufgeben. Oder... wie soll man sagen, das Gesicht schmerzt vom Grinsen... verloren. Seine Seele. Nur... noch ein Tier. »Er war zu schwach.«

Als Ignatius zurückkommt, sich die schmerzenden Stellen reibt, ist sie bereits fort. Er nickt. Die Klinge ist in Sicherheit. Aber zu welchem Preis ... der Junge ist nicht mehr bei Sinnen. Was hat er nur getan... der Versuch, eine Art Entscheidung herbeizuführen, zu früh, vollkommener Unsinn. Nun liegt eine Art Ding... mehr Tier als Mensch in einer der Zellen, weicht nicht aus dem Lichtkegel des vergitterten Fensters, als fürchte es die Dunkelheit.

Erst jetzt wird ihm klar, dass er es, im Gegensatz zu den früheren Malen, als man vom Bösen sprach, diesmal mit dem richtigen ... echten... fehlgeleiteten Dasein zu tun hat, das, wie auch immer, zu gefährlich für die Menschheit sein könnte. Wenn das, was man sich die ganzen Jahre hin erarbeitet hat, Studien, Bücher, alte Legenden ins hier und jetzt versucht hat, zu transportieren, wenn all dies so sinnlos war, wie er es sich jetzt ausmalt... dann ist die Welt nicht mehr zu retten. Nur der Dolch... dessen Macht außer Frage steht, könnte helfen, wenn er nicht selbst... böse ist.

Was für eine Verschwendung. Bruder Helmut, oder nein, nur Helmut, denn er gehört nicht dem Orden an, sondern ist nur ein Mitverschwörer gegen das Böse in der Welt, hatte Recht. Dieses Eisen ist gefährlich. Er muss mit ihm reden, muss ihn davon überzeugen, vielleicht doch die ganze Sache rückgängig zu machen, die Waffe in einen Block inmitten eines normalen Blocks, eines üblichen Blocks von Eisen zu verwahren, zu hoffen, dass diese Macht nicht auf das irdische Material überspringt, wie es mit Norwin geschehen ist. Armer Junge. Bruder Ignatius reibt sich die Hände. »Hätte ich es berührt, was wäre geschehen.« Das Fleisch ist schwach.

»Ihr habt mich gebeten, die Klinge ins Dorf zu bringen?« Bruder Jakim, dürr wie eine im Wind, mit dem, wie sagt man, verkniffenen Gesicht eines Mannes, der zu selten lacht, blickt fragend durch die Tür. Er wartet stets, bis Bruder Ignatius ihn hereinbittet, ein feiner, wenn auch sinnloser Zug, denn Bruder Ignatius ist stets bemüht, die Menschen gut zu behandeln, wenn gleich dies nicht sehr oft vorkommt. »Kommt herein.« Bruder Jakim schleicht herein wie, wie Bruder Ignatius erneut denken muss, wie eine Schlange, lauernd. Doch nicht so schlecht wie die Schlange im Paradies, eher bereit schnell zuzuschlagen, um einem Auftrag eine glückliche Wendung zu geben.

»Ich habe mich entschieden, die Klinge nicht in die Stadt zu bringen. Eure Aufgabe ist damit erledigt. Diese Klinge ist viel zu gefährlich, sowohl für euch als auch für alle anderen. Ihr habt gesehen, was mit dem Jungen passiert ist. Dieses Risiko ist einfach zu groß. Ich werde Helmut bitten, diese Waffe zu zerstören, ganz gleich, was es kostet.«

Bruder Jakim, wie so oft nur scheinbar gelassen, nickt. Zorn steigt auf, bleibt aber in seinem Herzen stecken, dort, wo man ihn nicht sehen kann. Wieder kein Treffen mit Klara, der Tochter des Wirts, die ihm vor Wochen bereits Andeutungen gemacht hatte, an ihm interessiert zu sein. Sie wäre nicht die erste, die seiner Art verfallen wäre, aber ... nichts da. Es lohnt sich auch nicht, mit Bruder Ignatius zu streiten. Der alte Mann ist so starr in seinen Ansichten und Entscheidungen, dass nicht einmal ein Gewitter seinen Kopf erhellen würden.

»Ich verstehe.« Er dreht sich um. »Wartet. Helft mir, die Truhe zur Schmiede zu tragen. Sie ist schwer und ich möchte nicht, dass jemand diese verfluchte Klinge berührt. Wir müssen es vernichten, Bruder Jakim, denn mehr als alles andere fürchte ich mich, dass diese Macht, dieses Böse, dieses teuflische Ding in die Hände eines Menschen fällt. Noch eines Menschen, meine ich.«

»Brüder« meint Helmut, als die beiden ihr allzuschweres Gewicht nach unten, über den Hof getragen haben und vor ihm in der Schmiede stehen. Das Feuer lässt die Umgebung schwitzen, selbst das Holz beginnt bereits zischen, als warte es auf den Regen, der nie kommt. »Die Klinge, die Ihr geschmiedet habt, es tut mir leid, sie muss vernichtet werden.« Ungläubig starrt der Schmied die beiden alten Männer an. »Vernichten?« Bruder Ignatius nickt. »Der Junge. Er wurde besessen, als er sie berührte.« Helmut schluckt. »Ach, das waren also die Schreie, die ich hören musste. Aber dass die Klinge ...« Er grübelt. »Aber...« »Nichts aber...« Bruder Ignatius deutet auf die Truhe. »Am besten, wir vernichten sie auch gleich.«

Flammen lodern durch die Nacht, belegen die sonst so düsteren Wände mit dem Schein einer kommenden Hölle. Die Männer, die sich in der Festung befinden, lassen von ihrem Tagwerk ab und starren hinunter in die Schmiede, bekreuzigen sich und flüstern Gebeten in den wolkenverhangenen Himmel über ihnen. Ein Schrei. Ein Lachen. Norwins Gesicht erscheint zwischen den Gitterstäben, blickt hinaus, drückt sich förmlich in die Freiheit, doch er kommt nicht weiter, als es die Eisenrohre zulassen. Bruder Ignatius stampft in die Finsternis hinaus, keucht, hält sich die Brust und sinkt nach unten. »Bruder!« Bruder Jakim ist schon auf dem Weg, kniet vor ihm, doch Bruder Ignatius winkt ab. »Wo ist Margarete. Bringt sie, bei Gott, bringt sie her.«

Es dämmt schon, als sie die Nachricht überbringen, dass sie Margarete nicht finden können. »Sie ist einfach fort. Niemand hat sie gesehen. Sie ist wohl einfach aus dem Tor geschlichen. Es gibt keine Möglichkeit, sie zu finden.« Bruder Ignatius atmet schwer und seine Lunge hört sich an, als würden tausend Nadeln ihr Grab finden, doch er schaut auf und nickt. »Wir müssen sie finden. Sie und den Dolch. Es ist absolut notwendig, es ist zwingend. Mit diesem Dolch, mein Gott, könnte sie die Welt vernichten.«

Heute

Klingt wie eine nette Geschichte, die mit »Ignatius Brawn« da erzählt hat. »Nett. Bisschen kurz ...« meine ich. Regina Quadrats Kopf schwankt hin und her, als habe sie meine Reaktion erwartet, doch sein Kopf bleibt starr. Er keucht. »Das ist keine Geschichte, das ist die Wahrheit...« meint er. »Wie?« frage ich. »Wahrheit. Sie wissen schon, dieses Ding, das eine echte Sache bezeichnet, eine echte Relation, eine...« »Ich weiss, was der Begriff bedeutet. Es geht mir eher darum, wieso Sie mir eine

Fantasy-Geschichte als Wahrheit verkaufen wollen. Außerirdische Metallkugeln, besessene Kinder, Stimmen im Kopf... das ist so 90er.

Doch er lacht leise. »Ich weiss nichtmal, ob es Wahrheit oder Lüge ist, Roy. Ich weiss nur, dass Leute gestorben sind, wegen dieses Textes.« Ich muss überrascht, panisch ausgesehen haben, denn er ergänzt »Aber du, du lebst noch!« Ich nicke, eher unbewusst als wirklich bei mir. »Du kannst die Sache noch retten.« Was? Der Alte hat doch ne Macke. Ich blicke auf, schaue ihm in sein zerfurchtes Gesicht und versuche, die tränenden Augen zu übersehen. »Sorry, aber für Erlösergeschichten habe ich keinen Platz ... in meinem Kopf. Sie verstehen.« Ich stehe auf, möchte mich auf den Weg nach draußen machen, doch sein flehender Gesichtsausdruck lässt mich wie hypnotisiert sitzenbleiben. »Der Dolch... die Polizei...« Wie soll ich... die Gedanken verknüpfen, die Geschichte ins jetzt transportieren... ist der Dolch nun echt, also das, was die Geschichte sagt oder bildet sich der Mörder die Sache nur ein? Ich kanns nicht sagen. »Die Sache ist, dass Sein und Nichtsein manchmal verschmelzen. Irgendwo gibt es eine graue Zone, in der alles sein kann. Was ist Traum und was ist Realität. Aber lassen wir das Gerede. Ich habe dich herbringen lassen, um dir zu sagen, dass du mich, Regina und auch die beiden selbstgerechten Trottel retten musst. Und natürlich dich selbst, wobei...« Ich schüttele den Kopf. »Vergiss es. Ernsthaft. Jemand rennt mit einem Messer durch die Gegend, tötet eine Menge Menschen und ich soll ihn aufhalten? Ist das nicht ein bisschen zuviel Heldengerede? Ich werde jetzt nicht fragen »Wieso ich?«, denn es gibt darauf keine echte Antwort und ein Warum bringt auch nichts, wenn man mich schon so vor die Wahl stellt. Beziehungsweise...« ich stehe auf... »vor keine Wahl!« Ich drehe mich um und gehe zur Tür. Sie schließt sich hinter mir fast mechanisch und ich erwarte das Pfeifen einer Schleuse zu hören, denn der Mief der Wohnung muss konserviert werden, hier draußen würden die Gerüche zerfallen wie Schatten im Beginn eines neuen Tages. Nein, Sir, ich bin kein Messias.

»Der Dolch ist recht alt. Teuer. Einzelstück. Ein paar Leute würden von verflucht reden, aber ich nicht. Ich glaub nicht an das Zeug. Was Geld bringt, ist gut, was keins bringt, bringt irgendwann welches.« Er grinst. Seine Zahnücke wirkt noch größer als am Anfang. Doch Richard sieht alle Dinge mit einer Art Fokus, die einen grauen Schleier um den Fixpunkt legt. Eine Art Gravitationsverzerrung am Zielpunkt. »Vermutlich 15 Jahrhundert plus minus ein paar Jahrzehnte, kann ich nicht sagen ... bin kein Wissenschaftler. Wenn jemand nach einem Echtheitszertifikat fragen will, nicht bei mir.« Er hebt seine Hände. »Hat jemand danach gefragt, ich meine, vor uns?« Der Antiquar schüttelt den Kopf, zu langsam, um diese Antwort als Wahrheit durchgehen zu lassen. »Danke. Und ... äh... wozu braucht ihr nochmal diese Info? Ich meine, im Netz würdet ihr möglicherweise bessere Auskünfte finden.« Glarentza pfeift unentschlossen. »Im Netz sind nur Spinner. Wir brauchen... jemanden mit realistischen Ansichten und nichts ist realistischer als jemand, der weiss, wie man Geld macht.« Die Reaktion des Antiquars ist nicht wie erhofft, sondern eher ängstlich. Richard versucht, das nagende Gefühl des Teufels im Hintergrund abzuschütteln, er schafft es nicht. Es lauert, beisst, schlägt seine Krallen durch seine Gedankenmauer, die er immer wieder versucht aufzubauen. Er muss es haben, sein Gold, seine Erlösung, nur für ein paar Stunden, nur ein paar Gedankenvernichtungen, dann ist alles wieder gut. Dann kann er wieder denken, kann seine Krankheit, wie er sie auch immer zu nennen mag, seinen Wunsch nach immer mehr und immer öfter, unter Kontrolle bringen, wie die mangelnde Selbstliebe, die ihn so oft schon hat Dinge tun lassen, die er nicht will, denn Liebe dich selbst ist böse und Liebe alles ist genauso scheiße, doch er befindet sich in der Situation, dass er es unbedingt haben muss, ganz gleich, wie er sich jetzt fühlt, denn das Böse kommt zurück und es wird ihn holen, packen, wird ihn in die Tiefe reißen, in die nasse und kalte Tiefe ohne dass jemand es mitbekommt, weil alles nur in seinem kleinen Kopf ist, ein Kopf, in dem schon Tiere hausten bevor er Verstand annahm als kleiner Junge, doch die Tiere sind überall und beißen und nagen an ihm herum und nur wenn er das Kratzen der Tiere ungedrückt wird er frei sein oh Gott

»Richard, ist alles in Ordnung?« fragt Glarentza und mit einem mal mischt sich eine Stimme in Richards Kopf ein, der nicht die seine ist, denn es ist Glarentza, der Wichser, der Geld damit macht, Leuten ihre Kohle zu entlocken, die sie nicht wollen, nur weil Richards, jawohl, sein Name darauf steht, auf diesen ... Büchern. Mein Gott!

»Ja, scheiße, ja.« Richard hört noch immer die Tiere und den Teufel hinter dem Vorhang, doch er versucht, wieder ein Mensch wie alle anderen zu werden. Jetzt muss er in der Wirklichkeit bleiben, einer Wirklichkeit, die die anderen versuchen, mit ihm zu teilen. Seine Hände zittern, schweissnass trotz der abgestandenen Luft, er hört seinem eigenen Herzen zu, das sich ohne Zutun in seinem Brustkorb bewegt, frei und ohne fremde Kontrolle. Kein Alkohol für Richard im Augenblick. Er nickt. »Ich lebe noch.«

»Wenn die Herren jetzt so gnädig wären, den Laden geschlossen zu verlassen. Die Dame darf gerne hierbleiben.« Das Grinsen bleibt dem Mann im Hals stecken, als die Angesprochene nähertritt und ihn mit schiefen Blick von oben bis unten betrachtet. »Kleiner Mann, nix in der Hose.« Sie dreht sich um und verlässt den Laden. »Puh, das war knapp.« meint Glarentza. Sein Gegenüber nickt. »Sie ist ein Bulle, nicht wahr?« Ein Feuerzeug flammt auf, draußen, in der blauen Kälte eines viel zu langen Tags. »Hört zu. Wenn ihr mir den Dolch bringen könntet ... ich habe ein paar Interessenten, die es lieben würden, das Teil in die Finger zu kriegen. Ihr versteht. Unter Verwandten kann man doch...« Das Augenzwinkern ist nicht anders als zu verstehen. »Das Teil, Robert, ist ein Mordinstrument, ein Beweismittel... Es ist nunmal nicht mehr so, dass man hier und da ein paar Leute umbringt und die Waffe »freudestrahlend präsentier.« Die erhobenen Finger senken sich wieder, kratzen sich am Kinn eines beginnenden 5-Tage-Bartes. »Verwandte?« fragt Richard. »Das ist unerheblich.« meint Glarentza, doch sein Gegenüber mit Namen Robert lässt seine Zahnlücke aufblitzen. »Das ist nicht nur unerheblich, aber durchaus lustig, nicht wahr? Wir sind eine Art Halbbrüder... nur nicht im richtigen Sinne.« Er lacht heiser; das Geräusch erinnert Richard an Raufasertapete. »Eure Freundin ist verdammt heiß. Und ein Cop. Verdammt, ich steh auf Frauen in Uniform.« Richard nickt nebenbei. »Halbbrüder?«

Robert zuckt mit den Schultern. »Seine Eltern haben sich nach seiner Geburt getrennt. Sein Vater hat ne andere geheiratet, seine Mutter nen Typen, die haben sich dann bei irgendeinem Treffen ineinander verknallt und ich bin das Kind dieser unheiligen Beziehung. So ne Art Halbbrüder ... reicht das?« Er saugt sich mit der Zunge in seiner Zahnlücke fest, lässt ein saftiges Schmatzen in die Welt und reibt Daumen und Zeigefinger aneinander. »Also... wer mir den Dolch bringen kann, der kriegt ne Menge Kohle. Falls ihr eure Freundin davon überzeugen kommt, auf die richtige Seite des Überlebens zu kommen« sein Kichern stört Richard « dann lässt sich auch der Verbleib regeln. Aservatenkammer hin oder her, mit genug Geld bekommt man alles wieder auf den Markt.«

Er dreht sich um und verschwindet hinter den klickenden Perlenvorhängen aus gefärbten Holzmurmeln. Im Hintergrund beginnt Wagner zu spielen. Richard starrt apathisch in die Richtung. »Steffen«, sagt er, »dein Halbbrüder hat ne ziemliche Macke, nes pa?« Glarentza nickt. »Liegt in der Familie. Virtuell gesehen sind wir beide, ich und er, die selben Personen.«

»Gehts wieder« fragt er, als sie die grauglänzende Außenwelt wieder betreten. Martina lässt die letzten Reste einer halbzerkauerten Handgedrehten zu Boden fallen und zertritt sie mit sichtlichem Vergnügen. »Wenn der Wichser nochmal mit sowas kommt, dann zerteile ich das Rote Meer seiner Männlichkeit mit meinen Kampftretern.« Sie spuckt aus. »Also, was nun?«

»Der Dolch ist in Gefahr. Ich meine, geklaut zu werden.« Glarentza räuspert sich. »Ein Typ, der bald 20 Leute umgebracht hat, einen Polizisten schwer verletzt hat ... der hat genug Potential in sich, seine Waffe aus dem Kommissariat zu holen. Das ist für ihn vermutlich ein Kultgegenstand, vielleicht isser

inner Sekte, ich weiss nicht. Wir sollten klären... ob er in Sicherheit ist.«

Die Zeit verlässt ihren angestammten Platz im Universum und schwimmt in Richards Kopf in einer grauen Suppe aus Bewegungen. Sitzt er in einem Taxi oder sitzt das Taxi in seinem Verstand, fahren die Leute um ihn herum oder ... »Hey, Richard.« Glarentzas Blick bedeutet, dass er genervt ist. »Deine Freundin hat dich was gefragt?« »Oh« ist seine Reaktion, dann dringt die Stimme der Frau zu ihm durch. »Hat diese Sache Auswirkungen auf Ihr Schreiben?« fragt sie. Er legt das Gesicht schief, als hätte er die Frage nicht verstanden. Was er hat, aber nicht in dem Kontext wiederholen kann. »Wie... äh...« Sie fragt noch einmal. »Diese ganze Mordsache, wirkt sich das auf Ihre Kreativität aus? Ich meine, Sie müssten doch möglicherweise Dutzende Ideen haben.«

»Ihr Gesicht schmilzt, wissen Sie das?« ist die Antwort, doch unausgesprochen bleibt sie ungehört. Stattdessen reagiert Richard, als wäre im Hintergrund eine staubige Schellackplatte aus dem Keller geholt worden und jemand würde das alte Grammophon anwerfen. Genauso klingt das dann auch. »Werte Mitreisende, wenn gleich man sich fragen muss, ob wir diese Dinge wirklich erleben oder nicht, so gilt hier natürlich die von Ihnen gestellte Frage. Sie heisst, kann man alles, was geschieht, als Inspiration nutzen? Die Antwort lautet: Nein. Nein in dem Kontext, dass man bereits frühzeitig eine gewisse Festlegung seiner Gedanken, seiner Kreativität feststellen muss, um sich einem, wenn nicht mehreren Zielen zu widmen. Hierbei geht es nun darum, ob diese Morde mich anregen, darüber zu schreiben, nicht wahr? Ich lehne dies ab. Sie haben mein Buch gelesen. Habe ich in irgendeiner Art und Weise erwähnt, dass ich Morde oder Verbrechen im allgemeinen unterstützte? Ich kann es nicht. Deshalb schreibe ich nicht darüber. Wissen Sie, die Leute, ganz gleich ob heute oder vor 4000 Jahren, sind immer gleich: Inspiriere sie mit Gewalt und sie werden gewalttätig. Deshalb habe ich mein Buch geschrieben. Ich möchte, dass die Menschen lernen, anders zu denken. Ich weiss, das klingt, mit Verlaub, wie ein Wahnsinniger, der mit einem Pinsel versucht, ein magisches Bild zu erschaffen, nun ... das bin ich.«

Sie schweigt. Diese Rede war anstrengend, selbst im normalen Zustand, nicht auf unerwünschtem Entzug. Glarentza sagt nichts, seine Augen sind auf das Draußen gerichtet, während das Taxi seinen Weg durch die Stadt sucht. Richard vermutet, dass er über den Dolch nachdenkt und wie er ihn aus dem Labor kriegt. Er lehnt sich zurück, betrachtet den tiefhängenden Wagenhimmel über sich und schließt die Augen. Dunkelheit. Das Gefühl, gefangen zu sein, Nein. Er blickt sich um. Noch immer sucht der Wagen seinen Weg durch die Eingeweide der Stadt. »Martina« meint er, »habe ich dir schon erzählt, dass du eine große Verantwortung trägst?« Sie starrt wie ein Hundewelp auf den großen Knochen, der darauf wartet, zerkaut zu werden. »Was?« Er nickt. »Der Dolch ist soviel gefährlicher als man annimmt und du bist eine der wenigen Personen, die weiss, wo er sich befindet. Ich will nicht sagen, dass du in Gefahr bist ... aber... du könntest es sein.« Ihr Blick bleibt flach. »Aber ich habe doch euch.« Glarentza nickt fahrig. »Wir sind nicht gerade die großen Beschützer.« Richard fühlt, wie sich in ihm der Magen bewegt, mehr eine eigene Lebensform als ein Teil seines Körpers. Er würgt. »Ich muss... mal raus...«

Ob der alte Mann Recht hatte oder nicht, mich treibt etwas anderes durch die Stadt, verloren, alleingelassen von allen und von mir selbst. Ich mag diese Erlösergeschichten nicht, die in den Büchern seit Tausenden von Jahren hausen, möchte nicht, dass diese Dinge Einfluss auf mein Leben nehmen oder noch schlimmer, keinerlei Anleitungen geben, wie ich in gewissen Situationen verfahren soll. Das »Wissen«, dass der Dolch Morde auslöst, ganz gleich, ob man wahnsinnig genug ist, die »wahre Geschichte« dahinter zu glauben oder, nunja, ob man einfach gerne Menschen umbringt. Dass der Typ mit dem Messer mich nicht umbringen wollte, das ist Glück. Oder ich war einfach nur am falschen Ort zur Richtigen Zeit, sonst lägen meine Überreste, so grausam wie dies klingt, in irgendeiner Leichenhalle.

Diese Polizistin hatte mich angestarrt, als wäre ich persönlich für alles verantwortlich, für sie muss es natürlich einen naheliegenden Täter geben. Wenn ich mich so umschaue, die Menschenmenge betrachte, die sich wie Wellen über die Gehwege eines spätvormittaglichen Berlins schiebt, könnte jeder der Täter sein. Aber das sagt nur mein paranoides Hirn, das darauf wartet, allen Dingen eine Bedeutung zuzuschustern. Dabei habe ich andere Probleme und Hunger.

Ich krieche förmlich zu einem Dönerstand und zerre ein paar Münzen aus meiner Hosentasche, die die letzte Wäsche überlebt haben und es reicht gerade so. Während mein Geist durch die Kalorien wieder an Kraft gewinnt, überlege ich mir, was ich tun will. Ein Hauch von Abenteuerlust, vermutlich hervorgerufen durch die Knoblauchsauce im Döner drängt sich mir auf. Es ist eigentlich egal, was was der alte Mann gesagt hat, außer, dass der Dolch eine Gefahr ist ... ich könnte versuchen... nein, lassen wir das. Das Risiko ist zu groß. Ich meine, natürlich kann ich das Kommissariat betreten, so videoüberwacht ist es ja nicht. Ich huste leise, die Leute um mich herum schauen kurz hoch und senken ihren Blick danach wieder.

Wie so oft, wie in einer Art Schreibblockade, fühle ich mich durch die Situation bedrängt, fühle den Druck der Verantwortung auf mir lasten, denn ganz gleich, was ich tue, es wird eh zu einem spezifischen Ende führen, zu einer Lösung oder zur Vernichtung führen und ich mag eigentlich Happy-Ends, nur weiss ich nicht wirklich, wie ich das bewerkstelligen soll, so ohne Informationen.

Wo ist das magische Deus-Ex-Machina, dieser Zufallsgenerator, der urplötzlich einen Einfall präsentiert, statt dumm in der Ecke rumzustehen und Maulaffen feilzuhalten. Es hätte Vorteile. Ich müsste nicht soviel nachdenken, vielleicht eine Münze werfen ...

Irgendwo im Hintergrund höre ich Leute laufen, rennen, hecheln wie eine Herde von Gnus, hinter denen eine Einheit Löwen her ist. Ah, hier ist dieser magische Zufall, auf den ich getroffen bin. Treibe dich in den richtigen Gegenden rum ... ich gehe hinterher, vorsichtig. Die Straße ist leer, die Menschen sind alle an der Kreuzung, versammeln sich wie ein Mob. Feuer. Das Kommissariat zeigt einen beunruhigenden Mangel an Männern, die für dieses Ereignis bereit sind. Man, es, was auch immer, hat mich in Richtung Labor gesandt, wo der Dolch liegt. Der Dolch... Eine Chance? Beschäftigtun, die Hand am Ohr, als ob ich ein Handy dabei hätte, schleiche ich in durch die Glastür, unbeobachtet von den Männern, die das große Fenster auf linken Seite des Großraumbüros bevölkern. Ich schleiche mich durch die rechte Tür, die zum Treppenhaus führt, erinnere mich kurz in einem Anflug von DejàVu an den Weg nach unten. In der zufallenden Glasscheibe sehe ich das Flackern der Flammen im Kaufhaus gegenüber. Feuerwehrensirenen nahen, verstummen, Schreie ertönen, verebben, als ich mich allein im Treppenhaus nach unten bewege. Das Labor erscheint wie eine Klischee-Abteilung aus einer Kriminalserie, keiner ist da, vermutlich ist auch hier jeder nach oben gerannt, um seinen Drang nach Gaffen zu befriedigen. Der Dolch liegt noch immer in der Schublade, als hätte er auf mich gewartet. Oder jemand hat ihn für mich dort platziert, wohl wissend, dass ich... die Tür öffnet sich zischend. Stimmen erschallen. Ich kenne diese Leute.

»Der Dolch ist ...« Schweigen. »Er ist weg!« Martinas Stimme hat eine ungesunde Färbung angenommen. »Weg?« fragt Glarentza. Richard schweigt. Ich sinke wieder hinter den Tisch. Ein Blick reicht, alles andere ist unnützes Risiko. »War jemand sonst hier? Ich glaub nicht. Mist. Verdammte. Wir müssen das melden!« Glarentza reagiert schnell. »Nein. Das darf niemand wissen. Wir müssen... Matters suchen.« Als ich meinen Namen höre, beginnt ein Teil von mir zu zittern, ohn dass ich es kontrollieren kann. »Matters? Was ist mit dem?« »Hör zu, vermutlich weiss er was. Du kannst natürlich auch deinen Chef fragen. Die Reaktion wird nicht gerade gut sein. Er wird dich fragen, woher du weisst, dass das Teil weg ist. War nicht deine Aufgabe... wird er sagen. Persönliches Interesse... wirst du sagen und am Ende wirds eine riesen Befragung geben. Matters weiss was, vertraut mir.« Mist hoch zwei. Ich greife in meine Hosentasche und ziehe das Handy heraus. Es beginnt zu vibrieren, ein ungesunder Ton. »Er ist

nicht da.« meint Glarentza, »geht zumindest nicht ran. Shit. Zu seiner Wohnung. Ich muss nochmal was versuchen, wartet schonmal draußen.«

Schritte entfernen sich. »Jaja, Roberts Antiquitäten ... blah.. hörmal, der Dolch ist weg. Wir werden... wie meinst du das, ich sollte ich Panik ausbrechen. Vermutlich hat ihn Roy. Ja, Matters. Ist mir doch egal... ernsthaft. Nein, kein Autogramm und... Ja, ich melde mich.« Das Handy knallt auf den Tisch. »Fuck!« Zischend öffnet sich die Tür, dann bin ich wieder ganz allein.

Ich blicke hoch. Kein Handy. Lustig wärs gewesen, wenn er das vergessen hätte (und wenn er zurückgekommen wäre und dich gesehen hätte ... jaja...). Verzeihe man mir... aber derzeit bin ich auf dem Schicksalstrip, alles, was ich höre, wird eine Bedeutung haben müssen, sonst kann ich mich auch ins Bett legen und zittern. Schicksalszitat: Roberts Antiquitäten. Was für ein Billig-Zeichen des Himmels. Naja, man muss nehmen, was man kriegen kann und wie der Zufall auch will, ich weiss nicht, was er damit meint. Aber ich kann es rausfinden. So vorsichtig wie möglich robbe ich zur Tür. Keiner da, die Leute starren vermutlich noch immer auf das Feuer gegenüber. Schritt für Schritt die Treppe nach oben, lausche ich dem Hintergrundrauschen der Stadt, ob jemand sich nähert. Je weiter ich komme, desto aufgeregter werde ich. Nur noch ein paar Schritte. Eine Tür öffnet sich. Fuck. Leute reden. »Ich hasse Feuer, man kann nur hoffen, dass keiner gestorben ist. Sonst müssen wir ran. Dazu hab ich keine Lust.« Die Stimmen kommen und gehen. Ich bin dankbar, dass es auch Treppen gibt, die nach oben führen, während ich hier unten lauere wie ein Wolf, nein, besser, wie ein blöder Wolf, allein unter einem Rudel Löwen.

Als ich draußen bin, kann ich das erste Mal wieder richtig atmen, auch wenn die Luft vom Rauch gesättigt ist, sich jedes Rauchmolekül genau in meine Lunge Der Dolch drückt in meinen Rücken, ich muss weiter, fort, bevor man mich hier sieht. Glarentza und seine Gurkentruppe ist vermutlich noch immer hier und wartet nur darauf, mich zu finden. Nee, ich werde den Dolch los. Wo finde ich dieses »Antiquaria.« ... vor längerer Zeit hatten die Telefonzellen noch Telefonbücher zu bieten, aber weder findet man noch welche... naja, wenn die Hälfte der Bücher im Dreck landet oder in Teilen als Klopapier benutzt wird, dann lohnt sich der Aufwand nicht mehr. Immerhin gibts eine Auskunft. Die Münzen in meiner Hosentasche klingeln leidend.

Ich habe das Zeitgefühl verloren. Irgendwo auf dem Weg zwischen meiner Wohnung, die Bude des Wahnsinnigen und seiner Freundin und dem Ausleihen des Dolches ist fast ein Tag vergangen. Oder zumindest ein halber. Vorsichtig winkt die Nachmittagssonne aus dem Augenwinkel, aber dafür habe ich die Adresse dieses ominösen Antiquariats. Zeit, die Sache hinter mich zu bringen. Dann kann ich endlich schlafen, diesen ganzen Haufen Scheiße hinter mir lassen. Achja, flüstere ich, während ich mich durchstrecke und einen Weg in die nächste U-Bahn-Station suche.

Der Schatten folgt ihm, geht im ständigen Strom der Menschen unter, der seinen Weg durch den Samstagnachmittag sucht. Shoppingsüchtige, Resteinkäufer und ein paar letzte Gaffer, die die abziehende Feuerwehr betrachten, sie alle bilden ein Hintergrundrauschen, das der Schatten dankbar annimmt.

Er bildet eine Einheit mit der Menge und kaum einer der Menschen blickt hoch, erkennt ein Gesicht, wendet sich ab, unfähig, sich daran zu erinnern, was er gesehen hat. Matters wird zum Antiquariat fahren. Der Schatten hat dies vorhergesehen, als er dessen Blick gesehen hatte, erkannt hatte, dass er den Dolch dabei hat, eine Mischung aus Triumph und Angst. Dieser Robert irgendwas mit seinem Antiquariat sollte eigentlich seinen Bruder ein bisschen anfixen, das wäre einfacher gewesen. Dieser Matters ist einfach zu chaotisch gestrickt, zu unvernünftig, um eine Prognose weiter als 3 Minuten in

der Zukunft zu stellen. Fuck, die U-Bahn nicht verpassen. Matters steigt ein. Der Schatten in einem anderen Wagen, ein Sichtfenster, versperrt von einem dicken Mann mit Koffer. Grandios. Der Schatten setzt sich in eine Ecke und wartet, wartet darauf, dass er endlich zuschlagen kann.

Dieser Robert hat ne Macke, das merk ich schon, als ich in sein Geschäft trete, das sanfte Licht des verlorenen Tages hinter mir lasse und ins Halbdunkel trete. Dass jemand seinen Laden am Samstag noch um diese Zeit offen hat ...und darauf verzichtet, die Lampen anzuwerfen. »Ja?« eine Stimme aus der Hölle, ich meine, aus der Zigarettenhölle, denn wie es hier riecht, weiss ich, dass der Laden nicht gerade gut läuft, wenn man sich keinen Lungenkrebs holen will bei reinen Atmen. Ich selbst versuche, die Luft anzuhalten... Er starrt mich an wie einen Geist, den er nicht gerufen hat, der trotzdem erscheint und ihm seine Dienste anbietet, eine Art Genie ohne Flasche. »Matters?« fragt er. Ich nicke. »Ich dachte nicht, dass man Sie so ohne weiteres...« Unerwartet setzt er sich auf seinen Stuhl, der irgendwo in der Ecke saeteht, unsichtbar, so dass ich annehmen muss, er fällt zu Boden. »Ja. äh...« mehr kann ich nicht sagen.

»Wow.« sagt er und ich höre das leise Klicken eines Feuerzeugs, dessen Flamme durch die Finsternis wandert und eine Zigarette in helle Aufregung versetzt. »Sie sind wegen dem Dolch hier, was?« fragt er. Seine Stimme zittert. Ich nicke vor dem hellen Hintergrund des Fensters nach draußen. »Mein Bruder sucht Sie.« sagt er. »Ich weiss, wo der Dolch ist.« Ich versuche verbindlich zu lächeln, nicht genug, um zu zeigen, dass ich das Teil dabei habe. »Gut. Wo?« fragt er. Ich lächele. »Vergessen Sie es. So billig ist das Teil nicht zu kriegen.« Er steht auf, die Zigarette nähert sich mir. »Der Dolch ist gefährlich, junger Mann. In den falschen Händen ...« er stoppt, als ich ihm mit dem Finger drohe, auf Abstand halte.

»Was wollen Sie?« fragt er ... »ich meine, für den Dolch.« Ich schüttele den Kopf. »Wie? Sie meinen, Verkaufen?« er grinst. »Vergessen Sie es. Das Teil ist zu gefährlich.« Die Zigarette glüht wieder. »Für wen? Für Sie, für mich, für den potentiellen Käufer...« Er verschluckt sich am eigenen Rauch, hustet, keucht, hechtet nach vorn. Ich bin schneller. »Ey...« mein Spruch hört sich kindisch an, wie ein weinerlicher Teenager, aber das ist mir egal. Der Schock treibt Blüten verschiedener Farben. »Nicht so. Ernsthaft.« Meine Hand wandert auf meinen Rücken, der Dolch steckt im Hosenbund, noch immer in der Tüte, aber bei Gott, das Teil landet in seinem Bauch, wenn er nicht aufpasst. »Ich ...« Das Teil zerrt an meinem Geist. Ich kanns nicht anders erklären, es ruft mich, auf verstörende Art und Weise, als sei ich und es eins und wir beide würden zusammen die Welt beherrschen, wenn... »Sorry, es hat mich gepackt. Ich wollte doch nur mal sehen... es war alles ein Zufall.« Genauso ein Zufall, dass die Waffe hoch erhoben über mir schwebt, meine Hand den Griff gepackt hält, als ob sie nicht wüsste, was ich bin, nur eine Maschine, die Befehle ausführt. Das Zittern der Muskeln wird offensichtlich, der Schmerz, den der Griff dieser Hand, die nicht mehr die meine ist, saugt sich langsam durch die Betäubung des Zorns. »Gehen Sie!« sagt mein Kehlkopf, nur noch Teil meines Bewusstseins, dann saust die Klinge nach unten, trifft dort, wo er sich bei seinem Angriff aufgestützt hat, nur noch ein ausgestopftes Tier, irgendein Exemplar einer ausgestorbenen Gattung, das mich mit seinen Plastikaugen verwirrt anstarrt. Die Klinge zerrt sich aus dem Haut des Wesens, schüttelt Reste von Stroh ab, wirbelt mich herum und sucht den Mann. Der Perlenvorhang klickt erinnernd an die letzten Augenblicke, der Antiquar ist fort. Stattdessen ist etwas anderes im Raum, eine Präsenz, die wie ein Schwamm die Energien der Waffe in meiner Hand aufzusaugen scheint, die sich einen Teil der Wut holt, die mich bis vor Augenblicken überwältigt hat. »Du bist nicht bereit für die Waffe, gib sie mir!« flüstert die Stimme aus dem Nichts, »Ich kann damit besser umgehen als du. Gib sie mir.« Ich schüttele den Kopf. »Nein. Das ist...« Fort, nur fort, die Kette, die sich mir um den Hals gelegt hat, während die Stimme auf mich einredete, sanft, doch undurchdringbar, beginnt, sich zusammenzuziehen und ich stolpere nach hinten, zerre mit letzter Kraft die Tür auf und falle förmlich ins Berlin, wo die Menschen mich anstarren, als sei ich ein Gespenst, das in ihr Leben getreten ist und ich fühle einen Schmerz in

meinem Kopf, als reisse mir jemand die Schläfe auf und greife in mich hinein und ich stehe auf, taumle weiter, immer weiter, bis ich mich wieder frei fühle... doch die Augen, die aus dem Antiquariat starren, verfolgen mich... und ich warte, bis sie erlöschen.

Als wäre das nicht genug, erwartet mich der nächste Schlag. Die Polizistin und ... nun... eine andere Frau, vermutlich eine Kollegin, wo auch immer ihr Partner sein mag, sie kann nicht allein sein. Solche Dinge sehe ich klar und deutlich, an der Art, wie sie ihre neue Freundin anstarrt, wie ein Reh, das in den Abgrund rennt. Verdammt. Was mach ich noch hier? Eigentlich sollte ich gehen... aber die Beiden ziehen mich wieder zurück an die Quelle des Schattens, der noch vor Augenblicken meinen Geist davonrennen liess. Shit. Sie müssen irgendwas besprechen, denn sie kommen für mehrere Minuten nicht raus, Minuten, die ich nutzen könnte, um zu verschwinden, um ein neues Leben irgendwo in Alaska oder Finnland aufzubauen, doch...

»Hey Sie?« Verdammt. Ich ... mein Körper beginnt, sich in zu bewegen, zieht seine Bahn, versucht, mit den Augen einen Weg zwischen den Menschen zu finden, die stehengeblieben sind, als der Befehl durch den Smog raste, nur Bruchteile von Augenblicken zuvor... Fort, fort, einfach fort. Doch nur Augenblicke später liege ich am Boden, unfähig mich zu bewegen und starre in eine Gesicht, dessen Anblick mich vermutlich vom Schlaf abhalten würde, selbst wenn ich es mit Alkohol oder irgendwelchen Mitteln verdrängen möchte und es meint nur... »Bei Gott, bleib liegen, sonst knall ich dich ab.«

»Was mach ich nur?« fragt Glarentza, während Richard sich das erste Mal am Tag gut fühlt. Richtig gut, richtig schuldig. Aber was nützt einem körperliche Gesundheit, wenn der Geist jeden Augenblick nach dem Stoff sucht, sich sehnt, irgendwann wird er nachgeben, wird sich zitternd hinter einem Automaten verstecken, während die anderen draußen warten und dann: Erlösung. Erlösung für ein paar Augenblicke, aber, verdammt, es war notwendig. Friede kehrt in sein Gemüt ein und er kann sich endlich wieder um wichtige Dinge kümmern. »Vermutlich war es Matters, der den Dolch geholt hat.« »naaaa« meint Glarentza, »du überschätzt den Kleinen doch sehr.« »Wenn du meinst ... aber allein die Tatsache, dass er wusste, wo das Teil ist... das jetzt verschwunden ist... das lässt mich schon denken.« Glarentza reibt sich die Schläfe, Richard weiss, was das bedeutet, »Vollidiot«, doch er ist daran gewöhnt, also lässt er es, sich darüber aufzuregen.

In der Ferne vibriert ein Handy. Glarentza zuckt zusammen und greift in seine Jackentasche, zerrt das Gerät heraus und starrt es an. »Robert ...«

»Robert ... welch nette... was...«

Richard sieht zu, wie Glarentza förmlich zu Asche erbleicht. »Ja ... natürlich... ich...« Mehr bekommt er nicht raus, sein Bruder muss ihn in Grund und Boden quatschen. »Ja... ich...« die Gegenseite hat aufgelegt.

»Wow.« mehr kann er nicht sagen, sucht einen Platz zum Hinsetzen, findet keinen, presst die Hände auf seine Oberschenkel und atmet schwer. »Ja?« fragt Richard, doch Glarentza winkt ab. »Nicht jetzt.«

Ein paar Minuten später, die Richard mit dem angestrengten Beobachten der vorbeieilenden Menschen, blickt Glarentza auf. »Den Dolch und Matters müssen wir nicht mehr suchen. Matters war blöd genug, sich von den Bullen greifen zu lassen, nachdem er versucht hat, Robert damit umzubringen ...« Überraschung, Überraschung, mehr kann Richard nicht denken, was für ein Spass.

»Verdammt ...« Glarentza lässt das Handy fallen, fängt es, versucht es wieder auf den Boden zu

werfen... erfolglos, als ob etwas mit besserem Wissen das Gerät retten will, für einen möglichen späteren Nutzen. »verdammte« erneut. Ist Glarentza sauer, weil der Dolch nun nicht mehr zu seinem Bruder kommen kann, weil er sich die negativen Schlagzeilen schon vorstellt, die ihn mit Matters in Verbindung bringen oder, Richard kichert vorsichtig, weil er ernsthafte Sorgen macht.

»Ich glaube nicht, dass euer Freund die Leute getötet hat!« Martina ist ja auch noch da. Super. Als ob der Tag nicht endlich einen Abschluss finden kann, doch man kann nichts mehr tun außer Warten ... vermutlich liegt Matters schon in einer Zelle, umgeben von Schakalen, die versuchen, die restlichen Momente seines Lebens in eine Hölle zu verwandeln. Oder, er stellt sich wieder zuviel vor. Wie so oft... das Leben ist faszinierend einseitig. Richard kratzt sich am Hinterkopf, fühlt seine eindeutig zu langen Fingernägel zwischen den Resten seines einstmalig vorhandenen Haares aufkommen und gähnt. »Können wir jetzt heim?« Glarentza blickt auf, Martina lächelt. »Natürlich. Herr Glarentza, ich verabschiede mich schon einmal. Richard, darf ich Sie noch ein wenig begleiten? Meine Wohnung liegt in Ihrer Richtung...« Sie verschwinden ohne ein weiteres Wort und auch wenn Richard sich nach einigen Augenblicken umdreht, für einen letzten Gruß, so sieht er dort noch immer Glarentza stehen, allein, verloren und ein Gefühl von Verrat drängt sich ihm auf, doch dann geht er weiter, von Martinas Zerren aus seinen Gedanken vertrieben.

Sie sind fort und Steffen fühlt sich das erste Mal seit Stunden nicht mehr wie ein Elternteil, das sein unwirkliches Kind durch die Gegend schleifen muss, sein Kind und dessen Freundin, die wie ein Teenager wirkt, kleinkariert, egozentrisch und, wie sagt man so schön, »ningelnd.« Weiss Gott erinnert sich Steffen an seine eigenen Kindheit und an seine Geschwister, die genauso waren, die sich über alles beschwerten, was ihr Leben in irgendeiner Art und Weise beeinflussen hätten können.

Dennoch, er fühlt sich auch zu frei, um eine Entscheidung zu treffen, die Menge an Möglichkeiten, ganz gleich, ob vernünftig oder nicht, drückt ihn nieder. Lassoks Mithilfe kann man eh in den Wind schreiben, so wie der schon wieder rumschwankt. Der Atem auch nicht besser, eine Mischung aus Restalk und dem erfolglosem Versuch, mit Rauch aufzuhören. Lassok ist ... ein Alki wie er im Buch steht.

Es gibt Möglichkeiten. Nach Hause gehen. Sich betrinken. Nochmal mit seinem Bruder reden, sich gemeinsam betrinken. Es hatte einen Sinn, dass Robert heute mit ihm gesprochen hat. Familienbande sind umso wichtiger, je seltener man sich sieht. Ein Hauch von Scham breitet sich in ihm aus. Verdammte. Wieso muss ich mich immer um die Leute kümmern, statt diese sich um mich? Seine Gedanken schweifen ab, wie das Flugzeug, das gerade am Himmel einen Streifen über Berlin zieht, die dunkelgraue Ewigkeit wie eine Klinge auftrennt und die Tiefe des Universums präsentiert, kalt und mechanisch.

Es ist nicht gerade viel Zeit vergangen, seit er vom Antiquariat aufgebrochen ist, es fühlt sich nur viel länger an und schon steht er wieder vor den kalten Fenstern mit den toten Einlagen, die eine mehr Vergangenheit aufweisen als er selbst. Er tritt an die Tür und drückt. Nichts geschieht. Eine unsagbare Kraft hält die Tür in seinen Angeln. Ist Robert schon weg. Steffen drückt seine Gesicht an das kalte Glas. Nichts zu sehen ... bis auf einen Schatten. Ist es Robert? Er klopft. Noch einmal. Da ist doch jemand. Der Schatten hat sich eindeutig bewegt! »Robert?« fragt Steffen. Er sieht zwei Hände aus der Finsternis auftauchen, dann verschwindet der Schatten. Die Perlenvorhänge müssen hin und herschwanken, denn dumpfes Licht breitet sich im Laden aus und verschwindet wieder. Hintereingang. Das Gebäude birgt um die Ecke einen Hinterhof der durch eine Tür gesichert ist, doch die ist geschlossen. Da war doch was... Bilder einer Kindheit springen ins Blickfeld. Er lässt beide Hände die Klingeln an den Seiten der Tür herunterwandern. Klack-Klack-Klack... irgendeiner öffnet garantiert die

Tür, während die anderen wütend ans Fenster rennen und schauen, welcher Strolch da einen Streich spielt.

Er surrt, er sprintet, wie seit Jahren nicht mehr durch das sich öffnende Tor, sucht einen Weg, eine Abkürzung. Da. Die Tür steht offen. Shit. Der Gang dahinter bedroht die Gesundheit, dennoch schiebt sich Steffen weiter, Schritt für Schritt. Eine dunkle Stelle auf dem Boden, er stößt mit dem Fuss dagegen. Jemand stöhnt. »Robert!« Steffen beugt sich hinunter, da blitzt etwas auf, in seinem Kopf, Schmerz reißt ein Loch in seinen Verstand und dann ist da nichts mehr.

Ich kann nicht anders, starre auf den Dolch, der vor mir auf dem Tisch liegt, ein himmelblauer Tisch, von den Zeiten gestraft, von hunderten Händen gewischt, seines Glanzes beraubt, nur noch ein Abbild seiner selbst. Darauf Hände, meine, die Daumen unter die Tischkante geklemmt, als müssten sie sich festhalten, mich davon abhalten, nach hinten wegzukippen, obwohl der Stuhl mehr oder weniger stabil, dafür Welten von bequem entfernt ist. Andere Hände mir gegenüber, am anderen Rand des Tisches, tippen mit dem Zeigefinger auf die lacküberzogene Oberfläche, die mehr und mehr wie ein Ozean wirken muss, wenn man nicht genau hinschaut, sondern sich gestattet, den Focus zu verlieren. In der Mitte, wie ein schwarzes Loch direkt vor der Sonne, der schweigsame Dolch. Im Hintergrund Schritte, die umherwandern, nach einem nicht näher bestimmbareren Prinzip.

Worte dringen in mein Ohr, doch ich verstehe sie nicht, erst, als die Hände mir gegenüber nach dem Dolch greifen, kann ich reagieren. »Wie?« ist meine Frage, die Hände der Frau mir gegenüber werden zur Faust und die Druckwelle ihres Aufpralls wirft mich entgültig in die Realität zurück. »Ich fragte, ob Sie wissen, was Sie getan haben.« Ich schüttele den Kopf. »Ich ...« Sie nickt. Es ist diese Frau Müller. Ich komme langsam dahinter, dass sie mich nicht leiden kann, ganz gleich, was ich getan haben muss. Die andere Frau, groß, mit Muskeln, die sich hinter dem Kleid abheben wie eine verlorene Statue, ist stehengeblieben. Sie spricht nicht, starrt nur auf die Waffe, dann auf mich. »Ein Angriff auf eine unbeteiligte Person mit einer Waffe, die Sie aus dem Labor gestohlen haben. Das ist die knappste Version, die mir einfällt. Tun Sie was, sagen Sie was, was Ihnen hilft, sonst muss ich Sie hierbehalten.« Wie meint sie das? Der Schweissausbruch auf meinem Kopf weiss schneller als meine Verstand, was Sache ist, was sie damit sagt. »Sie verhaften mich?« fragt meine Stimme, irgendwo aus dem Hintergrund. Sie reagiert nicht. Dennoch höre ich irgendwas mit Entwendung von Beweismaterialien und nicke. »Ich weiss nicht, woher ichs habe, okay?« meine Kleinkinderstimme, trotzig, erfolglos. Ich versuche auf unschuldig-hinter-Gittern, die »ich war im Augenblick nicht Herr meiner Sinne, nicht ich selbs.«-Verteidigung anzubringen und hoffe, sie funktioniert.

Also versuche ich es mit einer Art Wahrheit. »Ich weiss nichts davon. Ich bin irgendwie aufgewacht, dort ... in Pankow, mit dem Dolch bei mir und musste mich entscheiden, undich habe mich, okay, ja, falsch entschieden. Steffen, ich meine, Herr Glarentza, hatte mit von seinem Bruder erzählt und ich hätte das Ding, sicher!, das Ding zurückgebracht, wo immer es herkam, wenn nicht diese blöde Sache passiert wäre.« Ich verschweige, dass ich diesen Robert angegriffen habe, weil der Dolch es mir befohlen hat, dieses »Ich weiss nicht, wo es herkommt« reicht schon, um mich für längere Zeit in psychiatrische Obhut zu verfrachten. Die große Frau verlässt das Zimmer und ich bin allein mit dieser anderen, ich glaube, Müller, die mich mit Augen anstarrt, die nur bedeuten, dass ich so am Arsch bin, allein dafür, dass in meiner Umgebung Dinge geschehen, die sich mies auf ihr Leben auswirken. Oder das Leben anderer, meine ich. Ich versuche, die Sache aufzulockern. »Ihr Partner, dieser... ich weiss seinen Namen nicht mehr, hat der heute frei? Ich habe Ihre neue Kollegin noch nicht gesehen, als wir uns...« Ich muss notgedrungen stoppen, weil ihre Hände einen blassen Ton angenommen haben. Ich sage auch nichts, als sie aufsteht, die Fäuste, die sie geformt hat, auf dem Tisch lässt, mich anstarrt, als wäre ich der Teufel. »Was sagen Sie?« fragt sie.

Hab ich was falsches gesagt? Gerne wiederhole ich es nicht, aber ... Sie schlägt zu. Nicht auf mich ein, sondern auf den Tisch, der gefährlich wackelt. Gefährlich für mich. Die andere Frau tritt näher. »Der Kollege, auf den Sie anspielen... ist...« Frau Müllers Handbewegung stoppt den Satz. »Das tut hier nichts zur Debatte. Jetzt ist es an mir, etwas aufzudrehen.« Doch. Ooooooh doch. Sie prügeln mich fast ins nächste Leben, weil ich den Dolch bei mir habe und...« »Maul!« Es ist Samstagnachmittag, fast schon Abend und ich sitze in einem Zimmer mit einem guten und einem bösen Cop, wobei der böse mich umbringen will. Das Leben ist super.

»Und der weitere Plan?« frage ich, um abzulenken. »Wir werden schon was für Sie finden, Herr Matters, keine Sorge.« Ich kenne die Frau nicht wirklich, aber ihr süffisantes Lächeln, hervorgezaubert aus der Tiefe eines Ozeans aus Gefühlen lässt meine Ahnungen in die dunkle Richtung abgleiten.

Kurz bevor sie mich hochzerzt, klopft es an die Tür und ohne eine Reaktion meiner beiden Bewacherinnen abzuwarten, tritt ein Mann herein, ein Mann ohne besondere Auffälligkeiten, fast schon ein Mensch der Menge. Er trägt eine Brille, die er abnimmt und reibt, die Augen zusammengekniffen, als wäre er lange nicht mehr hiergewesen und erinnere sich nur an die guten alten Zeiten.

»Lasst den Mann gehen. Wegen der Dolch-Sache wird er sich verantworten müssen, mehr nicht.« Frau Müller reagiert erst nicht, dann, als wäre der Schock zerbrochen, beginnt sie zu zucken. »Chef, er ... weiss, was mit Bernd und den anderen passiert ist!« Der angesprochene Chef schüttelt den Kopf. »Lassen Sie ihn gehen. Glarentza hat seinen Bruder gefunden, den Betreiber des Antiquariats. Tot. Sagen wir mal so: Es ist kein schöner Tatort.« Die große Frau tritt näher heran. »Aber waren wir nicht erst vor einer Stunde dort?« Der Chef nickt. »Vermutlich war noch jemand im Laden, als Sie dort waren und Sie haben ihn übersehen. Ich kann es nicht sagen, ich kann nur sagen: Herr Matters«, er dreht sich zu mir um, »Sie können gehen. Vorerst.«

Na wer wartet denn da draußen, die ganze Bagage, außer Martina, die ist sicher klug genug gewesen, sich nicht offen mit den anderen zu zeigen, man ginge ja sonst Verbindungen aus, die nicht da sind. Oder doch? Richard grinst wissend.

»Ich habe gehört, du hast meinen Bruder ... nicht umgebracht... aber...« Glarentza knirscht hörbar mit den Zähnen, ich rutsche einen Schritt zurück, »wohl angegriffen... nicht wahr?« »Der Dolch... das war der Dolch.« Seine Hand landet genau dort, wo sie nicht soll, in meinem Gesicht, meine Reaktion, ich muss nur noch zudrücken, dann fällt er um und ist mit der Verwandtschaft wieder vereint, aber Richard reisst mich zurück. »Lass das. Er hat recht und du hast seinen Bruder angegriffen.« Ich starre ihn an, formuliere meine Worte mit Bedacht... erneut »Der Dolch hat das getan. Ich weiss, es hört sich komisch an«, einen Euro in die Klischeekasse, »aber er lebt.« Donner hebt sich aus dem Hinterhalt und legt sich in die Stadt. Ein Laster hat die Ausfahrt eines Busses übersehen und die beiden haben sich auf der Kreuzung ungewollt getroffen, sprich, kein Donnerschlag eines späten Horror-Gewitters.

»Beruhigen wir uns ... gehen wir was trinken. Es ist Zeit, dass wir trinken.« Richards Idee ist die beste seit langem.«

»Ich kann nicht verstehen, wieso Sie ihn haben laufen lassen. Seine Fingerabdrücke sind auf dem Dolch. Damit wurden Menschen ermordet und er hat den Antiquar angegriffen.« Irina fühlt die Wellen in ihrem Kopf, Wut, wie sie steigt und wieder abebbt. Die neue Kollegin schweigt, sichtbar unwohl in ihrer Haut, taxiert sie nur durch ihre zusammengedrückten Augen. Nur ihr Chef wagt eine Reaktion. »Irina ... ich habe dir schon öfter gesagt, ohne Beweise und besonders mit Alibi gibts keine Leute, die

man in den Knast werfen kann. Nicht in diesem Laden, nicht in diesem Land, klar?» Er dreht sich um und wandert zum Fenster. »Nicht, solange ich hier euer Boss bin. Und nun ab, wir müssen wissen... was nun wirklich passiert ist.«

Ob es ein Gelage ist oder nicht, mich ekelt es vor dieser Gruppe. Ich sitze mit Glarentza und Richard in einer dieser edlen Kneipen, die sich traditionell schimpfen, die aber weniger Bier als irgendwelche Cocktails anbieten. Das sieht man auch an der Klientel und ich gestehe es.. wir gehören nicht dazu. Ich verziehe mein Gesicht vor dem Hintergrund-Tratsch und starre in den Whiskey Sour, den ich mir herzlich verdient habe. Richard hat sich anscheinend entschlossen, abstinent zu werden. Wir schweigen, was unter dem Gebrabbel um uns herum die gesündeste Lösung ist.

»Wieso warst du bei Robert?« fragt Glarentza, blickt weiter ins Glas und verzieht sein Gesicht. »Ich war im Labor, als ihr drei den Dolch gesucht habt. Du hast telefoniert.« Wir schweigen wieder. »Ich wollte wissen, was das Teil ist. Niemand bringt einfach Leute um ohne einen Grund, Steffen.« Nicht mal ich, möchte ich ergänzen, aber in Anbetracht der Situation lass ichs.

»Tja, ich halte so ein Messer einfach mal für ein Messer. Auch wenn du meinst, dass es was magisches ist.« Richard nickt in sein Wasser. Ich muss endlich was sagen. »Ich war bei Ignatius.« Die Blicke, die Folgen, verdammen mich über Generationen in die Hölle und meine potentiellen Nachkommen ebenso. »Bist du ...« Glarentza schnaubt »komplett bescheuert?« Selbst Richard schüttelt den Kopf. »Seine Freundin hat mich »eingelade.«« Ich senke meine Hände wieder. »Welche?« fragt Richard. Ich zucke mit den Schultern. »Hat er mehrere?« Richard grinst müde. »Der hat mehr Freundinnen an einer Hand als ein Zuhälter im alten Rom.« »Er gehört zu den Verdächtigen, Roy. Wieso sonst hat er überlebt, wo andere sterben. Und sag jetzt nichts von wegen »Er war nicht da.« Natürlich muss man nicht da sein...« Glarentza hat sich in Rage geredet und ich muss ihn machen lassen. Ich kenne diese Art selbsterfülltes Selbstgerede, wo alle anderen Gedanken, besonders die von anderen Leuten, nur stören. So wie er angefangen hat zu reden, hört er auch wieder auf. Schweigt seinen Weg durch das Glas. Steht auf. »Ich brauch noch was.«, ist fort.

Richard zuckt mit den Schultern. »Ich weiss nicht. Vermutlich ist das seine Art der Trauerarbeit.« Ich nicke schweigend. »Hat der Dolch wirklich diese Kräfte?« fragt er. »Wie ich es sagte ... ich war nicht mehr ich selbst, nur... wie soll ich sagen... eine Maschine und der Dolch das Gehirn. Es ist so, wie der Alte es mir vorgelesen hat...der Dolch lebt.« Glarentza ist zurück und hämmert seine Flasche Bier auf den Tisch, vielleicht, um ein Zeichen zu setzen, vielleicht nur aus Wut. »Roy hat erzählt, dass der Alte ihm die Geschichte vorgelesen hat.« »Oha«, ist die Reaktion, die ich persönlich nicht erwartet habe. »Wieso? Ist das nicht irgendwie geheim?« frage ich. Glarentza schüttelt den Kopf. »Der Alte versucht immer, ein Mysterium aus sich zu machen. Immerhin ist er nun einer der wenigen noch Lebenden des Clubs. Aber die Geschichte... die kennen wir. Die hat er man vorgetragen, als der Club noch größer war und die meisten Leute noch geatmet haben. Sorry, aber die Geschichte war und ist scheiße. Weltraumkugeln aus Metall und irgendso ein Junge, ungeliebt wie Brawn selbst findet die, während irgendwelche Kampfmönche« Er kann nicht weiterreden, ein Lachanfall hat ihn gefunden, Richard ist dabei und ich tue so, als ob mich das auch amüsiert.

Als hätte jemand einen Schalter umgelegt, erlischt dieser Ausbruch und Schweigen findet sich wieder ein, unterbrochen vom wüsten Gerede der anderen Gäste, die hier draußen am Samstagabend, irgendwo in Friedrichshain, in einer Kneipe, die keiner kennt und jeder besucht, ihre Woche abschließen, natürlich im Vollrausch. Es wird Zeit, sich noch etwas zu holen. »Bin gleich wieder da« sage ich und versuche, mich durch die Massen zu schieben. Irgendwann bin ich zurück, unbestimmte Zeit später, so erleichtert, wie nur möglich, als die Finsternis über mich hereinbricht. Ich weiss, dass das

Phantom hier ist, als hätte der Dolch ein Licht in meinem Kopf angeschaltet, aber vergessen, ihn auszuschalten, als man ihn mir entrissen hat. Super, jetzt habe ich auch noch Superkräfte, die ich einsetze im Kampf gegen was? Ich schaue mich um, erkenne aber niemanden, nur halbe Gesichter, die in Reihen an der Bar sitzen oder Zuspätkommende, die einen Platz suchen, den Mund in Zorn und Panik verzerrt. Tja, wer zu spät kommt ...

Das Phantom ist noch immer hier. In meinem Kopf bekämpfen sich zwei Feinde, Angst und Neugier. Die Angst siegt. Ich stampfe durch die Menschenmenge, die sich vor mir teilt wie ein Berg, gar nicht. Ich stoße Leute beiseite, die mehr murren als laut werden, was vermutlich an der späten Stunde und am erhöhten Alkoholspiegel liegt. Ich bin dabei, die Tür aufzustößen, da sehe ich vor mir ein Gesicht ... in einem Wagen, der wie zufällig gegenüber steht, Parkverbot, ein Gesicht, das von den Schatten der Wände zwischen dem Licht der Kneipe und ihm selbst verdeckt werden würde, wenn nicht ein unglücklicher Fahrradfahrer, vermutlich ebenso hacke wie die Leute auf den Straßen, seine Funzelbirne zum Aufleuchten bringen würde. Es ist die Rothaarige, die große, die mit den Muskeln. Ihre Gesicht bleibt starr, nur ihre Augen, so weit entfernt sie sind, werden größer, doch reagiert sie nicht.

Das Gefühl der Gefahr ist vorbei, die Novemberluft ist kalt und nass und meine Haut fühlt sich schon jetzt schrumpelig an, so dass ich in ihre Richtung gehe. Kurz bevor ich vor dem Auto bin, öffnet sich die Tür und sie steigt aus, zündet sich, als ob sie mich erwartet hätte, eine Zigarette an. »Ich verfolge Sie.« sagt sie und das hört nicht einmal schuld bewusst an. »Zum Samstagabend?« frage ich. Sie zuckt mit den Schultern. »Morgen wäre jemand anders dran. Vergessen Sie nicht, Sie sind verdächtig.« »Und wenn ich aggressiv werden würde?« Sie lächelt! Tatsächlich hat sie die Fähigkeit, dies zu tun, was ich nicht erwarten konnte. »Sehe ich so aus, als ob Sie aggressiv werden könnten, Herr Matters?« Ich nicke grinsend. »Für einige Ihrer Kollegen bin ich ein gefährlicher Mann der ein Dutzend Menschen ins Jenseits befördert hat.« »Vielleicht waren Sie es nicht, aber ...« sie zieht an der Zigarette, hustet, zieht noch einmal. »...aber was?« »Aber wenn Sie es nicht waren, dann war es jemand anders und dieser andere ist irgendwie mit Ihnen verbunden und könnte irgendwo in der Gegend sein, mit einem Fernglas, uns beobachten und hoffen, dass Sie auf ihn aufmerksam werden. Sie haben den Dolch in Händen gehalten. Danach war ein Mann tot, ohne dass Sie ihn damit angegriffen haben.«

Ich kann dazu nichts wirklich sagen. Dagegen auch nicht. »Und nun?« Sie zerrt noch einmal an der Zigarette und wirft sie dann auf den Boden. »Sie gehen zurück in die Kneipe, trinken weiter und ich schaue, was ich tun kann, damit Sie irgendwann mal aus unserem Blickfeld verschwinden. Sprich: Ich suche den bösen Mörder und Sie nicht.«

»Er ist draußen« Richard deutet aus dem Fenster. »Sieht aus wie die Rothaarige aus dem Kommissariat. Bisschen spät für Arbeit.« Glarentza winkt ab. »Vermutlich steht sie auf ihn.« Richard grinst in sein Glas Wasser. »Sie verfolgt ihn, weil sie glaubt, dass er deinen Bruder ...« Er stoppt, zuckt mit den Schultern. »Wir kannten uns kaum und... Matters tötet keine Leute, insbesondere ohne Waffe. Er« Glarentza lächelt müde »lässt sie förmlich am ausgestreckten Arm verhungern. Wenn ich sein Buch so lese, dann möchte ich lieber in den Kühlschrank kriechen.. aber... er ist nicht schlecht...« Richard nickt »Schade, dass der Knabe so langatmig schreibt.« »Ja?« Die Stimme aus dem Hintergrund. Richard muss sich nicht umdrehen. »Willkommen zurück, Roy.« Roy sackt auf den Stuhl, starrt auf den Tisch. »Die Bullen denken, ich würde den Täter anlocken ... im Gegensatz zu meinem Verleger und... Richard..meine Leser?« Super Aussichten. Roy ist vergrätzt. Eine kleine Diva. Glarentza starrt in sein Glas. »Richard, ist das wirklich so? Schreibe ich scheiße?« Man weiss nicht, ob der fehlende Alkohol motivierend wirkt, aber Richard sieht sich selbst schreiend davonlaufen. »Du schreibst aufwändig, wo du einfach schreiben könntest. Deshalb haben die Leute Angst, dein Buch überhaupt in die Hand zu nehmen. Gut, das hält andere nicht davon ab,

erfolgreich zu sein... in deinem Falle, äh... du lebst einfach 50 Jahre zu spät für diese Art zu schreiben. Die Leute, die solche Sachen lesen, sind schon lange tot.«

Roy als zerstört anzusehen, wäre falsch und korrekt zur selben Zeit. »Okay« sagt er und starrt auf den Tisch. Richard schlägt ihm auf den Rücken. »Du bist jung, kannst noch lernen. Nicht wie wir ...« er blickt hinüber zu Glarentza, »alten Säcke, die verdammt sind, immer dasselbe zu wiederholen.« Glarentza schüttelt den Kopf. »Wieso Robert? Was wusste er und von wem und überhaupt. Fuck.« Er starrt auf den Tisch. »Irgendwas ist in seinem Laden.« »Der ist versperrt.« meint eine Stimme von hinten. Frau Müller mit dem Ausdruck eines ausgeschlafenen Katers. »Sie verfolgen uns also?« fragt Roy, die Augen aufgerissen, als hätte er einen Geist gesehen. Sie nickt. »Und das nichtmal freiwillig. Hören Sie, wie Ihnen, Herr Matters, Roy, meine Kollegin gesagt hat, deren Schicht geendet hat, gesagt hat, ist der Mörder irgendwo in Ihrer Nähe. Dieses Arschloch ...« Sie holt sich einen Stuhl von einem der anderen Tische, deren vormaliger Inhaber dummerweise Augenblicke zuvor zum Rauchen vor die Tür verschwunden ist und rutscht näher. »Ich glaube, da steckt mehr als nur eine Person dahinter. Weibliche Intuition.« Ihre Augen werden zu Linien, dann verschwinden sie vollständig im wechselnden Licht des Etablissements um uns herum. Vermutlich, denkt sich Richard, halluziniere ich wieder. Oder noch.

»Sind Sie nicht diejenige welche, die diesen Entführungsfall ...?« Sie winkt ab. »Das ist schon Ewigkeiten her, kein Mensch interessiert sich dafür noch. Sie blickt in die Ferne, betrachtet, so scheint es, eine andere Welt, deren Existenz nur den Eingeweihten bekannt ist. »Der Dolch ist gefährlicher als es den Anschein hat. Ich habe 2 Leute abkommantieren lassen, die sich darum kümmern, dass ihn keiner ohne Handschuhe berührt. Was Sie erlebt haben müssen, Herr Matters, könnte eine Art Vergiftung sein.« »Oder was okkultes« antwortet er. »Ich versuche erstmal, in unserer Welt zu bleiben, wenn Sie damit einverstanden sind.« Sie lächelt. Er nickt. »Hey, solange Sie leben, können Sie sich anders unsterblich machen.« Sein Gesicht schwankt zwischen Entsetzen und Lachen hin und her. »Ich wollte selbst mal schreiben, aber Sie wissen ja, Zeit ist Geld und Geld is knapp. Eine der Toten hat über mich geschrieben, das reicht mir schon.« »Wie bitte? Verdammt, ich sollte ein Autogrammheft dabei haben.« Glarentza grinst verschmitzt, bevor er aufsteht und verschwindet. »Glauben Sie, irgendjemand aus meiner Umgebung hat was damit zu tun? Den Morden, dem Blutbad, Ihrem... Kollegen...« »...und Freund, ja. Dieses Ding, das sich dahinter verbirgt, das wie eine Krake die Arme danach ausstreckt...« Das Handy klingelt, im falschen Augenblick. Gedankenverloren nimmt Irina das Gespräch an. Sie wird bleich, ihre Augen fallen in die Grube hinter ihrer Stirn, Atem stoppt. »Gut. Ich komme.« Sie wirft das Gerät auf den Tisch. »Der Dolch ist weg. Schon wieder. Shit. Langsam kommts mir vor, als hätte er seinen eigenen Kopf. Kommen Sie mit, Matters. Ich habe das Gefühl, dass Sie genau derjenige sind, der Licht ins Dunkel bringen kann.«

Richard bleibt sitzen, auf dem Stuhl, der seine Brieftasche festhält. Minuten später, als ob Glarentza nichts bemerkt, setzt er sich wieder hin. »Die anderen sind weg?« fragt er. Richard nickt. »Der Dolch.« Glarentza seufzt und reibt sich die Augen. »Ignatius. Wir müssen mit Ignatius sprechen.«

»Nicht doch mit dem?« Richard erhebt sich nun endlich auch. »Ich hasse den. Der ist ein Idiot.« Glarentza nickt. »Und er wird garantiert schon pennen. Und er ist mir unheimlich mit seinen Sammlungen.« Richard senkt seinen Blick. »Du weißt schon, dass er den Dolch erwähnt hat. Einen Dolch, der die Gedanken der Menschen beherrscht, aus einer fremden Welt kommt, jenseits der Tiefen des schwarzen Weltraums, dort, wo die alten Dinge leben ... naja...«

»Das sind Informationen, die wir der Polizei voraus haben, Richard. Begreifst du es nicht? Es ist eine Chance, die man nur einmal im Leben hat. Die Bullen sind weg, wir sind allein, hier, in unseren, nunja, besten Jahren und irgendwo sitzt ein Mastermind, ein Wahnsinniger, den wir stoppen können, ein alter Mann ohne jegliche Freunde, nun, bis auf seine »Regina« oder wie sie heissen mag.« Glarentza grinst.

Der Alkohol war zuviel und zu gut für diesen Mann heute. »Vergiss es, geh nach Hause, Steffen. Es ist nicht deine Baustelle. Nichtmal unsere Baustelle. Komm, ich ...« Glarentza würgt den Satz ab. Mit verächtlichem Schnaufen wirbelt er um, die Bewegungen eines Betrunkenen, der denkt, dass er alles im Griff hat, dann verschwindet in der Nacht. Richard lächelt in sein Glas Wasser und setzt sich wieder. Eine Hand von hinten auf seine Schulter. Er blickt sich nicht um.

Sturmklingeln in der Nacht. Gut, auch wenn es nicht ich bin, der es tut, nervt es doch sicher gewaltig. Irina steht neben mir, das Gesicht verzerrt und zornig, ich bin nur ein Mitläufer, dennoch fühle ich mich schuldig. Jemand öffnet die Tür, es ist ein dicker Mann mit Zornesfalten auf der Stirn und Augen, die sich nach Schlaf sehnen. Seine Klamotten scheinen aus dem letzten Jahrhundert zu sein, doch er erhält einen respektvollen Blick meiner Begleitung. »Chef, ich bin so schnell gekommen wie möglich.« Er blickt mich an. »Das ist doch dieser Matters, Müller ... wieso ist der bei Ihnen?« »Sie würden es mir nicht glauben. Lassen Sie mich machen, ich weiss, was ich tue.« Er zuckt mit den Schultern, vermutlich ist das nicht die erste Ansprache in dieser Art und außerdem ist er müde. Lebhaftige Bewegungen im Kommissariat, je näher man dem Labor kommt. Ein Mann im Laborkittel, vermutlich hat er was mit dem Labor zu tun, steht herum, kopfschüttelnd, die Hände in die Seiten gestemmt. »Ah, Irina«, sagt er, schaut mich an, nickt verständnislos. »Vermutlich sind Sie der junge Mann, der den Dolch das erste Mal entwendet hat. Buschfunk. Und nun?«

Ich trete näher. Was mir fehlt, ist dieses Loch in der Wand, der herausgerissene Safe oder die Safe-Tür, die auf dem Boden liegt. Stattdessen nichts. Nur zwei Männer, die sich den Kopf halten, an der Wand lehnen und apathisch vor sich hinstarren. »Welche Armee?« fragt Irina und starrt sie an. »Ein Dutzend?« fragt einer der Männer. »Sag ihr die Wahrheit, Mike.« meint der andere »Es waren maximal 2. Ein Kämpfer, schau uns an, und jemand, der Ahnung hat.« »Ahnung?« fragt Irina. Ich antworte für die beiden. »Jemand, der weiss, wie man einen Polizeitresor öffnet?« Er nickt. »Wie gehts eurer Laborassistentin?« frage ich und schaue mich um. Keiner schaut hoch. »Die? Hmm ... keine Ahnung.« »Nur so, wie lang arbeitet die schon für euch?« »Da müsste man in den Unterlagen nachschauen, aber wozu? Glaubst du, dass sie was mit der Sache zu tun hat?«

Nun nicke ich. »Eine Auswahl an verschiedenen Möglichkeiten gibt es nicht. Wenn das hier ein Buch wäre, wäre einer der Leute der Verdächtige. Genau wie im wahren Leben sind die Leute, die sich mit dem Opfer am Besten verstehen, oder anders, die dem Opfer nah sind, recht oft die Täter. Aber das wissen Sie.« Jetzt schlägt mein Hirn, das zuviel gelesen hat, völlig aus. »Die beiden Herren kenne ich nicht.« Ich zeige auf die Polizisten, die sich noch immer den Kopf halten. »Ich bin kein Dieb ...« Irinas Blick lässt mich lächeln. »Ich meine, nicht nochmal. Außerdem lag das Teil hier offen rum, was hätte ich denn tun sollen?« »Es hier lassen?« versucht es einer der Männer sein Glück. »Ich konnte nicht. Jemand hätte es gestohlen.« Er zeigt auf mich. »Haben Sie ja auch.«

Frau Müller greift ein. »Es ist keine Zeit für Rumgezicke, Männer. Der Safe ist offen, also hat jemand den Code eingegeben, der ihn öffnet. Capiche?«

»Martina?« frage ich noch einmal, in der Hoffnung, dass sie meine erste Frage lediglich kurzzeitig vergessen haben. »Wo wohnt sie?« fragt der Mann, der den anderen als Mike bezeichnet hat.

Ein paar Minuten später, die der Rechner im Labor braucht, um bereit zu sein, blinkt ein Cursor, erwartet Befehle. »Hier ist sie.« meint Irina. Ich schüttele den Kopf. »Die sieht aber nicht wirklich so aus, wie sie aussieht. Aber das kann auch ein altes Bild sein.« Sie nickt. »Sie ist bei uns seit einem Jahr. Ich kenne sie nicht wirklich, die Labor-Leute sind ein eigenes Volk, das ungern mit anderen kommuniziert. Aber sie hat sich verändert, eindeutig.«

Ihre Adresse sollte irgendwo stehen. »Hier wohnt sie?« Nette Gegend. »Kommt mir bekannt vor«, meint Frau Müller und tippt weiter. »Mir auch«, sage ich, hebe meinen Kopf. »Ich glaube, Richard Lassok hat eine Stalkerin.« »Oder nur einen Fan«, winkt Frau Müller ab. »Hoffen wir, dass Herr Lassok Herr der Lage ist.«

»Manchmal wird es einfach zuviel.« Sagt Richard. Meint sich selbst. Martina sitzt neben ihm, betrachtet ihn mit großen Augen, als wäre er ein Gott. Kommt Richard zumindest so vor. Sie hat diesen Wahnsinn im Gesicht. »Dieser Dolch, der ist nur für dich geschaffen worden.« Dieser Satz, ein paar Augenblicke zuvor. Schon wieder zuviele Informationen. »Aber ich bin nicht allein damit, Richard. Wir glauben daran, dass er nur zu dir will. Du musst ihn haben, ganz gleich, was passieren kann. Es ist dein Privileg, deine Pflicht ... deine« Ein weiterer Satzteil kommt nicht zustande. Richard ist aufgesprungen. »Ihr habt sie umgebracht?« fragt er. »Wen? Ach deine Freunde...?« Sie schüttelt den Kopf. »Nicht wirklich. Nicht, dass sie es verdient hätten, weil sie deine Kunst abgelehnt haben... auf ihre Art und Weise, aber... wir bringen keinen um.«

»Sie sind hinter dir her« eine andere Stimme. Er will aufstehen, doch die Hände der Frau, die hinter ihm steht, drücken ihn wieder in den Stuhl. »Der Dolch ist sicher« sagt sie. Martina nickt. »Gut. Sonst holt ihn sich ein anderer.« Richard blickt hoch. »Wer?« »Sie lässt sich nieder, neben Martina. »Die den Dolch vorher hatten. Die Mörder deiner Freunde. Wer sonst?« Schon wieder Mehrzahl. »Arbeitet hier keiner Alleine?« fragt er. »Naja, dein Kumpel Matters vielleicht, Glarentza ist eh ein Einzelgänger, der hat keine Freunde.«

»während ich augenscheinlich zuviele habe« flüstert Richard. »Was ist nun mit dem Dolch?« ist die lautere Reaktion. »Wie meinst du das? Der Dolch ist außergewöhnlich, genauso wie du und deine Bücher. Wir glauben, er gehört zu dir, der Dolch, ganz gleich, was andere sagen würden. Sie kennen dich nicht. Und sie wissen nicht, dass wir das Schmuckstück haben.« Sie grinst. »Irgendwann wissen sie es aber. Martina ... du arbeitest im Labor. Wer sonst würde wissen, wie man den Safe öffnet?« Sie wird bleich, wischt sich nervös die Stirn. Ihre Freundin legt die Hand auf ihre Schulter. »Keine Sorge, du hast ein Alibi.« »Und was jetzt?« fragt Richard.«

»Es wird Zeit, unsere potentiellen Feinde auszuradieren.« Sie grinst. So er sie betrachtet, weiss er, das sie Recht haben könnte. »Sie haben den Polizisten verletzt.«, flüstert er. Sie nickt. »Er sollte nur schwer verletzt werden ... aber nunja, manchmal fallen die Leute einfach so in Dolche und sterben.« Sie zuckt mit den Schultern. »Keiner ist auf die Idee gekommen, dass...?« Richard möchte aufstehen, lässt es. »Ich jemand sein könnte, der Menschen umbringt? Hör zu. Der Dolch hat einen eigenen Kopf. Und er sagt, dass du ihn haben sollst. Ich gebe ihn nur weiter. Das geht aber erst, wenn die anderen fort sind. Ich meine tot. Deine Freunde und der Alte mit seiner Schlampe. Und, wenn wir ehrlich sein wollen, meine Kollegin weiss auch zuviel. Hierher haben wir Zeit zu verschwinden. Wobei...« sie lehnt sich nach vorn. »Wer weiss, ob sie überhaupt rausfinden, was wir getan haben.«

»Niemand da.« sagt Frau Müller und ich bin bemüßigt, ihrem Eindruck zu folgen. Sie klingelt noch einmal. Der Ton schallt durch das nächtliche Haus, keiner meldet sich, als ob sie alle, all die kleinen Menschen in ihren Wohnungen in der Finsternis warten, dass der ungebetene Besucher die Zwecklosigkeit seiner Tätigkeit einsieht und aufgibt. »Vielleicht ist er noch in der Bar?« versuche ich anzubringen. »Shit, daran habe ich nicht gedacht. Ist Richard wirklich so ein ...« sie macht das internationale Zeichen für Schluckspecht. »Ich weiss nicht. Er ist hart an der Grenze, wenn Sie mich

fragen, aber bisher konnte er sich meistens zurückhalten...« Bis auf die Tatsache, dass er besoffen bei mir vor der Tür stand, aber das ist eine Ergänzung nicht wert, finde ich.

»Wir können gerne zurückfahren und schauen, was da los ist, wenn« Irgendwas klingelt in dieser kalten und einsamen Nacht. Es ist ein Handy, das sich in meiner Hosentasche befindet, mein Handy. »Ja?« ist meine Reaktion, ich bin ja nicht gewöhnt, überhaupt angerufen zu werden. »Komm zu Ignatius. Komm allein. Wir haben hier etwas gefunden, dass du dir sofort anschauen musst!« Er legt auf. Frau Müller schaut mich fragen an. »Richard«, sage ich. »Wir sollen uns bei Herrn Brawn treffen. Allein. Also ohne Polizei, ohne Sie ... aber...« Ich schweige, blicke in die Straßenlaterne, die sich vor dem Fenster des Treppenhauses befindet, schweige noch immer, als Frau Müller mich die Treppe hinunterzerzt und ins Auto schiebt. »Glück muss man haben« meint sie und startet den Wagen. »Ich vertraue ihm nicht« murmele ich. Sie schaut mich an. »Vertrauen Sie keinem. Ich habe auch zuviel vertraut. Hätte mich fast mein Leben gekostet.« »Ich vertraue der Sache auch nicht. Er hörte sich nicht an wie der Richard, den ich sonst so kenne. Gefahr lauert da draußen.«

Die Fahrt wird zum Disaster. Ein früher Kälteeinbruch hat die Stadt in einen Spiegel aus Eis verwandelt und die Reise erinnert mich eher an 40 Jahre eisige Wüste als an einen November in Berlin. »Ich habe nachgedacht.« sagt sie, während sie den Wagen durch die Nacht lenkt. »Diese ganze Sache kommt mir inszeniert vor, als hätte jemand einen Plan vorbereitet, den jetzt andere Schritt für Schritt abarbeiten, ohne zu wissen, dass sie es tun.« Verwirrende Worte meiner Fahrerin, die nebenbei auch manchmal Polizistin zu sein scheint. »Als würde Sie etwas treiben, was Sie nicht wollen?« frage ich. Sie nickt abwesend. Der Verkehr ist trotz der Straßensituation so lebhaft wie jede Nacht, Ruhe gibt es nicht. »Eine Puppe an einem Faden, der mich hin und hertreibt, bis mein Spieler keine Lust mehr hat. Dann landet man in der Truhe und wird vergessen.« Verwirrt von solchen Anmerkungen muss ich mich erstmal räuspern. »Sind Sie in Ordnung?« frage ich. »Das Wort, das ich gesucht habe, ist Belanglosigkeit.« Sie hupt. Ein anderes Auto hupt zurück. »Ich hätte gerne mehr Belanglosigkeit in meinem Leben. Sie als Autor kennen das vielleicht nicht, die Frage, wann man endlich wieder einen 0815-Tag hat, einen Tag ohne Kampf, Verschwörungen, Action.« Sie lacht leise. »Sie haben die Sache gehört, die ich erlebt habe, ich meine vor heute?« »Der Herz-Entführungs-Fall? Ja.« Ein Seufzen entflieht ihrer Kehle. »Seitdem geht es drunter und drüber, Herr Matters, Roy. Als ob einen jemand ins Chaos werfen würde und zuschaut, wie es einem hier unten geht.« »Schicksal?« meine Frage ist überflüssig, denn ich glaube nicht daran. Sie aber vielleicht schon. »Eher ein gelangweilter Regisseur mit einem Drehbuchschreiber, der auch nicht weiss, was er will.« Ich nicke. »Die ganze Sache ist, wie Sie schon sagten, zu abgedreht, um echt zu sein. Aber so ist wohl das Leben, viel zu wahnsinnig, um nicht doch einfach mal nach etwas zu suchen, das keine monumentalen Auswirkungen hat.«

»Das haben Sie von Ihrer Tante...« ist meine Antwort. Sie schaut mich an, ein Auge zumindest weiterhin auf die Straße gerichtet. »Sie nicht etwa auch ...?« fragt sie. Ich hebe meine Hände. »Schuldig im Sinne der Anklage. Aber sind Sie nicht irgendwie stolz, dass jemand etwas über Ihr Leben geschrieben hat? Damit sind Sie förmlich...« ich stoppe, suche nach einem perfekten Wort, das alles beschreibt, finde es dann im allersimpelsten »unsterblich?« »Ich möchte doch nur ein normales Leben. Irgendwie jedenfalls.« Sie schweigt wieder, konzentriert sich augenscheinlich auf den Weg, der vor uns liegt. Die Straßen ziehen vorbei, erinnern an alternative Möglichkeiten abseits des Pfades, der uns hierher geführt hat. Auch wenn ich nicht weiss, was uns erwartet, macht mir die ganze Sache mehr Sorgen als sie es tun sollte. Ich habe Richard bisher vertraut, auch wenn seine Vorliebe für Alkohol und sein Bedürfnis nach Alltags-Erleuchtung nicht in mein Weltbild passt.

»Die Sache ist ernst. Das hat nichts mit irgendwelchen Wünschen zu tun. Kann man nicht daran denken, wenn man nicht im Auto sitzt? Ich meine, ist die ganze Sache eine Art gesteuerte Meditation?«

»Wir sind da.« Sie unterbricht mich, was egal ist, denn von draußen sieht das Gebäude wie immer aus.

Ein Betonklotz für Menschen. »Seien Sie vorsichtig, es könnte eine Falle sein.« sage ich. Meine: ich bleibe hier. Aber nein, ich wurde ja eingeladen, nicht sie. »Sorry. Irgendwas mit dritter Stock oder so glaub ich.« Sie nickt. Ihre Müdigkeit, die jetzt, in diesem Augenblick, beginnt durchzubrechen, steckt an. Ich gähne. »Alles klar?« fragt sie. Ich lächele irgendwie. »Jaja. Gehen wirs an.«

Die Lampen im Treppenhaus springen klackernd an, alte DDR-Qualität. Jede Treppenstufe ist eine Qual, psychisch. Dann stehen wir wieder vor einer Tür, grau, kalt, alt. Wie der Mann, der öffnet. Die dicke Luft, die beim letzten Mal meine Zunge berührte ist fort. Berlins Kälte hat sich einen Weg erkämpft. »Komm rein, bring deine kleine Freundin mit.« Glarentza im Hintergrund, die Augen auf die grelle Hausbeleuchtung gerichtet, zusammengepresst. Auch aus der Entfernung kann ich sehen, dass ihm nicht wohl bei der ganzen Sache ist.

Die Wohnung erinnert noch immer an den Besuch zuvor, die Wände sind weiterhin besteckt mit Dingen, die mein Auge nicht sehen will, weils einfach zuviel ist. Frau Müller atmet laut ein und aus. »Martina?« Die Angesprochene nickt. »Irina. Schön. Setz dich doch. Hier ist eh nicht genug los.« Das Phantom ist hier. Ich kann es fühlen, sein Zeren, sein Sehnen nach meiner ... Seele. Ich muss umkehren, den Weg nach draußen suchen, vermutlich bleibt mir nur ein Weg. Ignatius legt mir seine Hand auf die Schulter. »Keine Sorge, Sie sind in Sicherheit, mein Junge.«

Etwas glitzert im Licht der Wohnung bedrohlich. Der Dolch! Woher haben sie den? Martina ... sicher wieder sie. »Dein Geschenk.« sagt sie. »Was soll das?« Frau Müller, Irina, wie ich nun weiss, ist nach vorn geprescht und starrt die Waffe an. »Du?« fragt sie. Martina grinst, ein Hauch von Wahnsinn im Gesicht, ein großer Hauch von Wahnsinn, wie mir scheint. Richard blickt nicht hin. Seine Augen sind geschlossen. Meine Vermutung, ihm könnte etwas widerfahren sein, verschwindet augenblicklich, als er lautstark rülpst. »Sorry« ist seine eigene Erwiderung. »Nimm ihn« Martina wieder. »Das ist eine Tatwaffe! Geben Sie sie her!« Und alle schön an die Wand? Noch nicht, meint mein Kopf. Irgendwas ist komisch hier. »Das mit Bernd tut mir leid.« Eine Stimme von hinten, dort, wo der Schatten den größten Teil des Lichts verschluckt hat, aus einer Ecke, die man nur einsehen kann, wenn man nicht abgelenkt ist. Von den Puppenwänden meine ich. Es klickt. »Irina, bitte.« »Tiziana?« fragt die Angesprochene, hebt langsam die Arme und tritt nach vorn. Der Grund ist die 2 Meter Frau mit den Muskeln und einem Gesichtsausdruck ähnlich dem Martinas, lodender Wahnsinn auf beiden Seiten. »Tut mir leid« sagt Glarentza, den Blick abgewandt, starrt nach draußen. »Das Teil ... es hat Kräfte, aber...« Regina², die sich bisher in der Küche aufgehalten haben muss, denn ich hatte sie bisher nicht gesehen, tritt an mich heran. »Na, das ist ja mal ein guter Träger der Vorsehung... was auch immer das ist.«

Ignatius setzt sich in seinen Sessel, anscheinend hat ihn niemand gezwungen, sich eine Alternative zu suchen. »Nimm den Dolch. Zeig seine Macht. Fühle sie.« Ich schüttele den Kopf. »Vergiss es. Ich hatte das Teil schon in Händen. Es ist böse, ganz genau wie Sie in ihrer Geschichte erzählt haben. Es ist garantiert nicht von dieser Welt.« Das laute Lachen der anderen lässt mich zusammenzucken, Erinnerungen an meine Schulzeit flammen auf. »Außerirdisch?« Sie lachen wieder. Tiziana tippt an meinen Kopf. »Du bist bekloppt, Kleiner, aber ... voller Potential. Nein... Der Dolch hat dich auserwählt, sein nächster Träger zu sein.«

»Der Mörder?« Irina zischt mehr als dass sie spricht. »Bernd ... das tut mir leid...« meint ihre Kollegin. »Er war zur falschen Zeit am falschen Ort. Wobei...« Ihr Grinsen lässt die Welt beben. »Es war die perfekte Möglichkeit, um ihn loszuwerden, liebe Kollegin. Wir alle sind verdammt, die Dinge zu tun, die uns das Schicksal audrängt.« »Aber... im Laden, da...« Ich keuche, als mir das Netz der ganzen Sache bewusst wird. »Ich... wollte nicht. Aber... es war notwendig.« Regina² hebt die Hand. Glarentza wirbelt herum. »Du dumme Sau!« »Hey, lasst das!« Ignatius ist aufgestanden und hebt die Arme beschwichtigend. »Lasst das. Dafür ist später mehr Zeit. Um deine Fragen zu beantworten, ist genug

Zeit, Roy. Nimm den Dolch.« »Na los« befiehlt die Frau mit der Waffe, »oder soll ich diesem Haus noch ein Polizist sterben?«

Ich strecke meine Hand aus, doch Richard ist schneller. »Das ist mein Dolch!« Er hält die Waffe vor sich. »Ich fühle die Macht der Klinge in meinem Herzen. Es ist mehr als nur ein Messer, es ist ein ... es ist ein...« Er stoppt. Der Wind aus dem nächtlichen Berlin hat an Intensität gewonnen. Alle Lichter flackern auf und verlöschen. Stromausfall? Ein grünes Licht schiebt sich aus dem vorher nur glänzenden Metall in die Freiheit der Finsternis, wird heller, greller, ein Bogen aus Energie reißt ein Loch in Raum und Zeit und ich fühle, dass ich der andere bin, der wahre Besitzer der Waffe. So trete ich näher, eine Puppe an unsichtbaren Drähten und packe die Waffe, genau wie mein Gegenüber. Er starrt mich an, die Augen aufgerissen, man erkennt jede Faser seines Gesichts, als ob das grüne Licht alles freilegt, was verborgen hätte sein müssen. Die Klinge schneidet sich mir ins Fleisch, doch ich fühle nichts, höre nur mein Blut, wie es über das Metall fließt, zu Boden tropft. Bilder flackern auf und verlöschen. Eine Gestalt, ein Phantom, schneller als ein Schatten, Menschen, die vor Angst aufschreien möchte und sterben, ohne mehr zu tun als zu seufzen. Ich sehe den Kollegen Irinas, wie er auf den Dolch starrt, ihn förmlich anfleht, ihn in den Abgrund zu reißen, ich sehe mich selbst in strahlendem Licht, wie ich vor dem Clubtreffen auf der Straße stehe, eine Verbindung aufbaue, eine Art Sehnsucht in der Trägerin der Waffe, nein, im Dolch wecke. Der Dolch ist... wie soll ich sagen, fühlend ohne atmend zu sein, ein Wesen, das sich seinen Träger selbst erwählt, weil es einen Teil seines Verstandes auf das Gegenüber projizieren kann, um weiterzuleben bis ans Ende aller Zeiten. Dann ist alles fort. Schüsse fallen. Getrappel und Schreie füllen mein Ohr, während ich zur Besinnung komme. Das Licht geht wieder an. Mir gegenüber, den Mund aufgerissen in Staunen und Entsetzen, Richard. Die Klinge, von meiner Hand geführt, steckt in seiner Brust. »Es tut mir leid« sage ich, flüstere es. Er nickt. »Verdammt. Ich dachte, ich sei der Auserwählte... fuck.« Seine Augen drehen sich nach oben, er zittert kurz, dann ist es vorbei.

Wieder ein Schuss. Irina schreit. »Matters, verdammt.« Ich wirble herum. Sie ist im Nahkampf mit Tiziana gelandet, wie auch immer die Frau ihre Waffe verloren haben muss, sie befindet sich vor meinen Füßen. Glarentza ist schneller. »Ich bring euch alle um!« Sein Gebrüll reicht in die Nacht hinaus. Er feuert. Regina² fliegt förmlich davon, eine kupferfarbene Blume auf ihrer Schulter, die wächst und gedeiht. Ignatius sitzt noch immer in seinem Sessel, den Kopf erhoben, starrt zur Decke. »Die Waffe!« Glarentzas Blick scheint alles auszublenden ausser Regina². »Ich bring dich um!« »Nein!« meine Hand ist so schnell, dass ich es nicht sehen kann. Sie rammt dem Mann die Klinge in die Hand. Er feuert, mehr Reflex als gewollt ein Loch in den Boden, lässt die Waffe aber fallen. Abgelenkt vom Schrei des Mannes blickt sich Irina um und bekommt eine Faust ins Gesicht. Sie geht zu Boden. Tiziana schüttelt sich, doch ein Blick in die Runde lässt sie ahnen, dass nichts Gutes mehr für sie rauskommt. Richards Gesicht, kalt und verzerrt, lässt sie aufschreien, bevor sie, wie schnell kann diese Frau sein, durch den Flur stürzt und die Tür förmlich zerschmettert.

»Genauso sollte es sein.« meint der alte Mann und blickt mich an. »Der Dolch hat sein Blutopfer bekommen. Nun bist du sein Knecht. Endlich bin ich frei.« Er steht auf, schwankt ein wenig, bevor er hinaus zum Balkon tritt. Ich höre das Klacken eines Feuerzeugs, den kurzen Geruch einer Rauchwolke, den Gesang des Metalls, als Ignatius sich über das Geländer beugt und dann, nur noch einen Augenblick später, den Aufprall eines Körpers auf der Straße. Während aus der Ferne Menschen angelaufen kommen, kreischen, was man auch immer tut, wenn ein Toter auf dem Boden liegt, hat sich Martina erhoben und lehnt sich über Irina. Sie greift in deren Tasche, holt das Handy heraus und wählt eine Nummer. »Hallo Polizei. Ich habe ein Blutbad zu melden.«

»Er hats nicht geschafft« sagt der Weißkittel und deutet auf die Gestalt hinter dem Einwegglas.

»Schade.« Irinas Gesicht hat sich im Laufe der letzten Wochen erholt, nur noch im Rahmen großer Anstrengungen ist eine Verfärbung sichtbar, die schnell wieder verschwindet. »Er hat den Tod von Herrn Lassok nicht überwunden.« »Aber es war doch ein Unfall.« entgegnet sie. »Die Lichter gingen aus, Frau Terzani hatte ihre Waffe in meinem Rücken, Herr Brawn laberte was von einem magischen Dolch ...« Sie seufzt. »Er denkt wirklich, dass der Dolch magisch ist... nicht wahr?« Der Arzt nickt. »Als er Zeuge war beim ersten Mord, Sie wissen ja noch, die toten Autoren, das hat etwas in ihm ausgelöst, das man eigentlich gleich behandeln hätte müssen. Die 3 oder 4 Tage, die diese ganze Psychose ausgelöst haben, waren, wie ich schon sagte, zu heftig für ihn. In den Bann einer kleinen Gruppe zu geraten, die dachte, dass ein Dolch ein Lebewesen ist und die ihn als neuen Träger auserwählt hat... eine Art fehlgeleiteter Messias... die Leute werden immer dümmere.«

»Frau Terzani ist verschwunden ... halten Sie Ihre Augen bitte offen, nicht, dass sie sich rächen will für den Tod von Herrn Lassok.« Der Arzt nickt. »Herr Matters hat versucht, sich umzubringen. Nur dank der Meldung eines Nachbarn, der ihn in den letzten Tagen zu oft auf dem Balkon gesehen haben will, konnten wir eingreifen. Silvester ist so ein Tag, an dem man noch mehr nachdenkt als sonst. Herr Glarentza war auch schon hier. Er redete mit ihm. Sagte irgendwelche Sachen über Belanglosigkeit und dass er, Roy, die Sache deshalb nicht überwunden hat, weil ein Leben nunmal nicht belanglos ist. Was auch immer er damit erreichen wollte... er war zumindest hinterher etwas glücklicher. Bis... und deshalb habe ich Sie hergerufen, er fixiert werden musste, weil er sich sonst, schon wieder, selbst umbringen hätte müssen.«

»Wie meinen Sie das?« »Der Dolch ... ist der sicher?« fragt der Arzt. Sie nickt. »Aservatenkammer, da kommt auch keiner ran.« »Sie lesen keine Zeitungen, nehme ich an...?« Auf ihren Blick hin wandert er einige Schritte den Flur entlang und zieht eine Zeitung aus einem Abfalleimer. »Immerhin werfen die Leute das Zeug nicht mehr auf den Gang.« Sein Versuch, witzig zu sein, ist einfallslos. »Es ging ihm gut, bis er das Bild gesehen hat...« Irinas Blick vereist förmlich. Kälte zieht durch ihre Adern, lässt sie zittern, ihr Herz wird zu einem Block aus gefrorenem Stahl.

»Der Dolch der tausend Legenden wurde heute dem Deutschen Historischen Museum übergeben. Eine anonyme Quelle hatte das Objekt, das vor 35 Jahren, am 18.11.1977, gestohlen wurde, in der Aservatenkammer eines Kommissariats aufgefunden. Mit Beschwerden durch entsprechende Personen in Künstler- und in Wissenschaftlerkreisen, besonders durch Herrn Steffen Glarentza, den man als Hauptinitiator der ganzen Aktion sieht, der jedoch bescheiden bleibt, konnte eine Rücküberführung des Dolches durchgeführt werden.«

Darunter ein Bild, Glarentza, auf verwirrende Art zurückhaltend lächelnd. Das jedoch ist nicht das Problem. Auf dem Bild, hinter ihm, zwei Gesichter, die Irina zu gerne noch einmal gesehen hätte, bevor diese verschwunden waren, Tiziana und Martina ... zwei Gesichter, die in die Kamera schauen, mit eben jenem Lächeln, das Glarentza pflegt, als hätte er seine Freiheit verloren, als wäre er, nur er, eine Art Puppe, die sich bemüht, ihrem Spieler zu Dienste zu sein. Ein Gesicht, das darum bittet, erlöst zu werden. Erlöst, wie Herr Brawn es ausdrückte... hinter dem Rauschen des Bluts in ihren Ohren, als sie auf dem Boden in eben jener Wohnung lag: »Der Dolch hat sein Blutopfer bekommen. Nun bist du sein Knecht. Endlich bin ich frei.«

17.03.2013

Emanuel Mayer